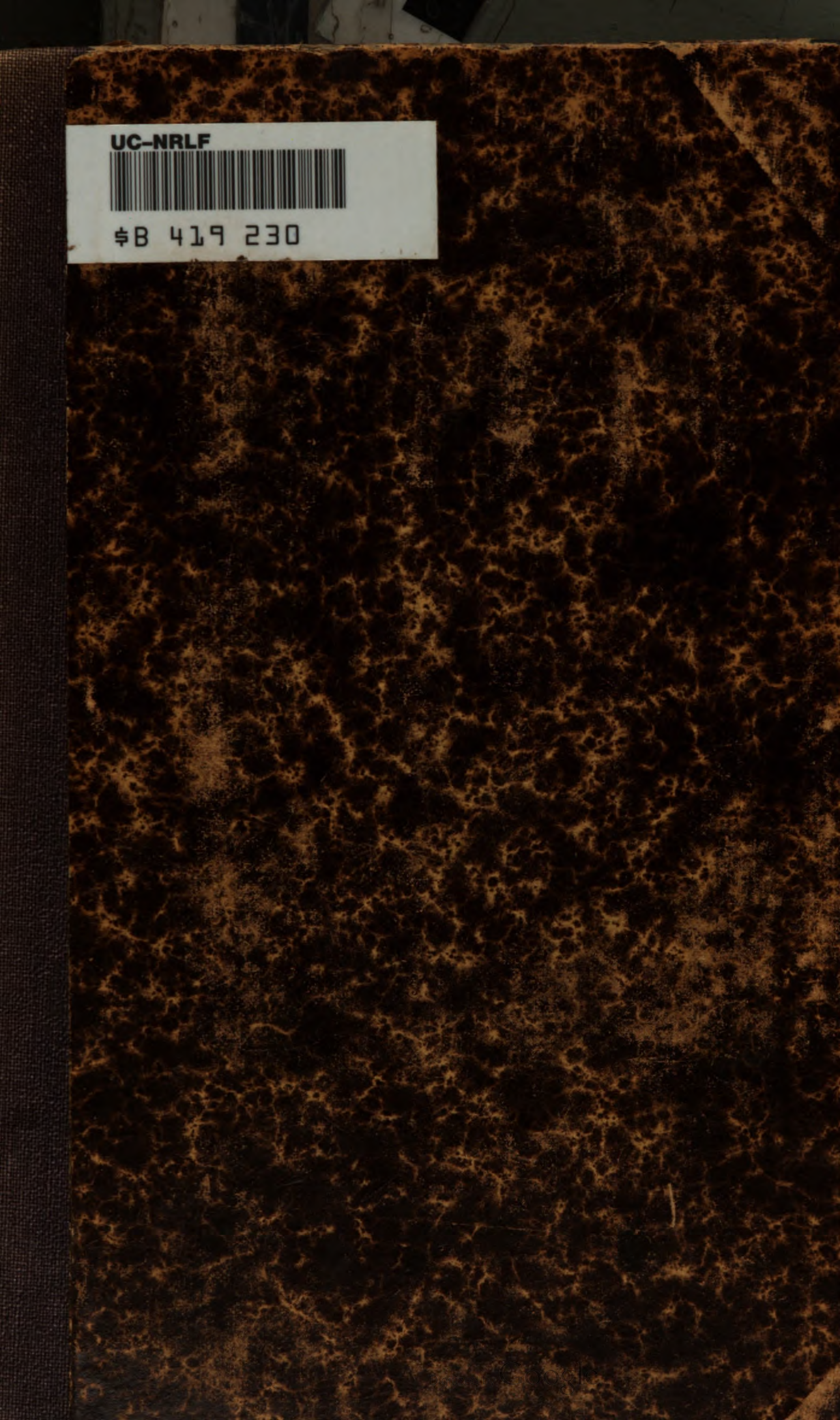

UC-NRLF
$B 419 230



In der Verlagsbuchhandlung von C. F. Plahn in Berlin, sind ferner erschienen:

Album poétique, ou recueil de 227 morceaux extraits des meilleurs poètes depuis Malherbe jusqu'à nos jours; par M. Kartscher et G. Stieffelius. 16. geh. (16 ggr.) 20 Sgr.

Augen- und Zeichensprache, die, in ihren Bedeutungen nach spanischer Art. Ein Seitenstück zur Blumensprache. Mit einem Titelkupfer, in saubern Umschlag. 12. (8 Ggr.) 10 Sgr.

Billau, Otto v., Rache und Verhängniß. Novelle. 8. 1 Rthlr.

Bormann, K., methodische Anweisung zum Unterricht in den deutschen Stilübungen, mit besonderer Rücksicht auf die Fertigkeit im mündlichen Vortrage entworfen, und mit vielen stufenmäßig geordneten Uebungsaufgaben ausgestattet. Ein Handbuch für Lehrer in Elementar- und Bürgerschulen. gr. 8. 17½ Sgr.

Diesterweg, Dr. F. A. W., das pädagogische Deutschland der Gegenwart. Oder: Sammlung von Selbstbiographieen jetzt lebender, deutscher Erzieher und Lehrer. Für Erziehende. 1r. Bd. gr. 8. 1½ Rthlr.

Duncker, (Prediger, Vorsteher und Inhaber der optischen Industrie-Anstalt zu Rathenow), Belehrungen über Brillen, die Beschaffenheit, Auswahl und Anwendung derselben. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Alle, welche der Brillen bedürfen. 2te, mit der Beschreib. einer verbesserten patentirten Gehörmaschine vermehrte Auflage. In Umschlag geh. 12. (6 Ggr.) 7½ Sgr.

Wer da weiß, wie viele Augen durch schlechte Brillen verdorben, wie viele Menschen nicht die Güte und wahre Beschaffenheit einer Brille, wenn sie nicht schädlich werden soll, zu beurtheilen verstehen, — Viele nicht wissen, wie sie Brillen wählen und anwenden müssen, — Viele den Zeitpunkt nicht kennen, den sie zu beachten haben, um durch Brillen ihre schwachen Augen zu erhalten: der wird diese Belehrungen für einen nicht geringen Theil der Brillenbedürftigen gewiß nicht überflüssig finden.

Fröhlich, C. F., historische Bilder aus dem Morgenlande; enthaltend: 1) die Johanniterritter, oder die Eroberung der Insel Rhodus durch die Türken; 2) Sittah, Erzählung aus den letzten Jahren des eilften Jahrhunderts. 8. 1 Rthlr.

Gartenfreund, der kleine, oder Anweisung, um die den Gärten schädlichen Raupen und andere Insekten zu vertilgen und seinen Garten davon zu befreien; nebst einigen andern, Gartenbesitzern nützlichen Sachen. In saubern Umschlag. 8. (4 Ggr.) 5 Sgr.

Hildebrandt, Th., Schicksalsmacht oder das menschliche Ungeheuer; und: die Hütte am See. Zwei Novellen. 8. 1 Rthlr.

Hörschelmann, Aug., Erd- Volks- und Staatenkunde von Deutschland, oder ausführliche geographisch-topographisch-statistische Darstellung der deutschen Bundesstaaten. gr. 8. 1½ Rthlr.

Lüben, A., methodische Anweisung zum Unterricht in der Thierkunde und Anthropologie. Nach naturgemäßen Grundsätzen für gehobene Volksschulen, Bürgerschulen, Berufsschulen, Schullehrer-Seminarien und Gymnasien. gr. 8. 1⅓ Rthlr.

Müller, Heinr., der Kerker zu Munkholm, oder: Verbrechen und Reue des Grafen und Großkanzlers von Griffenfeld, zur Regierungszeit König Christian V. in Dänemark. 2 Bde. 8. 2 Rthlr.

— —, Robert der Schweizer. Historische Bilder aus der Regierungsgeschichte Ludwig XI. und Karl des Kühnen. 3 Bde. 8. 2⅔ Rthlr.

Oldenburg, F. A., Geschichten aus dem Reiche der Wahrheit; auch unter dem Titel: die Flüche der Verlassenen; und: Abenteuer des Junkers Nicodemus von Flenne auf Breischloß. 2 Erzählungen. 8. 1 Rthlr.

Schneider, C. G., Frühlingsblumen oder abwechselnde Unterhaltung. 8. 1 Rthlr.

Seidel, Dr. C., die schönen Künste zu Berlin im Jahre 1826. gr. 8. geh. (20 gGr.) 25 Sgr.
Inhalt: 1) Blüchers Denkmal zu Berlin, mit historischen Rückblicken auf die Entwickelung der plastischen Kunst. 2) Kritische Andeutungen über die diesjährige Kunstausstellung. 3) Bemerkung über Werthschätzung und Ueberschätzung der Sängerinnen und Schauspieler.

— —, die schönen Künste zu Berlin im Jahre 1828. gr. 8. geh. 1 Rthlr.
Inhalt: 1) Berlin's Architektur. 2) Bemerkungen über Musik und scenische Kunst hieselbst. 3) Kritische Andeutungen über die diesjährige Kunstausstellung.

Beide Werke zusammen unter dem Titel:

— —, Miscellaneen zur vaterländischen Kunstgeschichte unserer Zeit. 1ster Band. gr. 8. geh. 1½ Rthlr.

— —, Berlin's Architektur in kunstwissenschaftlicher Hinsicht dargestellt. (Aus des Verfassers erstem Bande der Miscellaneen zur vaterländischen Kunstgeschichte unserer Zeit besonders abgedruckt und mit Zusätzen vermehrt.) gr. 8. geh. (10 gGr.) 12½ Sgr.

— —, Blücher's Denkmal zu Berlin mit historischen Rückblicken auf die Entwickelung der plastischen Kunst. (Aus des Verfassers erstem Bande der Miscellaneen zur vaterländischen Kunstgeschichte unserer Zeit besonders abgedruckt und mit Zusätzen vermehrt.) gr. 8. geh. (4 gGr.) 5 Sgr.

Tegnér, Esajas, poetische Werke. Aus dem Schwedischen. Von Dr. Ernst Theodor Mayerhoff. 1ster Band. Enthaltend: 1) Die Nachtmahlskinder. 2) Die Predigerweihe. 3) Axel. 4) Morgenpsalm eines Dichters. 5) Die Frithjofssage. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Aus dieser ersten vollständigen Uebersetzung der poetischen Werke Tegnér's sind in sauber cartonirten Heften auch einzeln zu haben:

1) Die Nachtmahlskinder und die Predigerweihe. 7½ Sgr.
2) Axel und Morgenpsalm eines Dichters. 10 Sgr.
3) Die Frithjofssage. 1 Rthlr.

Ueber den in Deutschland durch die Frithjofssage so bekannt und beliebt gewordenen Dichter etwas Empfehlenswerthes sagen zu wollen, ist unnöthig; es herrscht nur eine Stimme über ihn. Die Weise, wie Tegnér die alten nordischen Sagen zu seinem tiefen Zweck benutzte, wie er fromm, gemüthlich, zart, gedanken- und bilderreich den Inhalt entwickelt und kunstvoll die Dichtungsformen handhabt, hat ihm so viel Eingang verschafft, daß seine Dichtungen nicht allein in allen gebildeten Familien Schwedens, sondern auch durch Uebersezzungen in fast allen europäischen Sprachgebieten verbreitet sind. Die Nachtmahlskinder sind das beliebteste Confirmationsgeschenk in Schweden, der Axel gab dem Dichter seinen Ruf außerhalb seines Vaterlandes und die Frithjofssage krönte ihn zum schwedischen Dichterfürsten. (Der zweite Band wird baldigst nachfolgen.)

Tintenrecepte, erprobte, zu allen Farben, wie auch zu Tintenpulvern, sympathetischen Tinten, Tinten zum Zeichnen der Wäsche ꝛc. 8. ⅛ Rthlr.

Voß, Dr. Ludwig von, Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben. 8. geh. 1½ Rthlr.

Wehrmann, E., Friedrich Wilhelm der Große, Churfürst von Brandenburg, oder Rathenow's Errettung. Vaterländisches Schauspiel in 4 Aufzügen. 8. (10 Ggr.) 12½ Sgr.

# Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft

für

## Deutsche Sprache

und

## Alterthumskunde.

Herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Erster Band.

Mit Beiträgen von August, Diesterweg, Fischer, Graff, Lütke, Maßmann, Pischon, Ribbeck, Wackenroder, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Berlin, 1836.

Verlag von Carl Friedrich Plahn.

# Neues Jahrbuch
## der Berlinischen Gesellschaft
### für
# Deutsche Sprache
### und
# Alterthumskunde.

---

Enthaltend:

sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.




Herausgegeben

durch


Friedrich Heinrich von der Hagen.


Erster Band.

Mit Beiträgen von August, Diesterweg, Fischer, Graff, Lütke, Maßmann, Pischon, Ribbeck, Wackenroder, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

---


Berlin, 1836.

Verlag von Carl Friedrich Plahn.

# Inhalt

## des ersten Bandes.

Seite

I. Ueber den Zweck einer Deutschen Gesellschaft und Uebersicht der Geschichte der unsrigen von Pischon .. 1
II. Amerika ein ursprünglich Deutscher Name von v. d. Hagen ... 13
III. Die Deutschen Wochentagegötter von Demselben .. 18
IV. Syntax des Ulfila von Ribbeck ... 39
V. Isidor von der Geburt Christi, verdeutscht im 7ten bis 8ten Jahrhundert: berichtigter Abdruck aus der Pariser Handschrift durch Graff ... 57
VI. Uebersicht der Deutschen Sprach-Litteratur und der Arbeiten unserer Gesellschaft im Jahr 1834 von v. d. Hagen ... 90
VII. Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede von Zeune. 99
VIII. Meinungen über Sprache und Sprach-Unterricht, besonders über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik desselben von Diesterweg ... 107
IX. Ueber das Wort Hahnrei und die entsprechenden Wörter verschiedener Sprachen von Lücke ... 144
X. Ueber den Wortaccent in der Deutschen Sprache von August ... 157
XI. Gedichte des Pfaffen Wernher in einer Handschrift zu Hannover von Maßmann ... 170
XII. Nibelungen: Uebersicht der seit 1820 bekannt gewordenen Nibelungen-Handschriften und Bruchstücke, und Abdruck der letzten von v. d. Hagen ... 178
XIII. Ueber die zur musikalischen Composition geeigneten Gedichte von Fischer ... 195
XIV. Nibelungen. Goethe und die Nibelungen-Handschrift der Königlichen Bibliothek in Berlin und Kaiser Maximilians Urkunde über die Wiener Handschrift von v. d. Hagen ... 248

Seite
XV. Ueber Johann Tauler und eine neue Ausgabe seiner Schriften, nebst Proben aus seinen ungedruckten Werken in der Königlichen Bibliothek in Berlin von Pischon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 276
XVI. Der starke Hans. Volkssage in Schlesischer Mundart von v. d. Hagen. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 291
XVII. Hans Sachs aus Wackenroders Nachlaß. . . . . . . . . 291
XVIII. Versuch des Beweises, daß die Deutsche Sprache keine Quantität hat. Von Zelle. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 295
XIX. Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede von Zeune. . . . . 309
XX. Nibelungen. Docens und Karlsburger Bruchstücke. Von v. d. Hagen. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 322
XXI. Der Nibelungen Lied, Altniederländisch, Sächsisch und Französisch. Von v. d. Hagen. . . . . . . . . . . . . . . . 339
XXII. Die Deutschen Wochentagegötter von v. d. Hagen. 344

# Vorrede.

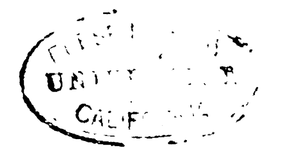
Wie unsere Gesellschaft seit ihrem öffentlichen Auftreten mit dem Jahrbuch 1820 sich mannigfaltig verändert und im vorigen Jahre sich wieder, auf neue Weise, erweitert hat, berichten die dieses neue Jahrbuch eröffnende Darstellung ihrer ganzen Geschichte und die das erste Heft beschließende Uebersicht ihrer Thätigkeit in solchen neuen Verhältnissen. Diese neue Gestalt der Gesellschaft brachte auch eine veränderte Einrichtung ihres Jahrbuches mit. Die Theilung desselben in Vierteljahreshefte schien für den lebhafteren Verkehr der Gesellschaft unter sich, wie mit den äußeren Kreisen, erforderlich. Den Umfang ihrer Arbeiten, von welchen zuvörderst eine Auswahl zur öffentlichen Mittheilung in diesen Blättern bestimmt ist, ergibt schon der Titel ausführlich; derselbe schließt, mit den Deutschen Alterthümern überhaupt, auch insonderheit die Altdeutsche Kunst ein. Es ist demnächst die Absicht, jedes Heft mit dem ersten oder berichtigten Abdruck eines wichtigen Altdeutschen Sprachdenkmals auszustatten.

Die Besorgung der Herausgabe ist von der Gesellschaft dem Unterzeichneten übertragen, der sich dieses ehrenvollen Auftrages gern zu aller Zufriedenheit entledigen möchte, und auch die den Herausgebern von Zeitschriften gesetzlich obliegende Verantwortlichkeit willig übernimmt, jedoch, versteht sich, damit nicht auch die wissenschaftliche Verantwortung der einzelen, sämmtlich von genannten Verfassern herrührenden Beiträge übernehmen darf. Derselbe bemerkt nur noch, in Bezug auf seine in diesen Heften schon mehrmals (S. 28. 33. 170) angeführte Ausgabe der Minnesinger, daß diese möglichst vollständige, mit allem Zubehör ausgerüstete Sammlung unserer lyrischen Dichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, bis auf einige Lebensbeschreibungen, schon fertig gedruckt ist, zuletzt nur durch Mangel eines gleichartigen Papiers verzögert worden, und binnen wenigen Monaten vollständig ausgegeben wird.

Berlin, 8. Juli 1835.

F. H. v. d. Hagen.

---



# I.

## Ueber den Zweck einer deutschen Gesellschaft
und
## Uebersicht der Geschichte der unsrigen.

(Vorgelesen am 8ten Januar 1835, bei Uebernahme des Ordneramtes.)

---

V. A. Es waren am vergangenen vierten Januar zwanzig Jahre seit Stiftung dieser Gesellschaft verflossen, und wir feiern heut ihr zwanzigstes Stiftungsfest, darum erschien es mir, (vorzüglich in Beziehung auf die geehrten Mitglieder, welche erst seit dem letzten Jahre unserm Verein angehören) nicht unwichtig bei meiner Uebernahme des Amtes eines Ordners, wozu mich das Vertrauen der Gesellschaft zum viertenmal seit ihrem Bestehen erwählt hat, einige Nachrichten und Betrachtungen über die Geschichte unserer Gesellschaft an die Beantwortung der Frage anzuknüpfen:

was überhaupt der Zweck einer Gesellschaft für deutsche Sprache sein kann?

wobei sich ergeben wird, wie oft dieser Zweck verfehlt worden ist, oder wie weit man ihn bei ähnlichen Gesellschaften in den vergangenen Zeiten falsch aufgefaßt hat.

In jenen schönen Jahrhunderten, wo unsere Sprache in ihrer ersten Herrlichkeit dastand, wo die großen Meisterwerke unsterblicher Sänger gehört wurden und Rittergedichte und Minnelieder kund thaten, daß ihr Lenz erschienen sei, dachte man nicht an Sprachgesellschaften: aber die Sänger, welche von Burg zu Burg, von Hoffesten und Turnieren zu einsamen Burgherren zogen, kämpften, wie auf Thüringens Wartburg, mit einander im Liedesstreite, und neue Kraft der Sprache, Schönheit ihrer Wendungen, Lieblichkeit des Reimes wurde

sichtbar überall in dem lebendig geübten Worte, und was sich im Liede begrüßte, schloß auch inniger und herzlicher sich aneinander, daß ein großer Dichter- und Sängerbund über das ganze Deutschland sich verbreitete, wie die Sammlung der Manessen uns davon reiche Kunde giebt. — Dieses goldene Zeitalter wird uns nicht wiederkehren, seine Blüten sind längst verwelkt und keine künstlichen Versuche können sie zurückführen, wie auch träumende schwärmerische Geister, welche die Welt draußen nach der beschränkten in ihrer Brust gestalten wollen, es wünschen und herbeiführen möchten. — Damals nun, wo Alles ein aufkeimendes Leben verkündete, war auch nicht nöthig, die Sprache irgend wie zu reinigen oder zu veredeln; denn das Fremde, was Bekanntschaft mit wälschen Dichtern aufgenommen hatte, konnte nicht für Verunstaltung gelten, und wollte sich auf keine Weise als erstickendes Unkraut zeigen, welches die deutschen Blüten zu überwachsen und zu vernichten gedrohr hätte, und edel zeigte sich die Sprache überall, weil sie aus treuen deutschen Herzen hervorging und das Buhlen mit dem Auslande noch nicht den Sinn deutscher Männer vergiftete.

Als aber jenes jugendliche Alter vorübergegangen, als in den kommenden Jahrhunderten an die Stelle der Dichtkunst, welche mit dem Glanze und der Herrlichkeit Hohenstaufischer und deutscher Herrschaft erlosch, der prüfende Verstand getreten war; als die Kenntnisse der Alten wieder auflebten, und statt der freudig umherziehenden Sänger, in Büchern vergrabene Gelehrte die Pfleger der Sprache sein sollten und die Schätze der Wissenschaften nur aus fremden Sprachen zu Tage förderten; als dann der Kampf der neuen und alten Glaubensformen alle Seelen ergriff und der Streit mit Fremden und Einheimischen in fremder Zunge geführt wurde; als Deutschland selbst sich spaltete, und Oesterreichs Uebermacht die evangelische Kirche zwang, die Hülfe der Wälschen zu suchen, deren Macht und Sitte immer gewaltiger über Deutschland heranwuchs: da war die Zeit gekommen, wo edle Männer meinten, solch hereinbrechendem Verderben durch Stiftung deutscher Gesellschaften einen festen Damm entgegensetzen zu müssen.

So erschien der Zweck solcher Gesellschaften ein doppelter, nämlich auf der einen Seite ein politischer, welcher alle Theilnehmer für deutsche Sitte und deutsches Recht empfänglich machen und kräftigen sollte, gegen die verderblichen Einflüsse fremder Herrschaft zu kämpfen; und ein wissenschaftlicher, welcher auf zwiefache Weise

aufgefaßt wurde, nämlich die deutsche Sprache, sei es durch neue Hervorbringungen vorzüglich in deutscher Dichtkunst, sei es durch Reinigung der Sprache im Verbannen alles Fremden, was man ihr aufgedrungen hatte, oder im Zurückführen auf vermeintlich bessere und einfachere Formen, zu veredeln und die früheren Schätze derselben, welche im Laufe der Zeit verloren gegangen waren, wieder zu Tage zu fördern.

Dies Alles ist unstreitig mehr oder weniger, bald alle, bald nur eine der genannten Richtungen verfolgend, der Zweck der deutschen Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts gewesen; denn was man sonst noch als Hauptzweck solcher Vereine angeben könnte, nämlich ein großes bedeutendes Werk der Sprache durch gemeinsame Kraft hervorzubringen, ist meines Wissens niemals als Zweck einer jener Vereine angegeben worden.

Die Hauptgesellschaft jener Zeit nämlich, die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, gestiftet den 24sten August 1617 (durch Caspar v. Teutleben, Ludwig und Johann Casimir Fürsten zu Anhalt, drei Herzoge v. Weimar und andere Herren, auf dem Schlosse Hornstein bei Weimar) spricht es als ihren Zweck aus: deutsche Art und Sitte zu erhalten und die hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande ohne Einmischung fremder ausländischer Flickwörter, sowol in Reden, Schreiben, Gedichten, aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben und auch soviel möglich bei andern zu bewirken; aber auch deutsche Denkmähler aus der Vergessenheit hervorzuziehen. Die bald wieder verschwindende aufrichtige Tannengesellschaft (von Jes. Rempler v. Löwenhalt zu Straßburg 1633 gest.) hat wol kaum einen andern Zweck gehabt, als eine unbegründete Rechtschreibung einzuführen und fremde Wörter (auf eine wenig ansprechende Weise) zu verdeutschen. In größerem Maaßstabe war diese Reinigung von fremden und falschen Wörtern und Formen der Zweck der Teutschgesinnten Genossenschaft, welche der bekannte Philipp v. Zesen 1643 zu Hamburg stiftete; die Gesellschaft der Pegnitzschäfer aber oder der gekrönte oder der pegnesische Blumenorden, vom gelehrten Georg Phil. Harsdörfer 1644 zu Nürnberg gestiftet und noch jetzt bestehend, wollte zunächst dichterische Werke, vornämlich Schäfergedichte fördern, dann aber besonders die Muttersprache ausbilden; und Joh. Rists verunglückter Schwanen-

orden an der Elbe von 1660—67 ist nur eine schwache und verfehlte Nachahmung des Palmenordens.

Es fragt sich nun, ob solchen Gesellschaften ein politischer Zweck zum Grunde liegen könne? Ist die Rede von wirklichen Staatszwecken, von Umwandlung der Verfassung, von Vereinigung zum Widerstande gegen fremde Unterdrückung, u. dgl., so versteht sich von selbst, daß dies nur dann der Zweck eines solchen Vereins sein könnte, wenn sein Name nur eine Maske hergeben sollte; denn solche Zwecke, welche, möchten sie rein und heilig oder sündlich und verwerflich sein, doch die ganze Seele der dazu Verbundenen ausfüllen müßten und würden und ein ganz außer den Gränzen der Sprache liegendes Ziel erstreben wollten, würden Alles ersticken, was zur wirklichen Behandlung und Erforschung der Sprache daneben noch wirklich betrieben werden möchte, und sind demnach unbedingt bei solchem Verein auszuschließen. Wollen wir hingegen politische Zwecke auch nennen: in jedem Mitgliede solches Vereins die Liebe zum Vaterlande, zu deutscher Sitte, Kunst und Wissenschaft, zu deutscher Tugend, und deutscher Glaubenstreue anzufachen, so versteht sich wohl, daß es nirgend eine gesellschaftliche größere Verbindung deutscher Männer geben sollte, welche nicht auch diese erhabenen Zwecke immerdar zu erreichen strebte; doch werden sie hier nur durch Behandlung der Sprache und ihrer Denkmähler mittelbar zu erstreben, und vielmehr im Leben, als in einzelnen Versammlungen, auszuführen sein, wo nur Anregungen gegeben werden können, welche sich dann in jedem Einzelnen selbst und frei entwickeln müssen. — Wo darum eine Gesellschaft, wie der Palmenorden, es als eigentliches Streben ausspricht, auch deutsche Sitte und Art zu erhalten, werden wir, obschon die Erfolge davon schwer nachzuweisen sein möchten, bezweifeln können, daß ihr das wahrhaft gelingen werde. Wenn aber gar dieses Ziel auf eine so gänzlich undeutsche Weise erreicht werden soll, wie beim Palmenorden, kann gar kein Glaube an einen glücklichen Erfolg übrig bleiben. Denn sollte das deutsche Art und Sitte sein, nur nach einem äußern Prunk und Flitterglanz zu haschen, nur mit vornehmen, berühmten Namen sich schmücken wollen und auf eine ekle, kriechende Weise allen Höherstehenden und Vornehmen schmeicheln in langen, gedrechselten und abgeschmackten Redensarten? sollte es deutsche Art und Sitte sein, auf unnütze Namen und Embleme und Schmuck und gestickte Wappen so viel zu geben, wie es hier geschah? sollte es deutsche Art sein, dies

ganze Ordenswesen, welches wieder nicht ein Orden in dem Sinne der geistlichen oder klösterlichen des Mittelalters, sondern nur ein Afterbild einer italischen Akademie war? Dabei wollen wir nicht verkennen, daß in manchem der Stifter und Mitglieder ein ehrenwerther Sinn gewesen und hochberühmte Namen, nicht bloß König Karl Gustav von Schweden und Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, sondern auch solche, welche Heroen in Sprache und Dichtkunst gewesen sind, wie Opitz, dem Orden angehören; aber daß der Sinn jener, daß die Werke dieser eine Frucht der Verbindung mit der Gesellschaft gewesen sind, wird kaum jemand behaupten wollen. Sehen wir endlich auf das große Ganze, so nahm das Treiben des dreißigjährigen schrecklichen Krieges, der Deutschland auf immer zerriß, und neues Heil für dasselbe nur hervorgehen ließ aus neuer Blüte und neuem Wachsthum einzelner deutscher Länder, und welcher das theure Vaterland in die Hände der Fremden Dränger lieferte, nicht bloß in äußerer, sondern auch in geistiger Rücksicht jede Frucht hinweg, welche noch möglicherweise hätte können aus solcher Gesellschaft zum Nutzen vaterländischer Sitte und Art hervorgehen.

Wie steht es nun mit dem zweiten Zweck: die deutsche Sprache zu veredeln? Was heißt deutsche Sprache veredeln? Ist sie nicht edel in sich selbst? Trägt sie, die geweihte Ursprache, aus der so viele Tochtersprachen reich geworden sind, nicht in sich den unerschöpflichen Born der Worte, in welche jede hohe, edle Gesinnung, jede tiefe, heilige Regung des Gemüthes, jeder leise Seufzer der Liebe, jedes gewaltige Donnern glühenden Eifers, jede in die lichteste Höhe des scharfspaltenden Gedankens getriebene Untersuchung des Verstandes, jede hinreißende Rede des begeisterten Glaubens sich würdig kleiden mag; die der tiefsinnige Weise, wie der von unendlichen Gefühlen über Welt und Zeit erhobene Dichter, als das beredte Werkzeug, wodurch er zu Geist und Herzen sprechen kann, als ein himmlisches Geschenk verehren muß! Darum, gebrauchet sie auf die rechte, würdige Weise, erfüllet Geist und Gemüth mit dem Wahren, Edeln und dann sprechet es aus in ihr, wie ihr es als Wahrheit erkannt habt, ohne Lug und Trug; und was Ihr also in ihr dargelegt habt, als einen treuen Spiegel Eures inneren Menschen, darin werdet ihr die edle Sprache erkennen! Will man das nennen Sprache veredeln oder sie würdig gebrauchen, es wird immer ein hoher Zweck sein, den deutsche Gesellschaften üben sollen. — Aber ihn hat man nur zum Theil in jenen

Gesellschaften im Auge gehabt, und bei den Einen hat eben das unwahre Schmeicheln und Heucheln, bei den Andern oft unmännliches und unwürdiges Spielen die schönste Frucht dieses Strebens hinweggenommen; und was Großes wahrhaft von einzelnen Mitgliedern geleistet worden ist, es war größtentheils vorhanden, ehe der Titel der Mitgliedschaft dem Würdigen ertheilt wurde.

Man hat aber zur Veredlung der Sprache auch gerechnet, das **Uebersetzen** der fremden Wörter und Formen, das Reinigen der Sprache vom Undeutschen und das Einführen neuer regelmäßiger Formen. Unstreitig kann eine Sprache, die aus tausend fremden Lappen zusammengeflickt erscheint, nicht als eine edle gelten, wie jenes Sprachgemenge des siebzehnten Jahrhunderts, das im Gespräch des geselligen Lebens im achtzehnten fortspukte; und es muß beständig ein Zweck deutscher Gesellschaften sein, die schöne Sprache von solchem Wuste zu reinigen, daß sie in ihrer angeborenen Schöne prangen könne: aber wie hat man es angefangen? Wir wollen nicht alle die unsinnigen Wörter, wodurch man diese Bestrebungen hat lächerlich machen wollen, als wirklich von Zesen und ähnlichen gebraucht annehmen, obschon des Unsinns genug vorkömmt und **Natur** als **Zeugmutter der Dinge** verdeutscht jedem abgeschmackt wird erscheinen müssen; aber der ganze Grundsatz, einzelne Fremdwörter in deutsche zu übersetzen, ist ein verkehtter, wenn er so im Einzelnen absichtlich angewendet wird, und gewöhnlich werden Wörter hervorgehen, welche nur wie angeleimte Zweige am Baume der Sprache erscheinen, nicht wie lebendig hervorgewachsene Aeste. **Uebersetzet** überhaupt **nicht**, sondern redet aus dem Herzen heraus **deutsch**! so muß das Fremde von selbst weichen, und keinem kann bange sein, das rechte Wort zu finden, das seinen deutschen Gedanken klar und verständig ausdrücken soll; wäre es aber eine fremde, undeutsche Sache selbst, wäre es etwas durch irgend eine heilige Sitte und Kunst allen Sprachen der gebildeten Völker mitgetheiltes, von ihnen angenommenes, wäre es ein so eingebürgertes Wort, daß man selbst zweifelhaft sein könnte, ob es nicht eben so gut von deutscher Wurzel entsprossen sei als von fremder, nun dann nenne man es mit dem fremden Namen, wie solches auch edle Ursprachen des Alterthums gethan haben; bleibt der **Sinn** nur deutsch, so wird das einzelne Wort nichts schaden und doch immer mehr und mehr auch das einzelne Fremde verschwinden. — Darum, was haben jene Gesellschaften, was die teutschgesinnte Genossenschaft selbst bewirkt? Was

hat sie in ihrer Dauer von 1643 — 1705 nur für einen Einfluß auf reinere deutsche Sprache gewonnen? Erst als sie längst vergessen war, und deutscher Sinn in deutschen Herzen wieder erwachte, wurde dem falschen Treiben der Sprachmengerei der Todesstoß gegeben. — Was dann die Besserung der Formen betrifft, so scheint mir auch diese kein würdiger Hauptgegenstand einer Gesellschaft zu sein, weil solche Annahmen zu sehr auf persönlichen Ansichten beruhen, den freien Gebrauch der Sprache beschränken und, wenn sie nicht aus dem Geiste des Volks hervorgehen, keinen Einfluß gewinnen können; wenn auch nie übersehen werden soll, daß einzelnes wirklich Falsche soll gebessert werden, und „wohlschlafende Nacht, unterhabende Compagnie, wollener Strumpfwirker" und ähnliches nicht für richtig anerkannt werden kann; doch hängt davon das Heil nicht ab. Das Streben dagegen, alte Schätze deutscher Sprache, welche unbekannt geblieben oder in Vergessenheit gerathen sind, wieder ans Licht zu fördern, wird immer ein edles, schönes Ziel sein, das deutsche Gesellschaften sich setzen sollen, weil hier selbst das Schlechte was aufgefunden wird noch nützlich ist; und hätte das der Palmenorden und die anderen Gesellschaften nur treulicher gethan, so würden sie dadurch noch immer den Dank der kommenden Geschlechter einärnten.

Der Zweck endlich, große wissenschaftliche Aufgaben zu fördern, wird nie von einer Gesellschaft in Ausführung gebracht werden, wenn sie nicht bloß den Namen dazu hergiebt; bei dichterischen versteht es sich ganz von selbst, und wo von Mitgliedern einer deutschen Gesellschaft ähnliches gefördert wird, wer sollte sagen: von der Gesellschaft sei es ausgegangen; wer meinen, daß Adelungs Wörterbuch (obschon ein Wörterbuch noch am ersten gemeinsam bearbeitet werden könnte, wie das der französischen Akademie) der leipziger deutschen Gesellschaft angehöre, weil er Mitglied derselben war; wer unsers verehrten Mitgliedes Graffs altdeutschen Sprachschatz als eine Frucht unserer gemeinsamen Anstrengungen ansehen wollen? Aber allerdings werden wissenschaftliche Bestrebungen und eben so auch unerzwungene Dichtungen in jeder Rücksicht ein Hauptzweck deutscher Gesellschaften sein müssen, und Abhandlungen und Vorträge, wenn sie nur nicht unfruchtbarer und allzuweit ausgedehnter Art sind, müssen immer Gegenstand der Arbeit in jeder Versammlung bleiben. So wäre es freilich das Schönste auch in jenen Gesellschaften gewesen, wenn sie, wie wir früher schon erwähnten, für die Geschichte der

Sprache gesammelt hätten aus den alten vergessenen Schätzen früherer Jahrhunderte, wenn grammatische und lexikographische Arbeiten sie mehr beschäftigt, wenn sie Untersuchungen über das Wesen der Sprache, Beurtheilungen und Erklärungen berühmter Werke, Forschungen mancherlei Art aus dem reichen Gebiete deutscher Sprache und Kunst gegeben hätten: wie darin die später gestiftete Gesellschaft für deutsche Sprache in Leipzig, welche noch besteht und sich in unserer Zeit wieder neu gestaltet hat, vor jenen bei weitem ausgezeichnet hat.

Was aber uns nun noch übrig bleibt, giebt es, wenn alle diese angegebenen falschen oder wahren Zwecke deutscher Gesellschaften ein Streben umfassen, was mehr auf den Gegenstand der Behandlung hingeht, nicht auch einen Zweck, welcher die Mitglieder zunächst betrifft, und nicht bloß in Beziehung auf ihr wissenschaftliches Treiben, sondern auf ihr Leben selbst? Gewiß, Geselligkeit und Freundschaft soll ja vor allen in Gesellschaften erzielt und gepflegt werden, und diese erst sollen die rechte Würze geben der Wissenschaftlichkeit. Ist es auch hier wahr, daß die Liebe das Band ist aller Vollkommenheit, und muß es das stäte Sehnen des menschlichen Herzens sein, diese Bande der Liebe um immer mehrere unter den Menschen zu schlingen und für jedes einzelne und besondere Streben uns solche zu gewinnen, welche darin uns freundlich beistehen und helfen, wo sollten wir uns eher als hier Freunde erwerben können, welche uns förderten auch auf dem Wege der Sprachforschung und Sprachbehandlung? Und wenn wir alle sonst einsam die Wissenschaft pflegen, oder im Schulstaube unsere Last, wenn auch mit Freudigkeit, tragen: sollen wir uns bei inniger Liebe zur Wissenschaft nicht auch sehnen, diese im heitern Freundeskreise nicht als saures Tagewerk, sondern als Erholung zu treiben und im freundlichen Verein manches Samenkorn zu sammeln für unsere wissenschaftlichen Arbeiten? Das wird ein Gewinn sein, der sich vielleicht nicht äußerlich buchstäblich aufweisen läßt, den wir aber gewiß in uns tragen und dessen Segen uns auch in unser Amtsleben und zu unserm mühsamen Tagewerke begleiten wird. Ist solch schöner Zweck vielleicht allein vom Orden der Pegnitzschäfer und der Leipziger Gesellschaft mehr beachtet, von anderen, wie vom Palmenorden, wegen der vornehmeren Mitglieder, die mit den andern sich nicht gleichstellen konnten und mochten, so wie wegen der großen Zerstreuung und Entfernung der Einzelnen, ganz unmöglich gewesen; so möge er denen, welche sich unter einander so nahe stehen, wie wir, und in Einer Stadt

miteinander leben, um so höher gelten und nie aus dem Auge verloren werden!

Dieser Wunsch führt mich denn darauf, noch einen Blick auf unsere Gesellschaft zu werfen, und mit Bezug auf eine Vorlesung im engern Kreise unsers Vereins vom 24. Mai 1832, das Gesagte auch an dem Gange der Geschichte dieser Verbindung in kurzen Worten zu zeigen.

Unsere Gesellschaft wurde am 4. Januar 1815 gestiftet, nachdem am 9. November 1814 sieben Männer (Bucher, Heinicke, Heinsius, Jahn, Krause, Wolke und Zeune) zusammengetreten waren, den Grund dazu zu legen. Der Zweck war auch hier dahin bestimmt worden, „die deutsche Sprache aus ihren eigenen Quellen und in ihrem ganzen Umfange veredeln zu wollen.“ Die Mittel dazu glaubte man in einem freien, aber doch geordneten Gange wissenschaftlicher Untersuchungen zu finden, bei denen Wahrheit mit Freimuth und geselliger Würde als das Höchste erscheinen und durch keine Rücksichten verschleiert werden sollte; zur Mitgliedschaft wollte man einladen die als wahre Freunde der Deutschheit und der Muttersprache bekannt geworden wären. Die Bildung der Gesellschaft kam durch das Zusammentreten von 22 Mitgliedern zu Stande.

Ich habe die Geschichte der Gesellschaft in drei Zeiträume getheilt: I. von 1815 — 1818, welchen ich den gährenden; II. von 1818 — 1825, welchen ich den ruhig wissenschaftlichen; III. von 1825 bis jetzt, welchen ich den freundschaftlichen genannt habe; und es scheint sich mir darin die Geschichte aller deutschen Gesellschaften in verjüngtem Maßstabe abzuspiegeln.

Im ersten Zeitraum hatte die Gesellschaft große, weitaussehende Plane, wie der Palmenorden, und hatte man auch keine Könige bei der Gesellschaft, so war doch allen Prinzen und Prinzessinnen und dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die ziemlich starke Gesetzurkunde übersendet, und ein großer Theil deutscher Gelehrten von Mitau bis Basel zur Mitgliedschaft eingeladen worden. Eben so litt die Gesellschaft an unendlicher Förmlichkeit, und wie Caspar von Teutleben die Form des Ordens, so hatte der erste Ordner, der sonst in vieler Beziehung verdiente Dr. Krause (er verließ schon am 27. Sept. 1815 Berlin) einen Schein der Maurerlogen in die Gesellschaft überzutragen versucht, woneben auch die Menge unnützer und hemmender Aemter beschwerlich ward. Den seltsamen und doch liebenswür-

digen Sprachketzer Phil. v. Zesen aber (wie ihn unser Schulrath Schulz in seiner Schrift: Sprachgesellschaften des 17ten Jahrhunderts nennt) hatten wir in unserm Hofrath Wolke, und traten so der teutschgesinnten Genossenschaft nahe, denn er galt für das Haupt der puristischen und steifförmigen Richtung. Große Werke sollten auch erscheinen, ein Tageblatt in monatlichen, 4 bis 6 Bogen starken Heften, was aber nicht zu Stande kam. — So mußte schon im ersten Jahre manche kühne Hoffnung aufgegeben werden; doch blieb im Jahre 1816 noch der große Vorsatz übrig, aus der Gesellschaft selbst ein deutsches Wörterbuch, eine Sprachlehre und eine Sprachgeschichte hervorgehen zu lassen, für welche Zwecke Ausschüsse angeordnet wurden, die in besonderen Versammlungen arbeiten sollten. Aber obschon manches hiebei zu lernen war, es konnte das Ziel auf diese Weise, schon wegen der gehäuften Berufsgeschäfte der Mitglieder, nicht erreicht werden. Wenigstens sollte nun ein Jahrbuch aus den Arbeiten der Ausschüsse hervorgehen; aber trotz dem redlichen Eifer Einzelner, kam dies um so weniger zu Stande, da eine große Meinungsverschiedenheit in der Gesellschaft sich zeigte, und es endlich 1818 zu einem völligen Bruche kam, worauf ein Theil der Mitglieder, Jahn an der Spitze, austraten, denen auch die heftigsten der Gegenpartei folgten. Damit ging die Periode vorüber, von welcher man sagen kann, daß die Hauptzwecke der Gesellschaften des 17ten Jahrhunderts in ihr im verjüngten Maaßstabe sich abspiegelten, nur die Innigkeit der Pegnitzschäfer, wie die Pflege der Dichtkunst, waren fern geblieben.

Nun begann der zweite Zeitraum, der ruhigeren wissenschaftlichen Forschung, und man könnte darin eine Aehnlichkeit mit der Leipziger deutschen Gesellschaft finden, wie sie das 18te Jahrhundert uns darstellt, nur daß kein Menken und Gottsched bei uns zu finden waren. Alles ward nun gemäßigt, die große Berühmtheit nicht erstrebt, die leeren Förmlichkeiten abgeschafft, die Gesetzurkunde auf wenige Seiten zurückgeführt, und nun ernstlicher an Herausgabe eines Jahrbuchs gedacht, was 1819 unter Schulrath Schulz's Ordneramte vorbereitet, 1820 erschien. Daß keine Fortsetzung folgte, lag nicht am Eifer der Gesellschaft, sondern an der Saumseligkeit des Verlegers; indessen wurden die sonst wöchentlichen Versammlungen erst auf 14tägige, dann auf monatliche zurückgeführt. Eine augenblickliche bedeutende Vermehrung der Gesellschaft unter Giesebrechts Ord-

neramt 1824 half nicht auf lange Zeit. Die Gesellschaft hatte daneben den besten Willen: aber drei große von ihr eingeleitete Pläne, nämlich die Herausgabe der ungedruckten Hugo v. Montfortischen Gedichte, eine neue Ausgabe des Ulfila mit Abdruck der neu entdeckten Handschriften in Mailand, und die Beförderung des Drucks der alten gereimten Kaiserchronik, sind ihr ohne ihre Schuld nicht gelungen; nur die Herausgabe des Otnit durch Mone hat sie bewirken können. Es schien demnach die Gesellschaft äußerlich wenig zu fördern, ja allmählig einzugehen, wie die Leipziger in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts.

Unter v. d. Hagens Orderamt am 23. November 1825 wurde darauf der Beschluß gefaßt, daß sich die Gesellschaft in Zukunft immer monatlich bei einem Mitgliede der Gesellschaft versammeln und den Abend freundschaftlich zusammenbleiben sollte. So begann vom Jahre 1825 der dritte Zeitraum der Gesellschaft, welchen ich den freundschaftlichen genannt habe, und in welchem ich den schönen Zweck der Geselligkeit und Freundschaft immer mehr in Erfüllung gehen sehe. — Diesen haben wir, neben ungezwungenen wissenschaftlichen Bestrebungen, treulich im Auge behalten, und denken gern an die so durchlebten Jahre zurück, in welchen, neben dem was jeder durch Verbindung mit lieben Freunden gewonnen hat, auch manche tüchtige wissenschaftliche Arbeit hervorgegangen ist.

Nachdem so neun Jahre in solchem Vereine der Mitglieder im Austausche der Meinungen und Ansichten, in manchem treuen und friedlichen Forschen, vorüber gegangen waren, wurde unter Augusts Ordneramte und von ihm der Vorschlag gemacht, die Gesellschaft auch in diesem Verhältniß allgemeiner zu machen und neben dem Bestehen des engeren Kreises auch einen weiteren der Ehrenmitglieder zu gründen. Dies ist am 16. Januar 1834 ins Werk getreten, und hat sich unter dem Ordneramte v. d. Hagens als gelungen bewährt. Ich rechne von da an keine neue Periode der Gesellschaft, und möchte nach der freundlichen keine andere erleben, weil die Freundschaft es ist, welche Sturm und Streit überdauert und statt des Prunkens mit schönen Schaalen den rechten Kern zu freudigem Gedeihen alles Guten darbietet. — Diesen schönen Zweck unserer Gesellschaft lassen Sie uns auch in dem neu beginnenden Jahre treulich verfolgen, um durch Freundes Rath und Aufforderung in der wissenschaftlichen und künstlerischen Behandlung unserer theuren Muttersprache gefördert zu

werden, ohne Zwang und Hochmuth, frei, wie das Herz gebeut, nehmen und geben: nehmen, was tiefere Kenntniß und Forschung uns freundlich darreichen; geben, wozu wir hier angefeuert wurden und was wir gestärkt durch unser Beisammensein still vollbracht haben; und überall unsere Versammlungen betrachten als Erholung und Stärkung für den jedem zugemessenen Beruf. Dann, möge äußerlich viel oder wenig geleistet werden, wird doch ein reicher Gewinn unser Antheil sein, und die Liebe zu den besonderen Gegenständen unserer Forschungen wird immer lebendiger in uns werden, und das Alles zur Ehre dessen, der die hohe, schöne, edle Sprache uns gegeben und den Sinn für ihre Herrlichkeit in unser Gemüth gepflanzt hat.

Pischon.

# II.

## Amerika
## ein ursprünglich deutscher Name.

(Schreiben an Se. Excellenz den Herrn Geheimerath Alexander von Humboldt.)

---

Euer Excellenz freundlicher Aufforderung zufolge, eine gelegentliche Aeußerung, daß der Name der neuen Welt, welche Ew. Excellenz so bedeutende Aufklärung verdankt, ein ursprünglich deutscher sei, weiter zu begründen, stelle ich hier, mit Bezug auf die dazu von Ew. Excellenz mir gütigst mitgetheilten Bemerkungen, alles zusammen, was mir bisher darüber zu Gebote steht.

Der Freiburger Professor Hylacomylus, der durch gelehrte Wiedertaufe seinen eigenen, ohne Zweifel gut deutschen Namen (Holzmiller? oder dergleichen) verdunkelte, so daß der Mann bisher noch nicht weiter zu ermitteln gewesen *), als er im Jahre 1507, im Briefwechsel mit Lothringer Gelehrten, zuerst den Namen Amerika vorschlug, dachte er freilich nicht daran, daß er einen ursprünglich vaterländischen Namen einführte. Dieser neue Name stimmte schon im bloßen Klange so gut zu den dreien der alten Welt, Europa, Asia, Afrika, daß solcher Anklang ihn noch fortwährend über Columbia behaupten wird, wenngleich dem Florentiner Amerigo Vespucci **) nicht die bisher ihm angeschuldigte eitele Anmaßung zu Last

---

*) Man kennt ihn sonst nur aus einer Kosmographie 1502 — 5,

**) Daß dieser in den amtlichen Berichten bei Navarrete eben so häufig bloß Amerigo oder Vespucci, als vollständig, genannt wird, ist alte und noch gebräuchliche Auszeichnung, z. B. Ariosto heißt häufig nur Lodovico: auf ähnliche Weise wie im Englischen Sir gewöhnlich nur mit dem Vornamen, ohne den Geschlechtsnamen, verbunden wird. Um so eher mußte Hylacomylus den Vornamen festhalten. Wenn Amerigo's Vater und Neffe Anastasio und Juan Vespucci nicht so mit bloßem Vornamen genannt werden, geschah es, weil sie minder berühmt waren.

fällt; wie Ew. Excellenz kürzlich zuerst in dem **Examen critique de la Geographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les 15. et 16. siècles 1834**, wodurch dem großen Reisewerke die Krone aufgesetzt wird, gezeigt haben.

Der italienische Name **Amerigo** ist aber ohne Zweifel ursprünglich eben so deutsch, wie **Federigo**, **Arrigo**, und zwar der uralte oberdeutsche Name **Amalrîch**, **Amelrîch**, welcher gothisch **Amalareiks** lauten mußte, wie **Frithareiks** im gothischen Kirchenkalender. Urkundliche Belege dieses Namens finden sich häufig in **Neugart cod. dipl. Alemann.** vom J. 740 — 933, in folgenden bedeutendsten Veränderungen: **Amalri*ch***, **Amalri*c***, **Amalri*h***, **Amalri*hc***, **Am*i*lrich**, **Am*u*lrich**. Einzeln auch später noch, z. B. 1237 in Tirol ein Priester **Amelricus** (Hormayr Tyrol. Gesch. II, Urk. 149). Ebenso heißt im Nibelungen Liede (Z. 6206) ein bairischer Held an der Donau **Amelrîch**, dessen Name von einem andern angenommen wird; wie in der Wilkina-Saga (Kap. 100) denselben Namen ein Held annimmt, der sich früher (Kap. 96) schon **Wildimalrich** genannt hatte: der Name lautet hier **Emilrikur**, mit einer Lesart **Elminrikur** — noch Elmenreich.

In den romanischen Ländern und Zungen wurde dieser Name, nebst so vielen anderen deutschen, durch die Eroberer, Gothen, Longobarden u. a. verbreitet und gangbar; die Geschichte kennt, außer so manchen anderen: **Amalaricus**, König der Westgothen, Alarichs Sohn, im 6ten Jahrhundert. — **Amelrico**, Bischof von Como im J. 865 und **Amelrico**, Vicegraf von Mailand im J. 870; (**Giulini storia di Milano I, 306. 330**). Der aus den Albigenser-Kriegen bekannte Erzbischof **Amalricus** von Narbonne, zu Anfang des 13ten Jahrhunderts. — **Almaricus** (= **Amalricus**) 1218 Graf von Montfort, Sohn Simons, der den Kreuzzug gegen die Albigenser mit Feuer und Schwert vollführte (**Muratori scriptt. rer. Ital. III, 1, 568**. — **Amaury** (**de Hautefeuille**, im altfranzösischen Roman Huon von Bourdeaux) ist die gewöhnliche französische Umwandlung, wie **Ba*u*douin** für **Baldewin**, **Gondeba*u*d** für **Gundeba*l*d**, **anim*aux*** für **anim*als***. —

Weitere Abkürzung scheint **Maury**. — Anderer Herkunft ist aber **Aimery**, entweder vom einfachen alten Namen **Aimo**, **Haimo**, **Heimo** (berühmt in den Haimonskindern), oder doppelte Umwandlung von

Helmerich, Helmrih: sämmtlich auch in alemannischen Urkunden bei Neugart.

Aehnliche italienische Umwandlung bezeugt nun die gerade bei Vespucci urkundliche Schreibung Am*err*igo, wo das Doppel-*r* Assimilation ist, für Am*el*rigo, wie vo*rr*ei (franz. vou*dr*oi) aus vo*l*uerim, Co*rr*ado aus Konrad, Arrigo für und neben Enrico. König Amalrich von Jerusalem, Baldewins Bruder, dem die Pisaner 1169 halfen, heißt in der italienischen Kronik von Pisa, welche bis 1406 geht, (Tartini scriptt. Ital. I, 424) völlig wie gemeinlich Vespucci, Amerigo.

Ein Heiliger Amalricus, wonach Amerrigo getauft wäre, findet sich zwar nicht; wohl mehrere Heilige Emericus, zum 24. Oktober, 2. September und 4. Dezember *). Dieser Name scheint aber wieder assimilirt aus Ermenric, (nordisch Jómunrekr), der angehaucht Hermanrich lautet, jedoch so wenig als Armin (Hermin, Irmin) durch Hermann, d. i. Heer-Mann, zu deuten, sondern aus einem alten verdunkelten Worte ar-m, ir-m, nordisch jór-m, mit wechselnden Endungen -an, -in, -un, für Erde **), gleichbedeutend mit der einfacheren Ableitung aírtha, ërtha, Hertha ***), nord. jörd (Genit. jardar), Erde, — ἔρα. — Im niederdeutschen Reinke Vos (Z. 2139) heißt dieser, auch in der deutsch-nordischen Heldensage berühmte, reiche und mächtige König Ermenrich (Jörmunrikr), mit Anspielung auf seinen großen Schatz, Emerik. Kaum aber gehört hieher die Stadt Emmerich, weil diese schon im 7ten Jahrhundert Embrica lautet, und so eher an den Heldennamen Imbreck (einen der Harlungen und Neffen Ermenrichs) erinnert; aus welchem freilich auch wohl (in der alten geneal. Viperti comit. Groic. ed Reinec.) wieder Emelric gemacht wird, wie (ebd.) aus Ermenrich selber, der in dem älteren niederländischen Reinaert Vos (Z. 2617) endlich noch Ermelinc lautet †).

---

*) In dem Verzeichnisse bei Helwig Zeitrechnung.

**) Wie noch nord. jórmön - grund Erdboden, jórmön - rekr Pflugochse, wörtlich Erdbearbeiter, arator. Noch Mittelhochdeutsch arn (Präterit. ier) pflügen, (ἀροῦν arare) und arnen, arbeiten, daher Aernte.

***) Bei Tacitus eigentlich Nerthum, im Accusat.; wo aber N für die Aspiration steht, wie Narisci = Ουαριστοι (Dio Cass.) und Νουσιποι (Strabo) = Usipii; vermuthlich auch Nuithones (bei Tacit.) = Jutae; und -um bezeichnet die schwache Flexion, altsächs. erthun, angels. eordhan.

†) Der Uebersetzer der Optik des Ptolemäus Ammiracus Eugenius, Siculus, ist entweder eben dieser Abkunft, oder einerlei mit Ammirato (z. B. Scipione A.); dieses

Auch finde ich keinen Heiligen Albericus, wie Vespucci sich selber **lateinisch** schrieb; dieses geschah aber wohl, weil man Amerrigo als italienische Umwandlung von Albericus ansah, um so eher, als Albericus echt lateinisch anklang, an **Alba**, **Albanus**, **Albius**, u. a. *). Auch Alberich war, auf ähnliche Weise wie Amelrich, im 9ten bis 14ten Jahrhundert in Italien und Frankreich ein gangbarer Name, wie früher in Deutschland. Bei Neugart findet sich urkundlich Albaric, Albirih, Alberich: wie wieder in den Nibelungen der Wunderzwerg **Alberich** (im Heldenbuch auch umgelautet **Elberich**) mit dem Horte im Berge. Italienisch lautet der Name Alberico, z. B. Graf Alberico oder Alberigo von Mailand im Jahre 848 (bei Giulini I, 243; wo noch manche andere dieses Namens vorkommen); französisch wandelte er sich wieder in Aubery; und der Wunderzwerg Auberon, (im Huon de Bourdeaux; — laut Isaye le Triste, ein Sohn des Julius Cäsar und der Fee Gloriande, = le petit Auber) der Shakspeare-Wielandische **Oberon**, stimmt im Namen, wie in der Sage, zu unserm Alberich.

Auf jeden Fall ist Albericus eben so deutsch, wie Amelricus, und stammt von den **Alpen** **) (Mhd. alben) oder Bergen und Strömen (Alba, Elbe, — nordisch elf Fluß), oder mythisch von den Erd-, Wasser- und Luft-Geistern, Zwergen, **Elfen**: welche letzte Form eigentlich englisch ist (wie im angelsächs. Namen Aelfric), nordisch Alf, (**schwarze** Erd- und Wasser-Alfen der Schätze, und luftige Licht-Alfen), neben unserm **Alp**, Mhd. Genit. elbe, Elfe: Alberich bedeutet also den hieran **reichen**, d. i. mächtigen, wie noch in hommes riches, ricos ombres, Standesherren.

**Amalrich** aber führt zunächst auf den bekannten ostgothischen Königsstamm Amala's, davon dieser und sein Volk noch in den Nibelungen immer **Amelungen** (nie Gothen) heißen; wie diese Benen-

---

aber wohl nicht das Particip von ammirare, sondern assimilirt und abgekürzt aus Emir al (mumnim), Beherrscher der Gläubigen, wie Atmirat zur Zeit der Kreuzzüge, (z. B. im Titurel) für eben diese Benennung des Chalifen, und wie noch ammiraglio im Sinne von **Admiral**: welchen Titel man als Beinamen des Kaisers Otto III sogar durch Mirabilia mundi latinisirte.

*) Herr von Humboldt bemerkt hiebei: „Der etwas willkürlichen Umänderung in Albericus, die Vespucci selbst vornahm, steht Columbus zur Seite, der eben so willkürlich, und wie der Sohn Don Fernando sagte, um an den Römer Colonus zu erinnern, der den Mithridates gefangen nahm, (sic.) sich in Colon latinisirte."

**) **Graff** althochdeut. Sprachschatz I. 242.

nung auch als einzelner Name in Sage (häufig in der Wilkina-Saga) und Geschichte vorkömmt: bei Neugart in Urk. des 8ten bis 10ten Jahrhunderts, Amalung, Amilung. Der Stamm Amala ist bisher (von A. W. v. Schlegel Ind. Bibl. I, 233, nach Wachter u. a.), mehr schön als wahr, durch das verneinende a, und mal, Mahl, Fleck, gedeutet worden *). Eher jedoch ist Amala wie Wulfila gebildet, so daß am zusammengehört, wie schon die obige wechselnde Ableitung Am-*al*, Am-*il*, Am-*ul*-rich **) bewährt; und der Stamm zeigt sich deutlich und weit ausgebreitet im Isländischen oder Altnordischen ***): ama, beschweren, bedrängen; ami, Beschwer; ambl, mühselige Arbeit (Embla, die Eddische Mutter des Menschengeschlechts, die Mühselige?); emja, wimmern, jammern (Subst. emj, emji); ómr †), óman, tiefer, dumpfer Ton; ömun, Belästigung; uma, ymia, rauschen, tosen; Ymi, Mannsname, der Lauttönende, Yma, Riesin, Ymir, Weltriese. — Die Sanskritische Wurzel am vereinigt noch alle Bedeutungen: ire, colere, aegrotum esse, sonum edere.

Amalo, Amalung, Amalrich ist also der Mühsalbestehende: ein in Beziehung auf den Entdecker eines Hauptheils des nach ihm benannten größten Welttheils auch bedeutsamer Name.

v. d. Hagen.

---

*) Diese Ableitung ist schon deshalb unstatthaft, weil es zwar im Alt- und Mittelhochdeutschen, aber nicht im Gothischen ein verneinendes á giebt (wie überhaupt kein á), welches é lauten müßte. Und wenn man auch malo Matth. VI, 19. 20, durch Umstellung und Uebersetzung von βρῶσις Rost, zugäbe, so lautet das Gothische Wort für Mal, Fleck, doch schon mailê (Genit. Pl. Ephes. V, 27), wie noch Mittelhochd. meil Vergl. Jahrbüch. der wiss. Kritik 1834, Nr. 38.

**) Graff Althochdeut. Sprachschatz I, 251.

***) Biörn Haldorsen Isländ. Wörterb. her. v. Rask.

†) ómr und ómi, einer der zwölf Hauptnamen Odins, wird im Glossar zur Sämundischen Edda Bd. 1 ebenso erklärt und dabei auf das Hebräische amar loquntus est gewiesen. Finn. Magnussen, im mythol. Wörterb. ebd. Bd. 3, deutet noch auf das Persische oman (omanes), hom, und Indische om. — Bei dem Indischen Schöpfungswort oum giebt noch weitere Zusammenstellungen Kanne's Syst. der Ind. Mythe oder Chronos S. 70. Vergl. dessen Pantheum S. 174.

## III.

## Die deutschen Wochentagegötter.

Es scheint mir nicht unpassend, am heutigen feierlichen Tage, beim Wechsel des Ordneramtes, etwas über den täglichen Regierungswechsel zu sagen, welcher in den Benennungen unserer Wochentage ausgedrückt ist, und worin sich noch, meist unbewußt, uralte mythische Namen lebendig erhalten haben.

Eine der ältesten und annoch so weit verbreiteten Verfinsterungen des heidnischen Aberglaubens ist der Sterndienst; so wie ein bedeutender Theil der Mythologie chronologisch ist, und noch immer die Sterndeutung (Astrologie) neben der erleuchteten Sternkunde (Astronomie) sich erhält. Die Tag und Nacht, Monate, Jahrzeiten und Jahre bestimmenden Gestirne und ihre mächtigen Einwirkungen wurden selber Gegenstände der Verehrung, unmittelbar, oder bildlich, in menschlicher Gestalt, aber mit göttlicher Kraft und Größe gedacht.

Diese, nach der alten scheinbaren Vorstellung des Weltgebäudes, in umkreisenden Sphären des Himmels über die in der Mitte ruhende Erde waltenden Gottheiten bildeten ein System nach dem Maaße ihrer Macht und Einwirkung. Die Sonne, das Tagesgestirn, war Regent des ganzen Jahres, der Jahrzeiten (in den Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen), wie der größeren Perioden zur Ausgleichung der Chronologie, z. B. in der mythischen Phönixperiode; ebenso beherrschte der Mond die Nacht und die Monate, und die Mondcyklen. Den Planeten, deren nähere Beziehung auf die Erde man aus ihrem Licht und ihrer Bewegung von den Fixsternen unterschied, wurden ebenfalls bestimmte Einwirkungen auf die Erde beige-

legt; es wurden ihnen gewisse Stoffe derselben, als ihnen gleichartig, zugeeignet; und noch werden die Metalle mit den Zeichen ihrer Planeten geschrieben, so wie zum Theil mit deren Namen benannt.

Besonders legte man diesen Sternen auch, unter Oberherrschaft der Sonne, eine abwechselnde Regierung der einzelnen Tage bei. Die Siebenzahl der Woche, deren Feier die älteste Urkunde mit der Weltschöpfung verknüpft, und welche als Viertheil des 28tägigen Mondsmonats auch eine Naturzahl ist, stimmte mit der Zahl der irrig angenommenen Planeten, und diese theilten sich darin: ein Umstand, welcher schon den morgenländischen Ursprung dieses Systems andeutet, weil Griechen und Römer ursprünglich die 7tägige Woche nicht kannten *), sondern auf mancherlei andere Weise die Tage zählten, z. B. nach Dekaden, welche ja noch die Französische Revolution erneute.

Es geschah aber diese Vertheilung nicht etwa nach der Reihe der Planeten, welche nach dieser Vorstellung folgende war, von der Erde aufsteigend: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn; sondern man verband damit noch jene bekannte alte Vorstellung von der Harmonie der Sphären, wonach diese sieben Planeten und die durch ihre Umdrehung bewirkten, dem irdischen Ohre unhörbaren Töne den sieben Tönen der diatonischen Tonleiter entsprachen. Und weil für das Ohr der alten Welt die Quart oder das Diatessaron als das vollkommenste Intervall galt, so fand diese auch auf die Tagesherrschaft der Planeten ihre Anwendung. Der Tag wurde nämlich, wie annoch, in 24 Stunden getheilt, in welchen wiederum die sieben Planeten abwechselnd herrschten, zwar unter der Oberherrschaft des die erste Tagesstunde anhebenden und den ganzen Tag regierenden Gestirnes, welches dann auch besonders noch, wie die erste, so die 8te, 15te und 22ste Stunde regierte: so daß mit der ersten Stunde des folgenden Tages nicht der nächste, sondern der vierte Planet die Herrschaft des Tages antrat, also auf Sonne Mond, dann Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn folgte; wobei man sich von der Sonne, nach der Erde hin richtete **).

Man begann aber nicht etwa mit der Sonne, als dem mächtig-

---

*) Anderweitige mythische Bedeutung der Siebenzahl bei ihnen vergl. Kanne Erste Urk. der Gesch. 473.

**) Beides, diese Stundenvertheilung und den musikalischen Grund, bemerkt Dio Cass. histor. l. 37 und dessen Epitomator Xiphilin. p. 142. Zahlenverhältnisse gaben die Pythagoräer dafür an. Jo. Gerh. Voss. de orig. et progr. idololatr. II, 34.

sten, gerade in der Mitte der sieben Sphären *), an der eigentlichen Stelle der Erde, versetzten Tages- und Jahres-Gestirne, sondern mit dem fernsten und höchsten Planeten, dem nächsten am täglich sich umdrehenden Uranos (Fixsternhimmel), nämlich mit dem Saturn; der mit seinen Saturnalien zugleich der Jahresgott (Janus), ja als Chronos die Zeit überhaupt ist, so wie der mythische Urvater der übrigen Planetengötter, und einst auch, unter dem Morgenländischen Namen Chiun, der Juden Abgott war **). So wie sich aber das Christfest mit dem alten Jahresfeste des **invictus Sol** in der Wintersonnenwende vereinigte, so wurde auch der geheiligt bleibende wöchentliche Ruhe- und Feiertag der Christen von dem Jüdischen Sabbath, welcher mit dem Tage jenes fernsten und trübseligsten Planetengottes, des Saturn, zusammenfiel, und noch am Kreuzigungstage begann, auf den Auferstehungstag verlegt, schon zur Zeit der Apostel ***); und dieser war nun gerade der heidnische Sonntag: so daß der neue Ruhetag zugleich der Tag des neuen verklärt aufgehenden Lichtes, der beginnende und vollendende ward, und nicht mehr mit der Nacht, sondern mit dem anbrechenden Tage begann.

---

*) Nach Abumazar und anderen Arabischen Astrologen, bei Kircher prodrom. Copt. p. 266, stellten die Aegypter die Sonne zwischen zwei fünffache Sphären, in deren Namen pi der Koptische Artikel ist: 1) Rephan ♄; 2) pi-Zeus ♃; 3) Moloch ♂; 4) Surot ♀; 5) pi-Ermes ☿: pi-Rae ☉: 1) pi-Joh ☾; 2) pi-Chrom das Feuer; 3) pi-Then die Luft; 4) pi-Mou das Wasser; 5) pi-Kahi ♁. Die Planetenzeichen sind zusammengesetzt aus dem Elementarkreuz und dem Pfeil der Hitze mit Sonne oder Mond oder beiden, je nachdem sie durch dieselben auf die Erde einwirken. (Das Zeichen des Kronos entspricht zugleich der bedeutsamen mythischen Sichel.) Ptolemäus setzte die Sonne in die Mitte der Planeten. Auf Saturn folgte der Fixsternhimmel, darauf die unsichtbare Geisterwelt. — Daher die 9—10 Himmel noch bei Dante. Anderes sind die 9 Welten der Nordischen Götterlehre.

**) Amos 5, 26; wo in LXX und Apostelgesch. 7, 43. der Aegyptische Rephan, Remphan steht. Vergl. Winer bibl. Realwörterb. unt. Saturn, welcher gar mit Satan vereinigt wird: mehr davon beim Satertag. — Von Chiun stammt etwa der in Dichtungen des Mittelalters vorkommende Heidengötze Kahun. Der in den angeführten und anderen biblischen Stellen als Abgott der Juden genannte Moloch, dem Kinder verbrannt wurden, meint aber auch den Kronos-Saturn: nach dem Buche Jalkut zu Jerem. 7, 31 (bei Hyde rel. Pers. 134), stand der Molech vor sieben Hütten (Planetenhäusern); in deren erster man einen Vogel oder junge Taube darbrachte, in der zweiten ein Schaaf oder Lamm, in der dritten einen Widder, in der vierten ein Kalb, in der fünften ein Rind, in der sechsten einen Ochsen, in der siebenten das eigene Kind. Der Stierkopf des Moloch deutet wohl ursprünglich auf die Sonne, die mit dem Stierbilde das Jahr anhebt, wie der Name selbst (Molech, König) allgemein ist gleich Bal (Herr) Sonne. Vergl. Winer bibl. Realwörterb.

***) Paulus 1. Kor. 16, 2. Apostelgesch. 20, 7. Offenb. 1, 10.

Der Ursprung dieses Systems verliert sich in das früheste Morgenland; die Sinesen haben es noch (wenigstens eine ähnliche Verbindung der Stunden mit den Constellationen), vermuthlich als altes Eigenthum; desgleichen die Indier beider Halbinseln. Die letzten haben neun Genien (dewtas) der Planeten, die zugleich Genien der Musik-Instrumente sind, von welchen aber nur sieben Götter der Woche: **Ravi ☉, Soma ☾, Mangala ♂, Buddha ☿, Vrihaspati ♃, Sucra ♀, Sani ♄**, *). Bei den alten Persern findet sich zwar keine siebentägige Woche, aber die 30 Monatstage sind von eben so viel Engeln, Kindern des Ormuzd, benannt und beherrscht, darunter auch Sonntag und Montag auf einander folgen **). Wenigstens ist die Mithras-(Sonnen-) Höhle nach eben dieser Vorstellung geordnet ***); die sieben Pforten derselben waren von Gold, Silber, gemischtem Erz, Eisen, Erz, Zinn, den entsprechenden Planeten geweihet, also in derselben Folge. Eben so war, nach der Weise des Uralterthums, wo man, dem Cultus gemäß, ganze Landschaften umschuf, Berge zu Bildern aushieb †), Kolossen errichtete, ungeheure Werke baute, und die Erde zum Abbilde des Himmels zu machen strebte ††), — jener Bau der Stadt Ekbatana durch den Meder Dejoces: sieben Ringmauern stiegen um einen Berg mit der Königsburg und dem Schatzhause über einander empor, so daß sich ihre Zinnen überragten, und

---

*) Görres Asiat. Mythengesch. I, 21. Kanne Erste Urk. der Gesch. 759 giebt andere Namen: Suruya ☉, Liandra ☾, Liova ♂, Budha ☿, ff., und glaubt, daß man hypothetisch schon 9 Planeten annahm. Vermuthlich meinte ihre Neunzahl auch den Uranos als Fixsternhimmel, und den neunten ruhenden Himmel darüber.

**) Hyde hist. vet. releg. Persar. p. 260 ff. Ormuzd regiert den ersten Tag und bedeutet auch den Stern Jupiter. Eben so ist der Engel des 20sten Tages Behrâm zugleich Name des Sternes Mars; und der 27ste heißt Asomân und bedeutet den Himmel der täglichen Umdrehung (von âs mânand, mühlenähnlich). Sonntag und Montag, der eilfte und zwölfte Tag, heißen Chûr Sonne, Mâh Mond. — Andere Vorstellungen von dem Thierkreise u. s. w., aus dem Zendavesta, Bundehesch, bei Görres a. a. O., wo auch das Folgende.

***) Celsus bei Origen. opp. I, 333.

†) Dergleichen die beiden funfzig Ellen hohen, ausgehöhlten Menschengebilde, der rothe und der graue Gott, und daneben ein Stierbild, bei der Stadt Bamijân (später Balch oder Baktra). Hyde l. c. 132, wobei der fünf Arabischen Götzen zur Zeit Noahs (laut des Korans) gedacht wird: Wodd, Sowâ, Jagauth, Joauk, Nesr, welche nach dem Persischen Ausleger in Gestalt von Mann, Weib, Löwe, Roß und Geier, gebildet waren, es scheine, aus Bedeutung ihrer Namen.

††) Man denke an die Aegyptischen Werke dieser Art, die Höhlentempel in Indien, die zu Tage aus dem Felsen gehauene Tempel- und Bilderstadt Mavalipura.

diese waren, die innerste vergoldet, die nächste versilbert, die folgenden hellroth, blau, purpurfarben, schwarz und weiß *); so daß hier auch die Farben mit ins Spiel kommen. Aehnliche Einrichtung fand auch bei den Griechischen Mysterien Statt. Die Chaldäer, bei welchen die Astronomie und Astrologie besonders frühzeitig blühte, und von denen die Nordische Mythologie geradezu allen abgöttischen Dienst mit der Sprachverwirrung, zwar durch Zoroaster, ableitet **), hatten ebenfalls die obige Folge der Wochentage nach den Planeten ***). Dio Cassius (in Mitte des dritten Jahrhunderts) meint, die Griechen und Römer haben diese ihnen zuvor unbekannte Bezeichnung von den Aegyptern überkommen; und schon Herodot bemerkt es als eine Erfindung der Aegypter, daß jeder Tag, wie jeder Monat, einem der acht oberen und zwölf unteren Göttern gehöre, und so aus dem Geburtstage die Bestimmung eines Menschen geweissagt werde †). Der Sabbath war den Römern nicht nur seit August und Horaz dem Namen nach bekannt, sondern wurde auch schon mannigfaltig von ihnen gefeiert ††), zunächst zwar in Beziehung auf jenes auch bei den Juden selber eingedrungene astrologische System der sieben Planetengötter; wie daraus erhellt, daß Tibull und Frontin, den Sabbath auch den heiligen Tag des Saturn nennen †††), und Tertullian, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, rügt, daß man diesen Tag des Saturn mehr auf heidnische, als auf Jüdische Weise feiere ††††). Vollständig, auch für die übrigen Tage, bekundet die Verbreitung ihrer Benennung nach den Planetengöttern durch die obige Stundenvertheilung, das bei Euse-

*) Herodot. I, 98.

**) Alte Vorrede zur jüngeren Edda.

***) Laut Diodor. und Ali Sahid Baheh, bei Görres.

†) Herodot. II, 82, wo zwar diese beiden Götterkreise nicht angeführt werden, von welchen er jedoch ebend. 43 schon erzählt hat, wie die Zwölfe, worunter Herkules (als Sonnengott), aus den Achten entstanden. Ebenso berichtet er ebend. 4, aus Mittheilungen der Aegyptischen Priester, daß sie das Jahr mit seinen 12 Zeiten aus den Sternen und die 12 Götter erfunden. An einer andern Stelle (II, 110) sagt er, die Stunden- und Wasseruhr, und des Tages (wie der Nacht) 12 Theile haben die Griechen von den Babyloniern gelernt.

††) Ideler Chronologie II, 175 ff., mit Hinweisung auf Selden de jure nat. III. und Gotl. Wernsdorf diss. de gentilium Sabbato. Viteberg. 1722. 4.

†††) Tibull. eleg. I, 3, 18: Saturni aut sacram me tenuisse diem. Frontin. strateg. II, 1, wonach Vespasian die Juden angriff, Saturni die, quo eis nefas est quidquam seriae rei agere.

††††) Tertullian. apologet. 16: Si diem Solis laetitiae indulgemus, alia longe ratione quam religione Solis, secundo loco ab iis sumus, qui diem Saturni otio et victui decernunt, exorbitantes et ipsi a Judaico more, quem ignorant.

bius *) aus dem Porphyrius (zu Anfange des vierten Jahrhunderts) bewahrte Orakel:

> **Invoca Mercurium, et pariter Solem die solis,**
> **Lunam itidem, cum aderit ejusdem dies,**
> **Et simili modo Saturnum et Venerem,**
> **Invocationibus arcanis, quas invenit magorum optimus,**
> **Septisonae rex, quem omnes norunt**
> **Et valde, et singulatim semper Deum septemplici voce.**

Eben dieses mythisch-astrologische System finden wir nun auch bei den Germanischen Stämmen, Nordischer wie Hochdeutscher Zunge.

Man hat schon die bei Lucan **) genannten drei Gallischen Götter in ihrer Folge hierauf bezogen, in sofern Teutates durch Tyr (Thuisl), Hesus durch Wodan, und Taranis durch Thor gedeutet werden.

Sicherer ist die Nachricht Adams von Bremen, im eilften Jahrhundert, von dem Landestempel zu Upsal, wo Thor, als Jupiter Tonans, in der Mitte, und auf der einen Seite Wodan (= Merkur), und auf der andern Fricco (Frei, Freia = Venus) stand ***): also in derselben Ordnung, wie ihre Tage auf einander folgen. Obgleich Adam den Wodan in seiner kriegerischen Darstellung, und durch die Mythe berechtigt, als Mars deutet, so ist Wodan doch vornämlich Merkur; wie eben schon die allgemeine Beziehung beider auf denselben Tag bekundet. Der Däne Saxo, zu Ende des zwölften Jahrhunderts, bestreitet zwar auch diese Einheit Odins (= Wodans) und Merkurs, so wie Thors und Jupiters, aus der umgekehrten Verwandtschaft beider in der Römischen und Nordischen Mythologie, weil in der letzten Thor Odins Sohn ist: er thut solches aber gerade in Beziehung auf die im Norden gebräuchliche Benennung der Wochentage nach den heimischen Göttern †), welche gleichwohl in Bedeu-

---

*) Praeparat. evangel. V, 14.

**) Lucan. Pharsal. I, 444:

> Et quibus immitis placatur sanguine diro,
> Teutates, horrensque feris altaribus Hesus,
> Et Taranis Scythicae non mitior ara Dianae.

Vergl. Rössig Deut. Alterthümer (2te Aufl.) S. 180.

***) Man sehe die ganze Beschreibung in meinem Büchlein über Irmin S. 61.

†) Saxo Gramm hist. Dan. l. VI, edit. Stephan. p. 103: Quo evénit ut legitima feriarum series apud nos eorundem (deorum) nominibus censeatur; cum ipsis Latinorum veteres, sive à deorum suorum vocabulis, sive à septeno planetarum numero nuncupationem singulatim adaptasse noscantur. Eos tamen, qui à nostris colebantur, non esse,

tung und Folge unbedenklich den Römischen Planetengöttern und ihren Tagen entsprechen.

Desgleichen läßt Galfried von Monmouth, im zwölften Jahrhundert, den Eroberer Hengist im vierten Jahrhundert schon sagen, daß er mit seinen Angelsachsen vornämlich den Woden und Frei verehre, nach welchen der vierte und sechste Wochentag benannt werde; so wie sonst von ihren übrigen Göttern auch besonders der Sonnengott Phöbus, Saturn und Jupiter namhaft gemacht werden *)

Das Verzeichnis der heidnischen Gebräuche, welches mit der Synode zu Liftinas (in Belgien) den zum Theil wörtlich übereinstimmenden Canones der vom Erzbischof Bonifaz und den übrigen Bischöfen des fränkischen Reiches im Jahre 742 gehaltenen Synode beigefügt ist, führt auch die Verehrung des Merkur und Jupiter auf, d. h. des Woden und Thunaer, wie beide in der dicht voranstehenden Deutschen Abschwörungsformel des Heidenthums genannt werden **). Die Voranstellung des Thunaer darin, so wie dort des Jupiter bei Wiederholung der Verehrung beider Götter, namentlich durch ihre Feiertage (feriae), entspricht ihrer Römischen Benennung, ist

---

quos Romanorum vetustissimi Jovem Mercuriumque dixére, vel quibus Graecia Latiumque plenum superstitionis obsequium exsolverunt, ex ipsa liquidò feriarum appellatione colligitur. Ea anim quae apud nostros Thor vel Othini dies dicitur, apud illos Jovis vel Mercurii feria nuncupatur. Si ergò Thor Jovem, Othinum Mercurium juxta designatae interpretationis distinctionem accipimus, manente nostrorum assertione, Jovem Mercurii filium extitisse convincitur, apud quos Thor Othino genitus vulgari sententiâ perhibétur. Cúm ergo Latini contrario opinionis tenore Mercurium Jove editum assevérent, restat, ut constante eorum affirmatione, Thor alium quàm Jovem, Othinum quoque Mercurio sentiamus extitisse diversum. Sunt qui dicant deos quos nostri coluére, cum iis quos Graecia vel Latium celebrabat, solum participâsse vocabulum, sed istos tanquàm majestate suppares ab illis cultum cum nomine mutuatos fuisse. Hier, scheint die Uebertragung, eben aus Anlaß der Wochentagenamen, angedeutet.

*) Galfrid. hist. Angl. l. 3. Matthaeus Paris (im 13ten Jahrhundert) hist. p. 994. erwähnt, bei Entdeckung eines heidnischen Gebetbuches und anderer Alterthümer, daß darin besonders der Sonnengott Phöbus und Merkur-Woden angerufen worden. Matthaeus Westmonaster. (im 14ten Jahrh.) flor. hist. p. 81 nennt als Götter des Hengist noch Saturn und Jupiter. Vergl. Gräter Idunna und Hermode 1816, Nr. 18. 20; wo Matthäus Paris, und vermuthlich die angeführte Erzählung, von Klopstock selber als Quelle seiner bekannten Hinweisung in den Oden bezeichnet wird, daß die Bardenlieder-Sammlung Karls des Großen in Nachtgewölben unter der Erde verborgen läge, was früher so mancherlei Nachforschungen, selbst eine Preisaufgabe des verst. Teuthold Heinze, veranlaßte.

**) Diese und andere dazu gehörige Stücke folgen in einem aus der Handschrift berichtigten Abdrucke dieser Abhandlung.

aber auch in dem eigenthümlichen Verhältnisse begründet, welches Thunaer, dem Donnergotte, selbst den Vorrang einräumt, wie im Landestempel von Upsal.

Ebenso findet sich in der Kirchengeschichte anderer Deutscher Stämme, namentlich der Westgothen, daß es schwer hielt, die Donnerstagsfeier abzustellen, und man die Sonntagsfeier einschärfen mußte, wie bei den Burgunden, Franken und Sachsen *).

Aus dergleichen und anderen verdunkelten Nachrichten hat im funfzehnten Jahrhundert der Braunschweiger Konrad Bothe in seiner schon 1493 gedruckten seltenen Sassenkronik, welche von Leibnitz aus Handschriften hergestellt, besonders nach den darin befindlichen Götterbildern die Bilderkronik (Chronicon picturatum) heißt, ein mythologisch-historisches System aufgestellt **), welches dann der Engländer Richard Verstegan ***), und aus ihm Christian Arnold, im Anhange zu des Schottländers Alexander Roß Beschreibung aller Religionen der Welt †), weiter ausgebauet und eine umständliche Darstellung der Deutschen sieben Wochentagegötter geliefert haben. Bothe begründet sein abenteuerliches System auf einen neuen in die Geschichte hineingedichteten Mythus, wonach Julius Cäsar den Germanen die Römischen sieben Götter mitgetheilt und Tempel und feste Burgen für sie erbauet habe, namentlich Soltwedel für Sol, Lüneburg für Luna, Magdeburg für Freia u. s. w., welche Götterburgen nachmals Karl der Große mit diesen Städten erobert, ihren Dienst darin zerstört und überall dafür das Christenthum eingesetzt habe. Dieses Mährchen hat wenigstens in soweit Sinn, als Cäsar, dessen Name schon im Römisch-deutschen Kaiser eine fast mythische Glorie einschloß, in der That aus eigener Erfahrung die älte-

*) Wie der Donnerstag, wurde auch der Neujahrstag, 1. Januar, mit heidnischen Gebräuchen begangen. Concil. Arelat. IV, in Mansi coll. concill. VIII, 629. Vergl. Mone Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa II, 59. 135. 169.

**) Vergl. Irmin S. 14.

***) Rich. Verstegan restitution of decayed intelligence and antiquities. Lond. 1634. 4.

†) Alex. Ross. πανσέβεια; Deutsch. Heidelb. 1668. 8 und öfter. — Spätere Abhandlungen sind: Sam. Mursinna diss. de hebdomade gentilium et dierum a planetis nominatione. Berol. 1747. 4, und in Jo. Oelrichs Germaniae litt. opusc. T. I, p. 157. Jos. Fuchs Abhandl. von den Wochentägen, aus d. Gesch. der alten Hebräer, Griechen, Römer und Deutschen, zur Erläuterung eines bei Mainz gefundenen heidnischen Altars mit acht Götzenbildern. Mainz 1773. 4. „Von den Namen der Monate und Wochentage". Im Hannover. Magazin 1776, Nr. 2. 3, unterzeichnet H.

sten bedeutenden Nachrichten vom deutschen Götterthume giebt (namentlich von ihrem Sonnen= Mond= und Feuer=Dienste); dagegen Karl der Große, der Erneuerer des alten Römischen Kaiserthums, den Götzendienst bei den Deutschen, besonders durch endliche Bekehrung der Sachsen, fast völlig vertilgte.

Durchlaufen wir hienach nun die einzelnen Wochentage, so haben wir für Sonntag und Montag eben schon bei Cäsar Zeugniß, der beider unmittelbare Verehrung, nebst der des Vulkans, d. h. hier bloß des Feuers, bei den Germanen als allgemein, und zugleich solchen Naturdienst als ihren alleinigen bemerkt *). Bei Tacitus, der schon mannigfaltigere Götter, Götternamen und Mythen der Germanen kennt, ruft der Ansibarier=Fürst Titus Bojocalus die Sonne und übrigen Gestirne an, daß sie das ihm und seinem vertriebenen Volke von den Römern verweigerte Land nicht fürder bescheinen, sondern vertilgen mögen **). In einer halbdunklen Stelle seiner eigentlichen Schilderung der Germanen, berichtet Tacitus, jenseit der Svionen, an dem fast unbeweglichen, die Erde umgürtenden Meere, wo die Helle zwischen Untergang und Aufgang der Sonne die Sterne verdunkele, dort am Ende der Welt, höre man den Ton der untersinkenden Sonne, sehe die Gestalten der Götter und die Strahlen des Hauptes (zunächst des Sonnengottes). Obwohl hier ***) antike, besonders Epikurische Vorstellungen vom Zischen der ins Meer untersinkenden Sonne, im Spiele sind, so erinnert die ganze Erzählung doch lebhaft an unser Volksmährchen von der Reise des kühnen Schneiderleins nach dem Sonnenbette †), der auch jenseit der mit Brettern vernagelten Welt die glühende Sonne „zu Rüste" (Rast) gehen sieht und mit dem nassen Finger, wie an seinem Bügeleisen, ihr Zischen erprobt. Auf der anderen Seite steht die persönliche Vorstellung der

*) Caesar VI, 21: Deorum nominibus eos solos ducunt, quos cernunt et quorum opibus aperte juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt.

**) Tacit. ann. XIII: Solem deinde respiciens et cetera sidera vocans, quasi, coram interrogabat, vellentne contueri inane solum? potius mare superfunderent adversus terrarum ereptores.

***) Tacit. Germ. (ed Passow) 45: extremus cadentis iam solis fulgor in ortus edurat, adeo clarus, ut sidera hebetet. Sonum super audiri, formas Deorum et radios capitis aspici, persuasio adiecit. Illuc usque, et fama vera, tantum natura.

†) Finn. Magnussen lexic. mythol. in Edda III, 717, bemerkt unter den noch gangbaren persönlichen Ausdrücken von der Sonne, auch den Deutschen: „die Sonne bettet um sich."

Sonne, wie des Mondes, mit Roß und Wagen, in der nordischen Mythe, ähnlich der antiken: Sôl und Mâni, die Kinder Mundilfari's, d. i. des drehenden Fixsternhimmels *), welche der Vater ihrer Schönheit wegen so nannte, die Asen (Götter) aber dieses Hochmuths wegen an den Himmel versetzten, als Führer der aus den Funken der Feuer- und Lichtwelt (Muspellsheim) geschaffenen Sonne und Mondes, denen die Asen erst ihre Bahn bestimmten. In dem nordischen, mit den Elementen (Riesen) anhebenden großen Heldenstammbaume, worin auch die Niflungen (Nebelkinder) den Wolsungen vom Asenstamme gegenüberstehen, ist diese Sol mit Tag (Dag), dem Sohne der Dämmerung (Delling **), Mann der Riesentochter Nacht) vermählt, und beider Tochter, Svanhild, benannt Goldgefieder (Gullfjödhr, vermuthlich als Morgenröthe), ist die Gattin Finn-Alfs, des elfischen ***) Ahnherrn Ragnar Lodbroks, mit dem die Geschichte aufdämmert, und Harald Schönhaars, mit dem sie taget. — Außerdem war Sol von ihrem Vater mit Glenur oder Glanur, d. h. der Glänzende, vermählt; welches Wort mit Lunus verglichen wird †) und etwa die besonders noch bei den Letten mährchenhaft bewahrte Vorstellung der Sonne und des Mondes als Weib und Mann andeutet: Saule zeugte mit ihrem Manne Mehnes die ersten Sterne (Swaigsnes), von welchen nachmals die übrigen herkamen; und um diese kleine Sonnenmaide (Saules meitas) freiten die Göttersöhne (Deewa dehli) und erhielten eine kleine Mitgabe; ihren Mann aber, weil er treulos dem Morgensterne die Braut entführte, zerhieb

---

*) Nach Thorkelin, zur ält. Edda I, 15, von fara fahren, oder fära, föra führen (weil auch Mundil-föri, feri, vorkömmt), und maundull, möndull, Achse, Rolle, — Mandel, Mangel. Ebenso ist, laut Schneider, μάγγανον Achse, Maschiene, künstliches Mittel, auch gleichbedeutend mit μάνδαλος Riegel, und Lat. mango, mangonium. Mittellat. mango, manganum, mangenella Wurfmaschiene; Altdeutsch und noch Mange. — μηχανή, μῆχος, Jon. μῆκος, wird zunächst von μήδω (μέμηκα) und μῆτις abgeleitet. Alles gehört aber wohl zu dem Einen großen Stammworte, das sinnen, denken bedeutet: wie der Indische Weltberg mandar, den im Milchmeere Riesen an der Schlange ananda umquirlen, Wort, Logos, bedeutet. Kanne Panth. 253; Chron. 381.

**) Die Lesart in jüng. Edda Dögling führt auf Zusammensetzung mit dag, als junger Vor-Tag: wie im obigen Heldenstammbaume die Daglinger, Abkömmlinge Dag's, neben den Niflungen. Aehnliche Verschmelzung ist das Mittelhochdeutsche âlank aus tagelank; Nord. daglang: tagelang.

***) Vergl. oben S. 16.

†) Mehr davon beim Monde.

Frau Sonne mit scharfem Schwert in vier Viertel *). — Die nordische Sol gehört zu den Asinnen, wie auch Delling, ihres Mannes Vater, vom Asengeschlechte war; und von den Asen in ihre Bahn gewiesen, vertheilt sie sich gewissermaßen in diese, deren Zwölfzahl den Monaten und Bildern des Thierkreises entspricht, und von denen so zum Theil als Sonnengöttern, die vornehmsten unter mannigfaltigen, bedeutsamen Mythen, die Hauptzeiten und Feste ihres Jahrlaufes abbilden und einnehmen, Frei und Baldur die Sonnenwenden, Thor und Odin die Nachtgleichen; welcher letzte, als Vater der übrigen, mit seinen zwölf Hauptnamen, dem Einen Sonnenauge, dem Fenriswolfe u. s. w., wieder auch das Ganze allein vorstellt **). Wie allen Asen, sind insonderheit der Sonnengöttin die vom Weltriesen Ymer abstammenden und den Asen gegenüberstehenden (Elementar-) Riesen feindselig, und sie wird nebst dem Monde stäts von zwei Wölfen aus Riesengeschlechte bedroht, indem Hati (Haß) vor ihr den Mond, und Sköll ***), sie selber verfolgt: wie in Island noch gegenwärtig die Nebensonne Skoll, und im ganzen Norden Sonnenwolf genannt wird †). Vermuthlich wurde diese sehr allgemeine Mythe von dem sonneverfolgenden Wolf ††) auch auf die Verfinsterungen bezogen, wie gewiß bei dem Monde. Vor der Götterdämmerung verliert die Sonne ihren Schein und Kraft, der Wolf ereilt und verschlingt sie:

---

*) Lettische Mythol. in G. F. Stenders Lett. Grammat. (2. Aufl. Mitau 1788. 8) S. 266. 268. 277.

**) F. Magnussen lex. mythol. 719.

***) Doch wohl vom Stamme skillan (all, ull) schallen, zerschellen; daher Isländisch noch skolla, hochprangen, höhnen; sköll, Hohn, Trug; skoll, Nebensonne, und skolli, Fuchs und Teufel. Vgl. das mittelhochd. schülle, Wüstling (Minnesing. I, 172) den Namen Schöll, und Scholle (vgl. Sand-Schelle). Kanne erste Urk. 129, verbindet mit Skoll noch σκυλαξ, junger Hund, die hundsköpfige Σκυλλη, und Hebr. sagal, sgal, Fuchswolf (Schakal. vgl. Winer bibl. Realwörterb. 226. 609), und zeigt die Verwechslung der Namen von Hund, Wolf Luchs, und Fuchs durch viele Sprachen, so wie davon abgeleitete Thier-Ungeheuer.

†) Ihre Swenskt Dialekt-Lexicon (Upsal 1766. 4): Sol-ulf, Sol-varg; auch Sol-älf (Elfe) und Sol-möya (Maid): F. Magnuss. lex. mythol. 414.

††) In der Odyssee XIV, 161. XIX, 306 λυκάβας Jahr, eigentlich Wolfsbahn. Die Beziehung auf ein mit lux gemeinsames Stammwort (bei Schneider) könnte damit bestehen, da das Jahresgestirn (Sirius) in der heißen Zeit selber der brennende Hund, Wolf, Fuchs, Löwe ist (Kanne erste Urk. 125. Man vergleiche noch die Gegensätze Lucifer der Finstere, und Surtur der Schwarze aus der Feuerwelt, Muspelheim): aber schon vergessen ist sie in λυκόφως Dämmerung, nach Einigen, weil dann der Wolf ausgeht, nach Anderen, weil der Tag grauet; wofür Schneider λυκοειδής als Beiwort der Morgenröthe anführt.

zuvor aber hat sie eine nicht minder schöne Tochter geboren, welche auf der Mutter Bahn die schöner verjüngte Erde und ihre erneuten Bewohner beleuchtet.

Wie den Riesen, war Sol auch den aus den Maden des Weltriesen entstandenen Zwergen (Alfen) feindlich, und wenn diese nächtlichen Wichte sich vom Sonnenstrahle betreffen ließen, versteinten sie, wie jene bis zur Götterdämmerung kämpfenden Krieger, welche (Grim=) Hild allnächtlich wieder belebte *). Hiemit hängt wohl zusammen, daß noch im ganzen Norden, wie bei uns, die am Sonntage gebornen Sonntagskinder Geister sehen, in mancherlei Verkehr mit ihnen stehen, und in Schweden noch besonders die auf dem Golde liegenden Lindwürmer besiegen können **), wie Siegfried und sein Tochtermann Ragnar Lodbrok.

Ein selber nach der Sonne benanntes Edda=Lied (Sólar-liod) bezeichnet merkwürdig den Uebergang von Heidenthume zum Christenthum, indem ein Verstorbener, den die untergehende durch Verneigung angebetete Sonne, furchtbar strahlend blendete, seinen Sohn auf die höhere Erscheinung in Osten hinweiset, und ihm die Gebete des Herrn (drottins: am Tage des Herrn), zum Heile für die ganze Woche, empfiehlt.

Wie am Schilde Sols, am Ohr und Hufe der beiden Sonnenrosse Zauberrunen standen ***), so heißt Sol auch der sie selbst beginnende Buchstabe unter den sechzehn †) alten nordischen Runen, und steht neben den meisten übrigen hier in Frage kommenden Asen, Frei, Thor, Odin, Tyr ††). Ihre Stellung aber, sowohl in der eigenthümlichen alten Ru=

*) Vergl. Nibelungen und kein Ende S. 98.

**) F. Magnuss. l. c. 718.

***) Eddalieder von den Nibelungen IX, 16. Volsunga=Saga Kap. 29.

†) So viel Buchstaben sollen anfänglich auch nur die Römer von den Griechen empfangen haben, laut Mar. Victor. p. 2458. 2468. Es sind aber nicht völlig dieselben und in der gewöhnlichen Folge. Vergl. K. Schneider Lat. Grammat. I, 1, 5.

††) Vielleicht auch Mâni, als ursprünglich eins mit Madr (Mann) = *M*. Außer Tyr, sind die drei übrigen nicht allgemein Nordische Runen=Namen, es scheint aber besonders Schwedische und gerade die älteren für die gewöhnlichen (Fé, Thurs oder Thorn und Os). Vergl. nebst den alten Runen=Alphabeten, besonders Ol. Verelii runograph. (Ups. 1675. Fol.), der auch die Gestalt der Runen ihren Namen gemäß findet, z. B. in ᛋ die Zerstreuung der Sonnenstrahlen. — Bemerkenswerth ist noch, daß überall auch Dag, Tag, Runen=Name von *D* ist.



nenfolge *), als nach dem gemeinen A B C, entspricht so wenig der eigentlichen Planetenreihe, als deren Folge in den Wochentagen, bewährt also nicht etwa das hohe Alter dieses Systems im Norden **). In den sämmtlich Christlichen Runenkalendern werden die Wochentage mit den sieben ersten Runen nach der alten Folge, ohne Rücksicht auf beiderseitige Götternamen, bezeichnet ***).

Der Runen-Name hat aber diesen dem lateinischen Sôl gleichlautenden Sonnen-Namen †), der noch im ganzen Norden der eigentliche ist (mit angehängtem Artikel Solen), nicht nur im Altsächsischen, sondern auch im Althochdeutschen, erhalten. Angelsächsisch lautet er Sigil, Sigel ††), was auch sonst noch Sonne bedeutet †††), so wie ein mit dem Sonnenbilde geschmücktes Halsband, auf ähnliche Weise wie es solche Mondhalsbänder giebt; daher Mittellateinisch Sigla ††††).

---

*) Diese ist F, U, Th, O, R, K, H, N, I, A, S, T, B, L, M, Ö: wonach man leicht jeglichen Versuch anstellen kann.

**) Der durch weitschichtige Untersuchungen des Griechischen, noch mehr des Aegyptischen Alphabets bekannte Prof. Seyffarth in Leipzig hat durch zwei Vorlesungen in der Deutschen Gesellschaft daselbst gezeigt, daß die Germanen die 7 Planetengötter sammt der Erde als achten (= den 8 Kabiren, 8 Chinesischen Kua's, Elohim u. s. w.), und das ganze astrologische System, schon aus Asien mitgebracht, und der Anfang der nordischen Mythologie auch schon 3468 vor Christi Geburt, gleich nach der Sündflut falle. (Ch. L. Stieglitz Jahresbericht 1833. S. 46). Dies gründet sich also auf seine kürzlich gedruckte „Alphabetische Abbildung des Thierkreises, mit der Constellation der 7 Planeten ☾ ☿ ♀ ☉ ♂ ♃ ♄ am 7. September 3446 vor Chr., zu Ende der Sündflut, nach Noahs eigenen Beobachtungen." — Die oben dargelegten Runenverhältnisse bestätigen wenigstens diese Constellation nicht.

***) Ich habe selber einen solchen sehr alten in Buchenholz geschnittenen Kalender in Gestalt eines Riesenschwertes, das etwa zugleich diente, wenn ein Ding (Thing) gehegt wurde. — Vollständige Anwendung eines Runenkalenders machte noch Gräter Idunna 1812.

†) Auf der ältesten Abschrift des „ABECEDARIUM NORD" in der St. Galler Handschrift 878 des 9—10ten Jahrhunderts, welche in meinen Reisebriefen I, 158 erwähnt und in W. Grimms Deut. Runen, Taf. 2, unvollkommen abgebildet ist, steht auch der Name hinter ᛋ endi sol.

††) Sigel in drei Hdss. bei Hickes thesaur., gramm. A. S. p. 135; wiederholt bei Grimm Taf. 3. Sigil in der Paris. Hds. des Isidor ebd. Taf. 2. Sigi in der St. Galler Hds. 270 ebd. ist wohl nur Versehen. Sil in der Tegernsee-Münchener Hds. des 8ten Jahrhunderts, bei Radlof Schreibungslehre Taf. 1, scheint Zusammenziehung.

†††) Somner glossar. A. S. hat Sigel-hveorf Sonnenwirbel, Sonnenwende. Grimm Gramm. II, 111 sigel-vare Aethiopen im Sonnenland. Bei Somner finde ich Sigel-hearva i. e. Silhareva Aethiope, und Silhearvena-land Aethiopien.

††††) Somner vergleicht schon das Angels. Sigele mit dieser Sigla. Mehr hievon bei Du Fresne glossar. med. aevi. Die Lateinische Uebersetzung monile ist vielleicht ursprünglich gleichbedeutend mit lunula Mondhalsband, und im Worte wie Sinn

In den Althochdeutschen Denkmalen lautet die Sonnenrune **Sugil**, **Suhil** *), und bildet den Uebergang zu dem Gothischen **Sauïl**. Dies letzte hat zwar, da es geschlechtslos scheint **), die persönliche Beziehung vergessen, und es war also damals schon verdunkelt. Als das mit dem eigentlichen und ältesten Sonnennamen im gemeinsamen Sprachstamme stimmende Wort, verglichen mit dem Wallisischen **Haul**, Sonne, ließe es dann auch, durch solchen Wechsel der Spiranten unter sich und mit dem Lippenlaute, Verwandtschaft annehmen mit *ἕλη*, *εἵλη*, Sonnenlicht, *ἥλιος*, Helios; *σέλας*, Glanz, *σελάνα*, dorisch für *σελήνη*, Selene; *ἕλη*, *εἵλη*, lautete in Mundarten auch *βέλα*, *βείλη* ***), und führt weiter zu den Semitischen Sonnen- und Götternamen **Bel**, **Baal**, (Herr, **Baal-samen**, Herr des Himmels), — zu dem Kretischen Abelios-Apollo, dem Gallischen, namentlich Norischen und Kärntischen, auch von den Römern verehrten **Belenus**, **Belinus**-Apollo †), dem Slavischen **Biel** (= **Bog**, weißer Gott), und dem Nordischen Baldur, d. i. der Jahresgott in in der Sommer-Sonnenwende, im Sol-Monat ††); welcher Monatsname auch im Angelsächsischen diesen Sonnennamen bewahrt.

---

eins mit dem Isl. men Halsband; vergl. das berühmte Brisinga-men. — Solche Sonnen- und Mondbilder tragen die Heiden auch im Titurel; s. weiterhin.

*) Sugil bei Hraban. Maur., nach Goldast wiederholt bei Grimm Taf. 1. Suigil unter den bloßen Runen-Namen, ohne Zeichen, der Wien. Hds. 277, nach Denis catal. I, 1002, ebd. S. 106. Suhil, aus der Wien. Hds. 61, ebd. Taf. 1.

**) Marc. 1, 32. 13, 24. Ihm fehlt das Gothische männliche Nominativ-Kennzeichen s, und müßte als weibliche Ableitung -ila lauten. Aber bei so altem, Eigennamen ähnlichem Worte ist schwer zu scheiden, was Ableitung oder nur auseinander getriebene Wurzel ist. — Das Pers. soo, su, Sonnenlicht, das F. Magnussen 714 anführt, würde für ein wurzelhaftes s sprechen, finde ich aber nicht unter den Pers. Sonnennamen bei Hyde 106; wo hûr, chûr, shir wohl zum Zend. shur, Sanskr. suria bei F. Magnussen stimmt. Vergl. Kanne Chron. 62. 222.

***) Schneider, der alle diese Ableitungen schon zusammenstellt, hat noch den weitern Uebergang *γέλα*, d. i. *Ϝέλα* (mit dem Digamma), daher gelu, Frosthelle. — *βέλος*, pilum, Pfeil und Strahl (wie unser altes strâle, Pfeil, jetzt Strahl) gehört zu *βόλω*, *βάλλω*.

†) *Βέλιν* (Accusat.) bei Herodian. I. 8. Selden de diis Syris. Schedius de diis German. c. 7, wo die alten Nachrichten zusammengestellt und die Römischen Steinschriften wiederholt sind, darunter auch die Britannischen dem Belatucadrus gewidmeten. Phil. a Turre diss. de Beleno veterum Aquilejens. Deo, hinter dessen Mon. vet. Antii. Rom. 1700. De Zurlauben le Soleil adoré par les Taurisques. Zürich 1781. Die Altäre von Aquileja sah ich in Venedig. Briefe in die Heimat II, 153.

††) F. Magnussen 299, wo noch der bei dem Russischen Johannisfeuer im Andenken gebliebene Kupal angeführt wird. Das einfache bál bedeutet im Isl. Brand,

Die Verwechslung des Geschlechtes darf hiebei so wenig auffallen, als bei den Mythen selber. Es ist eben ein unterscheidender Grundzug, daß in der antiken, wie in fast allen morgenländischen Mythologien auch am Himmel, wie auf Erden, nur der Mann, wohl gar als leiblicher Sonnensohn, herrscht, und die nur in seinen Strahlen leuchtende Mondgöttin seine erkorene Königinn oder auch Schwester ist: dagegen bei allen Germanischen Stämmen die von Tacitus schon so bedeutsam erkannte hohe Frauenverehrung sich auch am Himmel in dem umgekehrten Verhältnisse vergötternd kund giebt, welches unter den Morgenländern sich merkwürdiger Weise nur bei den Arabern zeigt, bei den näher stehenden Letten mährchenhaft sogar durch die unumschränkteste Frauenherrschaft sich ausspricht; wie das schon bei Tacitus im Norden geschichtlich vortretende wirkliche Frauenreich den späteren amazonischen Sagen in eben jenen Gegenden (Quinland) um so eher Spielraum bot. Auch bei uns weiset das zu Anfange des 13ten Jahrhunderts gangbare Mährchen von der Frau Sonne, um welche ein Kater freite *), auf den alten mythischen Grund, woran auch noch das obgedachte Mährchen von dem Sonnenbette erinnert; anderer, an das Geschlecht des Wortes gebundener, und sich daraus bildender Dichtungen und sprichwörtlicher Ausdrücke zu geschweigen. In schöner, lebendiger Weise singt noch das Nibelungenlied (6510), wie nach einer schauerlich blutigen Mondnacht, „die hehre Sonne dem Morgen ihren lichten Schein über die Berge bietet".

Aber auch im deutschen Sprachstamme selber schwankt das Geschlecht schon früh mannigfaltig in den Sonnen- wie Monds-Namen. Im Gothischen steht, außer dem obigen Sauïl, noch der männliche Sunna **) neben der weiblichen Sunnô ***). Im Altsächsischen ist der Sunno †)

---

Scheiterhaufen (der Baldurs Leiche verzehrte), Dän. Baal, Schott. bale, bele. Zum Isl. bali, Höhe, stimmt das Schweiz. Balm, hoher Bergpaß: vergl. das Nibelungen-Schwert Balmungen, und die Westgothischen Balthungen. — Fernere etymol. und mythol. Vergleichungen bietet Kanne Urk. 114. 331. 354; Panth. 418; Chron. 145; Goldene Aerse der Philister 45. Im Chron. 25 wird bal, bel, auf das einfache Ur- und Gotteswort al, el zurückgeführt, wie Helios-Sol von Servius ad Aen. I, 646.

*) Im Sängerkrieg auf Wartburg von Biterolf derb angewendet, von Herrand von Wildonie in einer Erzählung dargestellt. Vergl. meine Lebensbeschreibungen der Minnesinger S. 300.

**) Matth. 5, 45. Luc. 4. 40.

***) Marc. 4, 6. 16, 2.

†) Im Helihnd (Evangelienharmonie) 89, 10. 96, 7, Lesarten der Cottonischen Hds.; sonst in beiden Hdss. sunna.

seltener, als die Sunna. Hochdeutsch findet sich erst im 11ten Jahrhundert, dann häufiger, der Sunno oder Sunne *), neben der jedoch überwiegend weiblichen Sunne. Jenes steht manchmal in einem und demselben Werke dicht neben diesem, in Beziehung auf den fremden heidnischen Sonnengott, besonders nebst der auch durch stärkere weibliche Endung gebildeten Mondgöttin, Mænin, Mæninne, oder dem männlichen Worte gleichlautend Mâne **).

Auf ähnliche Weise steht der Sunne häufig in Beziehung auf Christus ***); und wie Maria durch vorbildliche Deutung, Legende und Sage mannigfaltig in nähere Verbindung mit dem Monde trat, so wurde noch früher und mehr die so allgemeine Verehrung und bildliche Bezeichnung der Sonne im höchsten Sinne auf Christus ge-

---

*) Die Wiener Hds. von Notker's Psalmen hat XLII, 4 für Sunnûn bestimmt den Sunnûn. Stade lect. Franc. p. 30. In dem Physiolog. des 12. Jahrh. bei Graff Diutiska III, 30 Sunno und Sunne; in der entsprechenden Stelle der reda umbe diu tier aus dem 11. Jahrh. (in meinen Denkm. des Mittelalt. II, 56) den Sunnen neben die Sunnûn, Acc. zu diu sunna. In des Pfaffen Konrad Karl d. gr. bei Schilter 2424 der Sunne; eben so in der Heidelb. Hds. S. 40, eine der Straßb. Hds. fehlende Stelle. Wernhers Maria S. 156. Unter den Minnesingern: 31 Hamle Str. 3. 8; Ofterdingen in 72 Wartb. Kr. 9. (in der Wien. und Jen. Hds. weiblich); 77 Lichtenstein (in der Münchn. Hds. weiblich); 113 Reinmar v. Zw. 151 (in der Heidelb. Hds. weiblich); 125 Hadloub 82. 88; 137 Spervogel 53 liest die Maneff. Hds. der S., in 32 (zu derselben Weise gehörig) aber diu S., wie die Jen. Hds. beidemal. — Noch andere Stellen für der S. gibt Oberlin glossar. aus der Straßb. Hds. von (Rudolfs von Ems) Reimbibel, und der alten gedr. Augsburg. Bibel.

**) Die in Anm. *) erwähnte Stelle Notkers sînen Got zeigôt der, der Sunnûn alde mânen betôt bestimmt die jüngere Wiener Hds. zwar, doch beides männlich zeiget der den Sunnûn ode den Mânen petôt. In Albrechts Titurel Kap. XXIII, (Str. 2998) wird von den Chaldäern in Babilon als höchster Gott verehrt der Sunne — dann der Mân' und ouch diu menge aller sterne; alle Krieger im Heere tragen deshalb zwei Bilder einz der Sunne[n], daz ander sî der Mâne, auf der Brust ein rundes spannengroßes goldenes Bild gelich dem Sunnen und auf der Schulter eins von Silber dem Mânen geliche (Vgl. oben Seite 31.) Die Wien. Hds. (Str. 2968) liest hier diu Sunne — der Mân' und ouch diu Mæninne aller sterne; die beiden Bilder einz der Sunne, daz ander sî diu Mâne — von Gold der Sunnen, von Silber dem Mânen geliche. Dies Schwanken dicht auf einander zeigt recht deutlich die fremde Einwirkung. Mæninne ist hier sicher nur aus mænie, richtiger menie=menge, entstanden. Dagegen steht entschieden, auch in Beziehung auf Astrologie, der Sunn und diu Mænin in der alten gedr. Augsburg. Bibel 1 Mos. 37, 9. 5. Mos. 4, 19. Jos. 10, 12 Vgl. Oberlin glossar. — der Meisner (Minnes. Bd. 3, S. 107) wünscht dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zum Heile möge ihm scheinen jeglicher stern, diu Mâne unde ouch der Sunne.

***) So bei Wernher 2. 14. 104. 132, der sonst (9. 13. 60 ff.) gewöhnlich diu S. hat. Unter den Minnesingern: 21 Eberhard von Sax 3; und 124 Gottfried von Straßb. 7. 25. 52, der sonst im Tristan (vgl. mein Glossar.) nur diu S. braucht.

deutet: als das Licht der Welt, als die Sonne der Wahrheit, der Offenbarung und der Erleuchtung, als Bild des Geistes, des Wortes, welches zuerst das Licht schuf; insonderheit als die Sonne der Gnade, Versöhnung und Gerechtigkeit, als das Licht der Auferstehung, wie des gefallenen und erstorbenen Erdensohnes, so der ganzen Welt: durch die Menschwerdung Christi mit der wieder aufsteigenden Jahressonne, zugleich als Bild des neuen Bundes, gegenüber dem sinkenden alten Bunde mit der Geburt des Vorläufers und Täufers Johannis in der Sommersonnenwende; und durch die Auferstehung und Verklärung Christi mit der zur höchsten Herrlichkeit emporsteigenden Jahressonne*), und zwar beides an dem ihr seit uralter Zeit gewidmeten Wochentage, der zugleich der erste Schöpfungstag**), eben des Lichtes als der Ursonne, war***); welches ewige Wunder sich zugleich in der Sonne jegliches Tages abspiegelt und erneuet. Im Gegensatze der heidnischen Germanen, welche, wie die Gallier und Juden, den Tag mit dem Abend und der Nacht, als dem dunkeln Anfange der Dinge, begannen, und nach Nächten rechneten (wie noch Nordische, Englische und Niederdeutsche, früher auch Hochdeutsche Ausdrücke bekunden †), zählte

---

*) Häufig heißt Christus ἥλιος δικαιοσύνης. Von Weihnachten singt Aurel. Prudent. cathemerin. hymn. 11:

> Quid est, quod arctum circulum
> Sol jam recurrens deserit?
> Christusne terris nascitur,
> Qui lucis auget tramitem.

Aehnliche Stellen bei Paulin. Nolan. poëmat. 18 und Anderen, gesammelt in Jablonski opp. III, 355. — In Bezug auf Ostern sagt Gregor. Naz. encaen. νῦν ἔαρ κοσμικὸν, ἔαρ πνευματικὸν, ἔαρ ψυχαῖς, ἔαρ σώμασιν, ἔαρ ὁρώμενον, ἔαρ ἀόρατον. Venant. Honor. hymn. de resurrect. Dom.

> Salve festa dies toto venerabilis aevo,
> Qua Deus infernum vicit et astra tenet.
> Ecce renascentis testatur gratia mundi
> Omnia cum Domino dona redisse suo.
> Namque triumphanti post tristia tartara Christo
> Undique fronde ramus, gramina flore favent.
> Legibus infernis oppressis super astra meantem
> Laudant rite Deum lux, polus, arva, fretum.
> Qui crucifixus erat, Deus ecce per omnia regnat,
> Dantque creatori cuncta creata precem.

Vgl. Ullmann bei Creuzer Symbol. IV, 594 ff. 609.

**) Justin. Martyr Apolog. I., 67.

***) Nicht, wie die Perser sagen (oben S. 21, Anm. **) der Sonne selber, die mit den übrigen einzelnen Gestirnen erst am vierten Tage geschaffen wurde.

†) Vgl. meine Anmerk. zu Nibel. 5813. Nordische und mancherlei Ausdrücke und Nachweisungen bei Schilter glossar. dag.

man daher auch überhaupt wohl nach Sonnen*): so wieder auf das unsichtbare geistige Urlicht, als das Ursprüngliche deutend, wie solches auch in der Nordischen Mythologie hervorleuchtet **).

In solchem Sinne behielten auch die Christen den Namen Sonntag für ihren heiligen Tag***), dessen freudige Feier sich aber ebenso von dem heidnisch-jüdischen Saturn-Sabbath unterschied****). Frühe ward er zwar eigenthümlich christlich und allgemein kirchlich der Tag des Herrn †), Altdeutsch der Frohntag ††), genannt: jedoch überwog im Deutschen der Name Sonntag so, daß auch der vorangehende Saturn-Sabbath nur der Vorabend desselben, Sonnabend †††) genannt wurde, wie der Vorabend eines Festes noch heiliger Abend (auch wohl Nacht, z. B. Fastnacht) heißt; nach der auch von der Kirche angenommenen sabbathähnlichen Bestimmung der Festtage von Abend zu Abend ††††).

---

*) Bei Haltaus glossar. Kaff. Urk. v. 1384: von einer Sunnen zur andern. — Wie Göthe in Schillers Todesfeier „am Abend vor den letzten Sonnen."

**) In Allvater vor der Schöpfung, und in der Schöpfung durch die Licht- und Feuerwelt (Muspelheim) aus den vom Gift vereisten Weltströmen. — Vielleicht liegt der Germanischen Theogonie aus der dunkeln Erde, als Mutter der Götter und Menschen (bei Tacit. German. c. 2. 40. 45.) ähnliche Voraussetzung zum Grunde. Der bei den Galliern (von Caesar VI, 18) angegebene Grund für die mit den Germanen gemeinsame Zeitrechnung nach Nächten, weil sie a Dite patre abstammen, gilt auch für die vom erdgebornen Thuiskon herkommenden Germanen.

***) Ambros. serm. 60: in ea (die Solis) salvator veluti Sol oriens discussis infernorum tenebris, luce resurrectionis emicuit.

****) Tertullian. Apolog. c. 16: Si diem Solis laetitiae indulgemus, alia longe ratione quam religione Solis, secundo loco ab iis sumus, qui diem Saturni otio et victui decernunt, exorbitantes et ipsi a Judaico more, quem ignorant.

†) Die ἡμέρα κυριακή in der Offenbar. Joh. 1, 10 bedeutet immer den Auferstehungstag, wenn auch nicht gewiß den wöchentlichen, doch den jährlichen. Wie κυριακή allein, wurde auch Dominica, Dominicus für dies D. gebraucht.

††) Notker Psalm 23, 1: Prima Sabbati, der êristo uuechetag, der dies Dominicus, Frôntag heizet. — Konrads von Würzb. Heil. Alexius (bei Oberlin glossar.) aller Sunnentage frôn. — Sonst kömmt dieser Name nicht viel vor; Frisch führt ihn als veraltet an, doch ohne Beleg. — Die Fronetage bei Oberlin sind Frohndienst-Tage.

†††) Schon bei Otfried V, 4, 9 thes Súnnun abandes für den Sabbath nach dem Friadag (Char-Freitag), und darauf V, 6, 22 folgt die Auferstehung am Súnnun dag in morgan.

††††) Schilter l. c. führt als Beleg hiefür an: dist. III, de consecr. c. 1 und die Glosse zum Sachsenspiegel II, 11: Nach den geistlichen rechten heben sich die heiligen tage zu vesperzeit an, und enden sich zu der vesper wider, das ist zur zeit des Abendsterns, zu Latein Hesperus genannt. — Die Römer begannen den Tag, wie wir jetzo

Daß die heidnischen Germanen den Sonntag, wenn gleich nicht unter diesem Namen, feierlich begingen, scheint aus den noch von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen wiederholten Verboten, am Sonntage, wie in den Kirchen, Gericht zu halten *), oder Mährlein, üppige Lieder, Tänze und teuflische Spiele, als Überbleibsel des Heidenthums, zu treiben **). Daß aber der Sonnenname dieses Tages erst mit dem Christenthum über Deutschland in den Norden gekommen, erhellet daraus, daß, neben der kirchlichen Benennung, Tag des Herrn, (Drottins-dag), er im Altnordischen, wie in allen neueren Nordischen Sprachen, die einfach fast allein den Namen Sol gebrauchen, nur mit Sonne gebildet wird ***), welche im Nieder- und Hochdeutschen allgemein ist, und neben sich nur wenige Spuren der Bildung auf *l* hat, meist auch nur in Zusammensetzungen und Namen. Gleichwohl ist Sunna auch schon Altnordisch; und ein Edda-Lied, worin Thor einen Zwerg unter andern auch die verschiedenen Namen der Sonne (Sol) bei den Menschen, Asen, Vanen, Riesen, Alfen und Zwergen abfrägt, sagt ausdrücklich: Sôl bei den Menschen, heiße bei den Göttern Sunna, und bewährt zugleich ihren Namen bei den Zwergen an diesem über-

---

gemeinlich, nach Mitternacht (die Beweisstellen aus Corp. Jur., Varro, Aul. Gell. und Macrob. bei Schilter), vermuthlich so auch in dem astrologischen System; dagegen die Juden auch dieses mit dem Abend begannen. Ideler Chronol. II, 177.

*) L. Alemann. 36: Ipsum placitum fiat de sabbato in sabbatum aut quali die Comes aut Centenarius voluerit, a septem in septem noctes. Hier scheint der Sonnabend Gerichtstag gewesen zu sein. Für Karls Verbot der Gerichte in Kirchen führt Haus German. Alterthüm. I, 75 an: Capitul. reg. Franc. L. V, c. 60, wo aber nichts davon steht.

**) Capitular. Caroli M. et Lud. P. VI, 196: Quando populus ad ecclesias venerit, tam per dies dominicos quam et per solemnitates Sanctorum, aliud non ibi agat, nisi quod ad Dei pertinet servitium. Illas vero balatationes et saltationes, canticoque turpia ac luxuriosa et illa lusa diabolica non faciat, nec in plateis nec in domibus, neque in ullo coro; quia haec de Paganorum consuetudine remanserunt. Ib. 205: Placuit ut fideles diem dominicum, in quo Dominus surrexit, omnes venerabiliter colant. Nam si Pagani ob memoriam et reverentiam Deorum suorum quosdam dies colunt, et Judaei more carnali sabbatum carnaliter observant, quanto magis Christianis iste dies honorifice colendns est, ne in illo sancto die vanis fabulis aut locutionibus, sive cantationibus vel saltationibus, stando in biviis et plateis, ut solet, inserviat. Ib. V, 164. Addit. III, 39: Canticum turpe atque luxuriosum circa Ecclesias agere omnino contradicimus, quod ubique vitandum est. — Ib. I, 15. V, 66 wird auch die Sonntagsfeier von Abend zu Abend bestimmt, aus dem Nicäischen und anderen Concilien: praecipitur ut a vespera usqua ad vesperam dies dominica servetur.

***) Isl. Sunnandagr; Schwed. Norweg. und Dän. Söndag: wie im Angels. Sunnandag, Engl. Sunday; Fries. Sonnendey.

weisen Zwerge selber, indem er durch dieses Fragespiel so lange hingehalten wird, bis die aufgehende Sonne ihn versteint *). Diese Sunna nun läßt sich näher und genügender, denn Sôl, von einem durch alle Germanischen Völker verbreiteten Stamme herleiten, nämlich vom Althochdeutschen sinnan (san, sunnan) fahren, reisen; sind Fahrt. Gothisch sin-ths Fahrt, Mal; ga-sin-thja Gefährte, Gesinde (Mittelhochdeutsch ein gesinde Gefährte). Angelsächsisch sidh Fahrt, Mal. Altnord. und Isländ. sinn, Dän. sinde Mal (wie im Dän. auch gang: een-gang einmal). Die zum Präterit. sunnan stimmende Sunna hieße demnach so von ihrer beständigen Reise, wie sie in der Nordischen Mythe wirklich mit Roß und Wagen am Himmel einherfährt, und auch der Deutsche Spruch „die Sonne reiset", ja die mährchenhafte Reise nach ihrem Bette noch andeutet. Das Stammwort, versteht sich, ist übrigens eben noch unser sinnen (sann, gesonnen); neben dem von Sinn abgeleiteten sinnen (sinnete, gesinnet), wie im Isländ. sinna (Partic. sint) von sinni, sinna Sinn; Dän. sind Sinn, sindet gesinnet. Und wie sinnen noch Mittelhochdeutsch zuweilen reisen bedeutet, sinnan hinwieder auch Althochdeutsch sinnen, so ist innerer und äußerer Sinn auch in diesem Stamme ursprünglich verwachsen, und der Uebergang vom Fahren zum Erfahren, vom forschenden Nachgehen zum tiefen Sinnen, und umgekehrt, ganz nahe. Und so behält denn auch Frau Sonne ihren Antheil an diesem Sinne **). Schon Notker

---

*) In dem nach ihm Alvis (Allweise)-mâl benannten Liede Str. 16. Der Zwergenname der Sonne ist Dvalins-leika Dvalins Spiel, Täuschung, und Dvalin ein bekannter Zwerg, dessen Name zu dvelia weilen (Mittelhochdeutsch noch twâlen) hier bedeutsam ist. Die übrigen Sonnennamen in dieser poetischen Synonymik sind: bei den Riesen Eyglô (je Lohe, Glühe); bei den Alfen Fagra-hvel (Schön-Rad); bei den Asen-Söhnen Al-scir (All-schier, licht). Dieselben Namen wiederholt die Skalda der jüng. Edda 126. 177. 223, nebst folgenden: Syn, Syni (Sicht; Althochd. ana-siuni Angesicht); Likn-skin (Heil-Schein); Alf-röthul (der Elfen Röthel, Licht); Hrjôdhr (Verwüster — von hrjôda reuten); Leiptr (Glanz); Ljôs-fari (Lichtfahrer — Lucifer); Drîfandi (Vertreibende, nämlich Nacht und Kälte). Mylen und Ifrröthull oder Ifröthul sind dunkel. Eldr himins oc lopta (Feuer des Himmels und der Luft); heims vafr-logi (der Welt Webelohe. vgl. Eddalieder von den Nibelungen VIII, 42).

**) Ob dieser, wie es nach Obigem scheint, von Sôl wurzelhaft unterschiedene Name Sunna mit anderen merkwürdigen alten Wörtern stammverwandt, ist zweifelhaft: Althochdeutsch sin- sind-vlnot und Mittelhochd. sin-vluot (woraus unsere Sündflut ersonnen ist, um sich bei dem verdunkelten Wort etwas zu denken) steht in einer großen Reihe Wörter in allen alten Mundarten, die mit dem verstärkenden sin, sina, sine, Altnord. si, zusammengesetzt sind (Grimm Gramm. II, 493. 544), und davon nur noch

scheint die Sunna durch siunen scheinen, mit einem ihrer Altnordischen Namen (Syni) zu erklären *); wie Andere beides, sammt Sol, von sehen ableiten **), so fern dieses zugleich scheinen und leuchten, (aussehen) bedeutet, wie die Sonne das Weltauge ist, und Goethe's Spruch bewährt:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken!"

v. d. Hagen.

(Beschluß folgt.)

---

übrig ist Singrün (vinca per vinca, Wintergrün, weil es auch im Winter hochgrüne Blätter behält; nach Frisch vom Russ. sin grün: verschieden von Ingrün Chamaedaphne, welches Adelung zwar nur als Mundart von Singrün nehmen will, aber auch in einer ganzen Reihe alter und neuer Zusammensetzungen mit der Partikel in, i steht, die zum Theil auch nur verstärken (Grimm II, 758); Mittelhochd. in-gruene. (vgl. Glossar zu Tristan). Grimm führt sin, sint, sammt dem Goth. sinteins stätig, Altnord. si stäts, Angels. simble, Althochd. simbles, simblum stäts, auf ein mit dem Altnord. sin, Angels. sinu, Althochd. sënawa Sehne, Senne, verwandtes Stammwort sin Kraft; dazu noch Goth. sineigs alt, sinist ältester (der burgundische Oberpriester Sinistus), Lat. senex gehören könne. (Auch Mittelhochd. seine säumig?) — Von sineigs, sinist wird dann auch bei Schilter, mit Verelius, Seni-, Sini-, Sine-scalcus, ursprünglich als Oberdiener, Altknecht des Hausgesindes, major domus, Hofmeister ꝛc. gedeutet; anderer Ableitungen bei Lindenbrog und Eccard von son Versammlung, oder sende Gesinde, und bei Hickes von sinn stellvertretend, oder sin sein, zu geschweigen. — Das Goth. sandjan senden (sandte) weiset aber noch auf ein starkes sindan, sand, sundan, wozu noch gesund (Ahd. gisunt) gehören möchte. Das Altnord. und Isl. sann, (sönn, satt), Dän. sand wahr, Goth. sunja Wahrheit, bezeugt dagegen noch den Stamm sinnan.

*) Notker Psalm 88, 37: die rehtin si siunent in demo chumftigen riche alsô sunna. Das Nordische Syn (vor. Anmerk.) gleichbedeutend mit siô, Dän. syn, gehört zu syna zeigen.

**) Frisch vereint sol, sunno; Slav. slonce, slunce, ἥλιος. Adelung fügt dazu das Krain-Wendische sonze, Wallis. hawl, Lett. saule, und leitet diese zunächst von einem veralteten Sahl, Glanz, Licht; zu den Wörtern „mit einem andern Endlaute" gehört ihm summi für Sommer im Annoliede; Süd (auch Sund, im Sundgau), und sie kommen zunächst von siunen, sehen, Goth. saihvan, Althochdeut. sëhan, Altnord. und Isl. sia, Dän. see ff., wozu weiter schauen, suchen, sehnen, zielen, zeigen, Engl. shew, gezogen werden. F. Magnusen liefert zu Sol und Sunna noch Ostiak. sjel und siunna; Wallis. haul und huan, Slav. solnze und sunntsch, sunze; Mandschu. siun Sonne; Lapp. shuonian Sonnenstrahl; Isl. suda Hitze, sunnr für sudr Süd: zu welchem letzten Worte Kanne Urk. 112 noch weitergreifende Vergleichungen bietet.

## IV.

# Syntax des Ulfila.

Die Sprache des **Ulfila** ist hinsichtlich dessen, was zur **Formenlehre** gehört, von mehreren scharfsinnigen Gelehrten und zuletzt von J. Grimm so gründlich erforscht und erläutert worden, daß ein bedeutender Fortschritt in **diesem** Theil der goth. Grammatik wohl erst von der nähern Bekanntschaft mit den neuen mailändischen Quellen zu erwarten ist. Anders verhält es sich mit der bisherigen Behandlung der Ulfilanischen **Syntax**. Grimms Grammatik ist bis jetzt zur Lehre von der Wortfügung noch nicht vorgeschritten; Fulda hat sich in seiner goth. Sprachlehre auf das Syntactische so gut als gar nicht eingelassen, und die von Zahn als Anhang beigefügten synt. Bemerkungen können wohl eben so wenig für wohlgeordnet und sicher begründet gelten, als sie vollständig sind und sein wollen. Nur die Rection der goth. Präpositionen ist in einem Werke von Graff (über die Althochdeutschen Präpositionen) mit Gründlichkeit behandelt worden.

Warum soll ich nicht gestehen, daß gerade dieses Mangels wegen es einen besondern Reiz für mich hatte, beim Lesen des Ulfila auf die syntactischen Eigenheiten der gothischen Sprache zu merken. Freuen wir uns doch alle einer selbsterworbenen Kenntniß mehr als einer nur leidend empfangenen. Wenn ich aber jetzt meinen verehrten Freunden eine kurze Uebersicht meiner Beobachtungen vorlege, so bitte ich sie, nicht zu glauben, daß ich mir anmaße, dadurch die erwähnte Lücke auszufüllen; zu einer gothischen Syntax wie sie sein muß, gehört eine etwas größere Zurüstung, als ich besitze, vor allem eine tiefere Kenntniß sämmtlicher altdeutschen Sprachen, welche allein davor sichern kann, daß man nicht einen früherhin allgemeinen oder doch ausgedehnten germanischen Sprachgebrauch für einen ganz eigenthümlichen halte.

In dieser Hinsicht ganz vorzüglich muß ich die Kenner unter den verehrten Genossen sowohl um Nachsicht als um Belehrung bitten.

Eine Hauptschwierigkeit für die Auffassung des der gothischen Sprache eigenen syntactischen Gebrauchs entsteht begreiflicherweise aus der knechtischen Treue, mit welcher Ulfila seinem griechischen Texte folgt. Wo er daher in auffallenden Constructionen mit den griechischen übereinstimmt, wird man immer zweifelhaft sein können, ob man es nur mit einer gräcisirenden Sprachverrenkung oder mit einer wirklich deutschen Ausdrucksweise zu thun hat, so lange nicht das Vorkommen derselben Satzform in völliger Unabhängigkeit vom Griechischen ihr das deutsche Bürgerrecht sichert. So viel als möglich werde ich im Folgenden nach diesem Beurtheilungsgrunde das, was sich als bloßer Gräcismus verdächtig macht, von dem zu sondern versuchen, was wir als echtdeutsche Eigenthümlichkeit der alten Sprache mögen gelten lassen. Weniger nöthig hätten wir freilich diese Sonderung, wäre Ulfila wirklich, wie Zahn behauptet, nur in so weit dem griech. Muster treu geblieben, als es die Gesetze der eignen (goth.) Sprache erlaubten: aber wenigstens meinem Gefühle hat sich das nicht bewähren wollen. Schon hinsichts der Wortfügung im äußerlichsten Sinne, der Wortstellung nämlich, ist eine solche Sorgfalt Ulfila's für die Nichtverletzung eigner Sprachgesetze ganz unglaublich; er folgt hier dem griech. Vorbilde so durchaus knechtisch Wort für Wort, daß es in der That mit einem Wunder hätte zugehen müssen, wenn die gut griechische Wortfolge auch eine gut gothische geblieben und nicht die ärgsten Verrenkungen auch für das Gefühl damaliger Leser entstanden wären. Oder sollten wir wirklich Stellungen, wie **in jainaim thaim dagam** (Marc. 8, 1 *ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις*) oder **thai bi thata anthar lustjos** — die zu dem anderen Begierden (*αἱ περὶ τὰ λοιπὰ ἐπιθυμίαι* Marc. 4, 19,) oder **thairh mik jabai hwas inngaggith:** *δι' ἐμοῦ ἐάν τις εἰςέλθῃ* — durch mich wenn jemand eingeht — (Joh. 10, 9), oder **ei gakunnais thize, bi thoei galaisiths is, waurde astath** Luc. 1, 4 — damit du erkennest dieser, worin du gelehrt bist, Worte Gewißheit; nach d. Gr. *ἵνα ἐπιγνῷς περὶ ὧν κατηχήθης λόγων τὴν ἀσφάλειαν*, — sollten wir solche und ähnliche Wortfolgen für verträglich mit deutschem Sprachgeiste halten? So wenig gewiß, als mit den Gesetzen des Verstandes die unbeschränkte Freiheit, die Zahn (S. 60 der Gram.) den Gothen in der Stellung der Negation ni zuschreibt.

Stellungen wie Luc. 5, 14 whaits ni nemun (ichts nicht nahmen Ie) Joh. 6, 12 thei whaits ni fraquistnai (damit ichts nicht umkomme, läßt man sich gefallen: aber wenn Joh. 14. 11, ith jabai in thize waurstwe ni galaubeith mis (aber wenn wegen der Werke nicht glaubet mir), nach Zahn, gesagt sein soll statt: wenn aber nicht, glaubet mir wegen der Werke, so kann das kein Mensch glauben, sondern jeder muß die Stelle für corrumpirt halten.

Doch wir eilen zu Ulfilas Eigenheiten hinsichtlich der eigentlichen oder innerlichen Syntax, und indem wir bei ihm zunächst das Nomen in seinen Verbindungen betrachten, fällt unser Blick vor allem andern auf den Artikel sa, so, thata, womit Ulfila in der Regel das griechische ὁ, ἡ, τὸ wiedergiebt; dagegen er so wenig wie der Grieche etwas weiß von dem sogenannten unbestimmten Artikel ein, eine, eines, der nach Grimm (S. 369. 1 A.) auch in den althochdeutschen Denkmälern nicht vor dem 9. Jahrhundert sichtbar wird. Was aber jenen bestimmten Artikel betrifft, so fragt es sich gleich hier zunächst, ob dieser Vorzug der griech. Sprache vor der römischen etwa erst durch Ulfila in die unsrige eingeführt, oder als etwas ursprünglich deutsches betrachtet werden müsse. Diesen Vorzug sage ich, ob wohl der treffliche Grimm den Artikel (S. 369. Not.) lieber ein Gebrechen unserer Sprache nennen zu wollen scheint, und ihn freilich so würdigen muß, wenn er wirklich (nach S. 367) nichts als einen bedeutungslosen Titel des Namens darin sieht, nur bestimmt, alle Nomina unter einen Hut zu bringen und allenfalls ihr Geschlecht deutlicher erkennen zu lassen. Ich gestehe, diese Ansicht nicht theilen zu können; nach meiner Ueberzeugung ist der Artikel als leise Bezeichnung individueller Bestimmtheit eine schätzenswerthe Freiheit der Sprache, ein zartes Bindemittel für die Darstellung der Ideen, eben so geeignet, der Klarheit prosaischer Rede als der dichterischen Sprachveredlung (durch Anwendung und Fortlassung) zu dienen. Dies indessen weiter auszuführen, ist hier nicht der Ort. Die oben aufgestellte Frage aber muß ohne Zweifel so beantwortet werden, daß wir in dem Artikel Ulfila's nicht einen Gräcismus, sondern ein ächt deutsches Sprachwesen erkennen. Zwar mangelt es dem gothischen Artikel (dies ließe sich einwenden) an einer eigenthümlichen Form, indem das dafür gebrauchte sa, so, thata zugleich das eigentliche Pronomen demonstrativum ist: allein gebraucht nicht auch Homer sein ὁ, ἡ, τό zugleich als Demonstrativ und als Artikel? Zwar läßt ferner Ulfila

an mehreren Stellen (s. Grimm 367) den griechischen Artikel aus, wo wir ihn jetzo setzen würden: allein daraus folgt höchstens, daß sich in der ältesten deutschen Sprache der Gebrauch des Artikels noch nicht so fest und folgerecht als in den spätern ausgebildet hat; jenen Stellen lassen sich andere entgegensetzen, wo der Gothe, nicht aber der Grieche, den Artikel hat, namentlich Joh. 18, 38 swa ist so sunja? *τί ἐςτιν ἀλήθεια;* endlich spricht eben die spätere immer festere Anwendung dieses Redetheils in allen germ. Sprachen am lautesten für seine deutsche Ursprünglichkeit. Wenn dagegen der Gothe, seinem griechischen Vorbilde folgend, den Artikel so elliptisch anwendet, daß er ihn auch vor Genitive, vor Präpositionen und Adverbien setzt, um damit substantivische Begriffe zu bilden, so ist das offenbar undeutsche Verzerrung. Dahin gehören Stellen wie Marc. 12, 17 (Luc. 20, 25) usgibith tho Kaisaris Kaisara gebet das Cäsars Cäsarn. (*ἀπόδοτε τὰ Καίσαρος Καίσαρι*); vgl. Luc. 2, 49. Luc. 17. 24: Swa swe raihtis lauhmoni lauhatjandei us thamma uf himina (Dat.) in thata uf himina skeinith *ὥςπερ γὰρ ἡ ἀστράπτουσα ἐκ τῆς ὑπ' οὐρανὸν λάμπει.* Luc. 19, 42. Joh. 8, 23. Jus us thaim dalathro sijuth, ith ik us thaim jupathro im (*ὑμεῖς ἐκ τῶν κάτω ἐςτέ, ἐγὼ ἐκ τῶν ἄνω εἰμί*).

Schreiten wir weiter fort zu der Art, wie Ulfila Nomina mit ihren Attributen verbindet, so treten uns manche merkwürdige Eigenheiten, hier aber gewiß echt deutscher Art entgegen. Zwar könnte es als gräcisirende Wendung erscheinen, wenn beim Verbum geben (giban) der Accusativ zur Bezeichnung, als was etwas gegeben werde, ohne weitere Partikel, (swe, als oder du) eingeführt wird: Marc. 8, 37 hwa gibith manna inmaideim saiwalos seinaizos? *τί δώσει ἄνθρωπος ἀπάλλαγμα τῆς ψυχῆς αὐτοῦ;* wo ich nämlich inmaidein als Accusativ fasse, nicht wie Fulda und Grimm als Dativ. Allein auch die Neapolitaner Urkunden (die doch wohl nicht aus dem Griechischen oder Lateinischen übersetzt sind) construiren das Verbum annehmen (andniman) auf dieselbe Weise: andnaimum skilliggans R. K. (taihuntehund jah twaitiggjus 120) wairth thije saive (als Werth dieser Brüche oder Sümpfe). Anders dagegen verhält es sich bei den Verbis machen und werden (gataujan und wairthan), auch bei haban und aigan (haben, besitzen); wozu etwas gemacht wird, wozu etwas wird, als was man etwas besitzt, wird nicht durch den bloßen Accusativ oder Nominativ, wie im Griechischen, son-

dern schon durch die Präposition du (zu mit dem Dativ) bezeichnet. Z. B. Luc. 20, 33 thai auk sibun (brothrjus oder brothar) aihtedun tho du quenai hatten sie zum Weibe *οἱ γὰρ ἑπτὰ ἔσχον αὐτὴν γυναῖκα.*) — Für gataujan s. Marc. 11, 17. Luc. 19, 46. Joh. 6, 15. 10, 34; für wairthan Marc. 12, 10. Luc. 20, 17. Joh. 16, 20; für haban Marc. 12, 24.

Wie nun hierin der Gothe die griechische Form verläßt und eine noch unter uns übliche echtdeutsche aufstellt, so auch in einem andern hierhergehörigen Falle. Wir pflegen nämlich das eigentlich zeigende Pronomen der die das einem durch die Copula damit verbundenen Subject nicht in gleichem Genus, wie Griechen und Römer, sondern im Neutrum voranzuschicken. Wir sagen nicht: der ist mein Vater, die ist meine Mutter, sondern das ist mein Vater, das ist meine Mutter; eine Spracheigenheit, deren innerer Grund ohne Zweifel in dem Streben liegt, die folgende Erklärung dadurch nachdrücklicher zu machen, daß man ihr nicht durch die bestimmte Geschlechtsendung des Pronomens vorgreift; die aber geschichtlich schon im Ulfila begründet ist, indem er z. B. Marc. 6, 3 das griechische *οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ τέκτων* durch: nin thata (nicht sa) ist sa timrja, ist nicht das der Zimmermann — wiedergiebt. Noch merkwürdiger indessen in Bezug auf das Geschlechtsverhältniß in der Construction ist der in unserer Sprache nicht mehr zu erkenneude, vom Ulfila aber anhebende und (nach Grimms Zeugniß S. 247) durch alle altgermanischen Sprachen durchgehende Gebrauch, daß ein adjectivisches Beiwort, welches auf ein männliches und weibliches Substantivum zugleich sich bezieht, im Plural des Neutrums gesetzt wird; woraus recht deutlich zu erkennen ist, wie auch unsre Sprache mit der Form des Neutrums nicht etwas bloß negatives, sondern vielmehr eine positive Synthesis der Geschlechter gemeint hat. Als Beispiel diene die Stelle Luc. 1, 6, wo es von Zacharias und Elisabeth heißt wesun uthan garaitha ba in andwairthja goths *ἦσαν δὲ δίκαιοι ἀμφότεροι ἐνώπιον τοῦ θεοῦ*; wie denn auch der Römer das Masc. gesetzt haben würde.) Garaitha ba ist Neutr. Plur. (Nom. Sing. garaihts, ta); das Masc. Pl. würde garaihtai bai, das Fem garaihtos bos heißen. S. auch v. 7. Marc. 5, 31. Luc. 2, 44. 45. 48. 50.

Was das Numerusverhältniß in der gothischen Construction betrifft, so möchte zweierlei besondere Beachtung verdienen, einmal daß Ulfila

öfters genauer als der griech. Text die eigenthümliche gothische Dualform des Verbi (beim Nomen fehlt dieser Numerus, doch nicht beim persönlichen Pronomen) anwendet, z. B. Marc. 11, 2, wo Jesus die beiden Jünger anredet, die er nach dem Eselsfüllen aussendet: **gaggats in haim tho withrawairthon iggquis ja sunsaiw ingaggandans in tho baurg bigitats fulan gabundanana**; wo die Plurale **gaggith-izwis-bigitith** dem Griechischen entsprechen würden: *ὑπάγετε εἰς τὴν κώμην τὴν κατάναντι ὑμῶν καὶ εὐθέως εἰςπορευόμενοι ἐς αὐτὴν εὑρήσετε πῶλον δεδεμένον.* So auch Marc. 14, 3. Zweitens ist es Regel bei Ulfila, singularische Substantive collectiven Sinns mit dem Plural des Verbi zu verbinden, obwohl im Griechischen dazu keine Veranlassung ist. So übersetzt er Marc. 9, 15 *πᾶς ὁ ὄχλος ἐξεθαμβήθη* durch **alla managei-usgeisnodedun** (3. Pl. Prät. v. **usgeisnan**: Sing **usgeisnoda**); eben so Marc. 11, 18. 12, 37. 15, 8. Luc. 20, 16. 1, 21. 2, 13. Joh. 7, 49. (Ist noch mittelhochd.). Doch ist auch an einigen Stellen der Singular beibehalten, Luc. 9, 48. Joh. 6, 24.

Unser Weg führt uns weiter zur Betrachtung dessen, was in der Anwendung der Casus beim Ulfila etwa bemerkenswerth sein möchte. Am meisten mit der jetzigen Sprache stimmt offenbar der goth. Gebrauch in der Behandlung des Accusativs überein: der goth. Accusativ der Zeitdauer (**dagans thrins** Marc. 8, 2), der doppelte Accusativ bei **laisjan** (lehren Joh. 14, 26.) kann uns so wenig auffallen, wie der gewöhnliche Accusativ des Objects. In der Stelle Johannes 17, 26 **friathwa, thoei frigodes min** (*ἡ ἀγάπη, ἣν ἠγάπησάς με*) die Liebe, welche du mich liebtest, statt **thizaiei** (Dat.) mit welcher, erkennen wir einen leicht erträglichen Gräcismus. Nur der Accusativ bei **laistjan** folgen Joh. 10, 5. &c., und noch mehr bei der Redensart **ni kara ist** (keine Sorge ist, *οὐ μέλει*) hat etwas befremdliches, zumal da hier das Griechische den Dativ an die Hand gab: Marc. 12, 14 *οὐ μέλει σοι περὶ οὐδενός*; **ni kara thuk** (Dat. **thus**) **manshun** (cujusquam) Joh. 14, 6 **that uthan quath, ni theei ina** (nicht **imma**) **thize tharbane kara wesi**, *οὐχ ὅτι περὶ τῶν πτώχων ἔμελεν αὐτῷ.*

Aber ungleich bemerkenswerther ist die gothische Anwendung des Dativs. Als gräcisirend kann man den Dativ bei **wisan** und **wairthan** betrachten, z. B. Marc. 12, 23 **hwarjamma** (nicht **hwarjis**) **ize wairthit quens?** wem ihrer wird sie Frau sein? d. h. wer von

ihnen wird sie zur Frau haben? obwohl im Griechischen (wie auch an andern ähnlichen Stellen Joh. 9, 27. Joh. 9, 28 **thu is siponeis thamma**, nicht **this**) der Genitiv steht. Eben so muß wohl der Dativ bei den mit **with** (mit) componirten Verben, entsprechend den griechischen mit *συν* angesehen werden. So bei **mithmatjan** (*συνεσθίειν*) Luc. 15, 2. **mithanakumbjan** (*συνανακεῖσθαι*) Luc. 14, 16 und den andern von Zahn S. 60 angeführten. Bei weitem mehr jedoch als die gräcisirende Unbehülflichkeit, tritt in dem Ulfilanischen Gebrauche dieses Casus die **eigenthümliche Kraft** der alten Sprache hervor. Der gothische Dativ hat neben seiner eigentlichen und gewöhnlichen Bedeutung noch fast die ganze Energie des lateinischen Ablativs, d. h. er drückt eine Menge von Verhältnissen, welche die spätere Sprache durch Präpositionen andeuten muß, an und für sich und ohne jene Hülfe aus. So bezeichnet er: 1, den **betreffenden Gegenstand** bei intransitiven Verben und Adjectiven, oder die **Sphäre**, für welche ein Prädicat gelten soll: **swegnida ahmin Jesus** Jesus freute sich **im** Geiste (**ahma**) Luc. 10, 21. vgl. Marc. 8, 12. 7, 26. **anstai andahafta** (**ansts-andahfats**) reich **an** Genade, Huld.) Luc. 1, 28. Ferner 2, den **Grund**: **thamma ni faginod** Luc. 10, 20 **darüber** freuet euch nicht! 3, das **Werkzeug** und **Mittel**: **salboda fraujan balsama** sie salbte den Herrn mit Balsam, Joh. 11, 2; **handu meina ufmelida** habe mit meiner Hand unterschrieben, in der Neap. Urkunde; und unzählige andere Stellen mehr. 4, Auch der **übertroffene Gegenstand** beim Comparativ wird höchst merkwürdiger Weise, wie durch den Lat. Ablativ, so durch den reinen goth. Dativ bezeichnet. So heißt es Marc. 12, 34 den Nächsten zu lieben **managizo ist allaim thaim allbrunstim jah saudim; majus est omnibus holocaustis et sacrificiis.** Joh. 15, 20 **nist skalks maiza fraujin seinamma.** Eben so Luc. 7, 28. 16, 8. Joh. 10, 29. 14, 12. Ein Sprachgebrauch, der vielleicht auf den **Dativus instrumenti** zurückzuführen ist, weil eben **durch** den übertroffenen Gegenstand das Größer- u. s. w. sein des andern erscheint. 5, Endlich drückt der goth. Dativ auch die Zeitbestimmung eines Facti aus: **nahtam jah dagam** Luc. 2, 32; wo im Griechischen der Accusativ *νύκτα καὶ ἡμέραν*. **wintrau** (*χειμῶνος*) Marc. 13, 18. u. v. a. St. m. (Z. 60.).

Auch die mannigfachsten Verhältnisse, die uns jetzt nur durch die Noth- und Hülfswörtchen: von, in, bei, durch, mit, an, u. s. w.

deutlich werden, stellt zu Ulfila's Zeit unsre noch jungkräftige Sprache durch eine tüchtige Casusendung mit einem Schlage dar. Wenn wir nun eine so wirksame Kürze als neidenswerthen Vorzug rühmen müssen, so tritt dagegen in einer andern Hinsicht unserm logischen Sprachsinne der gothische Dativ seltsam störend in den Weg. Wir finden nämlich in Ulfila's Wortfügung die sonderbare und in der That schwer erklärliche Eigenheit, daß eine ziemliche Anzahl völlig transitiver Verba den nächsten Gegenstand doch nicht im Accusativ, sondern im Dativ zu sich nehmen; bei andern wenigstens der Dativ abwechselnd mit dem Accusativ üblich ist, und zwar völlig unabhängig, meist sogar im Widerspruche mit der zu übersetzenden griechischen Construction. Mit dem Dativ namentlich allein werden, so viel wie ich beobachtet habe, folgende Transitiva verbunden: andhaitan (bekennen Marc. 1, 5. Röm. 15, 9. ufstraujan (ausbreiten Luc. 19, 36.) attekan (berühren Luc. 6, 19. 7, 14. 39.) kukjan (küssen Marc. 14, 44.) balwjan (quälen Luc. 8, 28.) quistjan (verderben Luc. 9, 56.) fraquistjan (verlieren und verderben Marc. 9, 41.) fraquiman (umbringen und verlieren Marc. 5, 26. Luc. 9, 54.) fraliusan (verlieren Luc. 5, 4. 8.) uskiusan (verwerfen Luc. 20, 17.) ufbrikan (verachten Luc. 10, 16.) gasakan (ausschelten, anfachen? Luc. 3, 41. ꝛc.) uswenjan (erwarten Luc. 6, 35.) witan (beobachten Marc. 6, 20.) gaumjan (bemerken Luc. 6, 41. Joh. 9, 1.) frathjan (verstehen Marc. 8, 33. Luc. 9, 45. 18, 34.) hausjan und andhausjan (anhören Marc. 6, 19). Mit dem Dativ bald aber und bald mit dem Accusativ: die Verba: wairpan (werfen Marc. 4, 26. 15, 24.) uswairpan (hinaustreiben Marc. 5, 40. vgl. Luc. 9, 35.) atwairpan (werfen Matth. 27, 5. vgl. Marc. 9, 22.) usdreiban (Marc. 5, 10. vgl. Matth. 9, 34.) skaidan (trennen Marc. 10, 35.) usquistjan (vernichten Marc. 9, 22. vgl. Luc. 9, 41.) gasaihwan (sehen Luc. 17, 22. vgl. Joh. 12, 21.) Kausjan kosten gustare hat den Dativ und Genitiv Luc. 9, 27. vgl. 14, 24. Noch ist es mir nicht gelungen, in der Bedeutung dieser Verba (wie nahe sich auch mehrere dem Sinne nach verwandt sind) einen gemeingültigen Grund dieser seltsamen Wortfügung zu entdecken, möglich indessen, daß die Vergleichnng mit ähnlichen Anomalien in der Syntax später blühender Zweige unserer Sprache etwas zur Lösung des Räthsels beitragen kann. — Ein Paar anderweitige seltsame Anwendungen des Dativs (nämlich Luc.

1, 26, wo der Dativ von einem Verbal-Substantiv regiert wird, und Matth. 9, 17, wo er gar Subjectscasus zu sein scheint) stehen zu einzeln da, um hier anders als beiläufig erwähnt zu werden.

Wenden wir uns endlich zum gothischen Genitiv, so müssen wir zunächst auch in ihm die noch urkräftige, zum Ausdruck mannigfacher Verhältnisse der Präpositionen nicht bedürfende Lebendigkeit anerkennen, die wir dem Dativ, wie er bei Ulfila erscheint, nachrühmten. So sagt der Gothe Joh. 14, 14 **hwis bidjith mik** (wessen ihr mich bittet; wie freilich auch noch die Nibelungensprache, V. 650: „tuot, des ich iuch bitt". vgl. Marc. 6, 23. 15, 43), wo wir: um was ihr mich bittet. So drückt er häufig das griechische ἐξ nur durch den Genitiv aus: **saei ist sunjos**, wer der Wahrheit ist, statt: wer aus der Wahrheit ist, Joh. 18, 37. (vgl. Joh. 15, 19. 10, 26. 18, 17.) Merkwürdiger Weise antwortet er auch in gerade entgegengesetztem Sinn mit dem reinen Genitiv auf die Frage wohin? Luc. 19, 12: **gaggida landis** (eines Landes, *ἐπορεύθη εἰς χώραν μακράν*, statt **in land fairra** Luc. 15, 13.) vgl. 15, 15. und Marc. 4, 35. Sollte sich in der spätern Sprache vielleicht ein ähnlicher Genitiv der Richtung finden? Nächstdem aber verdient wohl noch die besondere Vorliebe Ulfila's für den Genitivus partitivus bei quantitativen Wörtern, **sums** (*τίς*), **niainshun** (keiner), **hwarzijuh**, **all** (jeder), **filu** (viel) ausgezeichnet zu werden, da er hierin eben so sehr von dem griech. Vorbilde als von dem spätern Gebrauche abzuweichen scheint. So: **all taine** jeder der Zweige (doch immer ohne Artikel), für: jeder Zweig, *πᾶν κλῆμα* Joh. 18, 38. (vgl. Röm. 13, 1.) **manne sums** der Männer einer, statt: ein gewisser Mann, *ἄνθρωπός τις* Luc. 15, 11. **filu manageins** st. *ὄχλος πολύς* Joh. 6, 2. 5. (**niainshun** Marc. 6, 5. Joh. 18, 38. 19, 4. vgl. Luc. 9, 25. **sums** Luc. 16, 1. 19. 18, 18. **hwarzijuh** Luc. 19, 26). Womit auch zusammenhängt, daß sich öfter nach der Negation **ni** (nicht) der sonstige Objectsaccusativ in den Genitiv verwandelt, z. B. **ni habaida waurtins** (v. **waurta**) es hatte nicht der Wurzel, Marc. 4, 6. 17. Luc. 8, 13. 10, 4. Joh. 15, 22 **ith nu inilons ni haband** aber jetzt der Entschuldigung nicht haben sie; statt: sie haben keine Entschuldigung, *πρόφασιν οὐκ ἔχουσιν*. Offenbar schwebt bei solchen Ausdrücken der Seele des Redenden ein den Partitiv-Genitiv forderndes, wie etwas (**waiht**) dunkel vor. Uebrigens bietet auch hier die mittelhochdeutsche Sprache eine gleiche Erscheinung dar:

nicht nur **niht** (welches eigentlich **nichts** bedeutet), sondern auch die rein adverbiale Negation **niene** verbindet sie mit dem Genit. z. B. Nib. 3456. **ich wil iuch ledik lan, Des iuch min swester zihet, daz ir des nine habet getan.**

So viel für jetzt von der syntactischen Behandlung des Nomens beim Ulfila; denn was davon noch zu erörtern übrig seyn möchte, die Besonderheiten in der Anwendung der gothischen **Präpositionen**, können wir um so füglicher übergehn, da Graff's schon erwähntes Werk über diesen Gegenstand gründliche Belehrung zu gewähren scheint.

Schreiten wir demnach weiter fort zur Betrachtung der gothischen **Verbalformen** in ihren syntactischen Verhältnissen. Die Conjugation des Ulfila hat bekanntlich den eigenthümlichen Vorzug, daß sie im Activ einen Dual der 1. und 2. Person, daß sie ferner ein einfaches Präsens und einen Imperativ Passivi bilden kann. Auch offenbart sich das kräftige Leben der alten Sprache in der Entbehrlichkeit der Personwörter beim Verbum, so wie in der eigenen Medial- oder intransitiven Form, welche aus dem Activ nur durch ein eingeschobenes **n** gebildet wird. So heißt **ganaisjan** heilen, **ganaisnan** aber genesen; **fraqwistjan** vernichten, **fraqwistnan** umkommen; **batan** (nützen, fördern, mit Accusativ Marc. 8, 36), **gabatnan** gewinnen u. s. w. s. Gr. 441. Indessen wird freilich das griechische Medium in vielen Fällen in der noch jetzt üblichen Form mit dem Accusativ des Reflexivpronomens wiedergegeben: **gaquiman sik** *συνάγεσθαι* Marc. 5, 21. **draiban sik** *σκύλλεσθαι* Luc. 7, 6. **skaman sik** *ἐπαισχύνεσθαι* Marc. 8, 38. **warmjan sik** *θερμαίνεσθαι* Joh. 18, 18. **filgan sik** *κρύπτεσθαι* Joh. 8, 59. u. s. w. Auf dieselbe Art auch öfters griechische Activa intransitiven Sinns: **gawandjan sik** *ὑποστρέφειν* Luc. 1, 56. **thrafstjan sik** *θαῤῥεῖν* Marc. 10, 49. Joh. 16, 33. **idreigan sik** *μετανοεῖν* Luc. 17, 3. Auch fehlt es nicht an Reflexiv-Verben mit dem Dativ des Pronomens, unter denen **ohtan sis** *φοβεῖσθαι* (Luc. 2, 10 auch nicht reflexiv) wegen seiner Verbindung mit dem Accusativ des Objects am bemerkenswerthesten seyn möchte; so daß also der Gothe nicht, wie wir, sagt: ich fürchtete mich vor dir, sondern eigentlich logisch-richtiger: **ich fürchtete mir dich** **ohta mis thuk** Luk. 19, 2. (So noch mittelhochdeutsch **vürhten** mit Dat. und Accus.)

Uebrigens ist neben den ebenerwähnten Vorzügen auch ein der ganzen Sprachdarstellung sehr nachtheiliger Mangel in der gothischen Conjugation nicht zu verkennen, die beschränkte Zahl der Tempusformen nämlich, indem Ulfila's Verben einzig und allein Präsens und Imperfectum bilden. Zwar kommt auch die spätere und unsere Sprache zu den übrigen Zeitformen nur durch Umschreibung, aber sie kommt doch dazu, während Ulfila dies Mittel nur selten (feststehend nur für das Präteritum Passivi) anwendet, in der Regel aber sein Imperfekt für alle Präterita, sein Präsens auch für das Futurum setzt, und dadurch in den Ausdruck des Zeitverhältnisses eine Unbestimmtheit hineinbringt, die wir nothwendig für eine Unvollkommenheit, der unsere Sprache später abgeholfen, halten müssen. Zwar bezeichnet auch Ufila die künftige Handlung umschreibend, wie der Grieche durch μέλλειν, durch die Wörter **munan** (meinen, Willens seyn), **skulan** (sollen, Engl. **shall**), und merkwürdiger Weise auch durch **haban** (haben; welches wir grade zur Darstellung des Präteriti gebrauchen); vgl. indessen: was hast du? (vor?), aber gewöhnlich nur, wenn von der bevorstehenden Handlung in der Vergangenheit die Rede ist, z. B. Joh. 6, 6 **wissa, thatei habaida taujan** er wußte, was er thun würde (zu thun hätte). Selten sind Beispiele wie Joh. 12, 26. **tharei im ik, tharuh sa andbaths meins wisan habaith** wo ich bin, soll (wird) mein Diener auch seyn. Oefter tritt nach einem ganz eigenen Sprachgebrauch der Conjunctiv des Präsens an die Stelle des Futurs, z. B. **siaina du leika samin** sie werden ein Leib seyn. Marc. 10, 8. Joh. 12, 27. 16, 26. Röm. 11, 35: eine Ausdrucksart, die dem griechischen Optativ mit ἄν, der bekanntlich auch für das Futur steht, zu entsprechen scheint.

In Hinsicht der **Consecutio temporum** im abhängigen Satze befolgt Ulfila die Grundregel, daß an das Präsens sich das Präsens, an das Präteritum das Präteritum knüpfe, mit großer Genauigkeit, und ungestört durch die Abweichung davon im griechischen Texte, wie Jeder finden wird, der sich nicht durch Fulda's in dieser Beziehung oft fehlerhafte Interlinearversion täuschen läßt. Die einzige Verletzung obiger Regel, die ich habe finden können, nämlich Joh. 9, 22. **gaquethun sis jadaieis, ei jabai hwas ina andhaihaiti Christu, utana synagogais wairthai**, ist wahrscheinlich keine, da das unverständliche **warthai**, welches eigentlich in der silbernen Handschrift steht,

eben so gut Schreibfehler für das Prät. **waurthi** wie für das Präsens **wairthai** seyn kann.

Wenn aber in diesem Elemente der Satzverknüpfung der Gothe sich auf eine merkwürdige Weise frei und unabhängig von der griechischen Urschrift nach seinem eigenen Sprachgesetze bewegt, so ist die knechtische Nachbildung um so auffallender, womit er bei der Anknüpfung direct angeführter Reden das bedeutungslose *ὅτι* des Griechen wiedergiebt. So Matth. 9, 18 **reiks ains quimands inwait ina quithands, thatei dauhtar meina nu gaswalt**; ein Hauptmann kam und fiel vor ihm nieder sagend: daß meine Tochter eben gestorben ist; *λέγων, ὅτι ἡ θυγάτηρ μοῦ ἄρτι ἐτελεύτησεν* — und an unzähligen anderen Stellen mehr; (26, 72. 74. 75. 27, 43. 48. Marc. 1, 37. 40. 2, 12. 3, 11. 21. 22. 5, 23. 29. 35. 6, 4. 14. 15. 16. 18. 23. 7, 19. ꝛc.), wo aber auch immer der griechische Text *ὅτι* darbietet, daher wir in dieser Anwendung der Conjunction **thatei** wohl kaum etwas anderes als die Unbeholfenheit des Uebersetzers zu erkennen vermögen. Eben dazu fühlen wir uns versucht, wenn der Gothe die bekannte griechische Attraction des Relativs getreulich wiedergiebt: und Joh. 6, 29 *ἵνα πιστεύσητε εἰς ὃν ἀπέστειλεν αὐτὸν* übersetzt durch **ei galaubaith thammei insandida jains** damit ihr glaubet welchem er gesendet hat, statt: dem, welchen (**thanei**); vgl. Joh. 7, 31. Aber wir finden diese Construction auch da, wo sie im Griechischen nicht angewendet ist, namentlich Marc. 15, 12 **Hwa nu wilith ei taujan thammei quithith thiudan Judaie?** wie wollt ihr, daß ich thue dem ihr nennet König der Juden? statt: dem welchen; wo im Griechischen *τί θέλετε ποιήσω ὃν λέγετε* u. s. w. so daß es wirklich scheint, als ob dies tüchtige Hülfsmittel der Griechen zur kräftigen Kürzung und Bindung der Sätze auch unserer Sprache nicht versagt gewesen sei.

Doch wir kehren zum Verbum zurück, um die Art, wie Ulfila dasselbe hinsichtlich der Modalität behandelt, näher ins Auge zu fassen. Am bemerkenswerthesten ist hier begreiflicherweise die Anwendung des Conjunctivs und Infinitivs. Daß Ulfila den Conjunctiv zwar öfter, wie schon bemerkt, für das Futurum gebraucht, läßt sich, so fremd es auch gegenwärtig unserer Sprache geworden ist, doch mit dem Wesen dieses Modus, dessen Bedeutung in der Bezeichnung des nicht wirklichen sondern nur gedachten Facti besteht, leicht vereinbar finden, denn auch das Zukünftige hat seine Wirklichkeit nur im Gedanken. Noch weni-

ger kann es uns auffallen, wenn der gothische Conjunctiv imperativen Sinn annimmt, z. B. Joh. 16, 24 **bidjaith jah nimith ei faheths izwara sija usfullida** bittet und ihr werdet nehmen, auf daß eure Freude vollkommen sey; im Griechischen *αἰτεῖτε καὶ λήψεσθε* (eben so Luc. 17, 8. Marc. 5, 7. Röm. 14, 19), da wir ja selbst wenigstens für die 3. Person im Imperativ keine andere Form als die Umschreibung durch den Conjunctiv haben. Auch müssen wir es natürlich finden, wenn Ulfila im indirecten Gedankenausdruck, nach Fragewörtern und der Conjunction **thatei** (daß), den griechischen Indicativ öfters (doch, nicht immer) verläßt und das Indirecte der Rede durch den Conjunctiv bezeichnet. So z. B. Marc. 15, 47 **Magdalene jah marja sehwun, hwar galagiths wesi** M. und M. sahen, wo er hingelegt würde; dagegen der griechische Text (im Tempus und Modus abweichend) *ποῦ τίθεται* bietet; ferner: Joh. 9, 18 **ni galaubidedun Judaieis bi ina, thatei is blinds wesi** daß er blind wäre; gr. *ὅτι τυφλὸς ἦν* (vgl. Matth. 9, 28. Joh. 11, 13. Luc. 14, 31.) Befremdlicher dagegen ist der von Ulfila auch in der directen Frage öfters angewandte Conjunctiv, nicht nur wo das Futurum im griech. Text zur Erklärung dienen kann, wie Joh. 6, 68 **du whamma galeithaima?** *πρὸς τίνα ἀπελευσόμεθα;* **ad quem abeamus?** (vgl. Luc. 9, 41. 18, 7), sondern auch wo das Präsens Indicativi zu übersetzen war: wie Joh. 16, 18, *ἔλεγον οὖν Τοῦτο τί ἐστιν ὃ λέγει;* **thata hwa sijai, thatei quithith?** sie sprachen: dies was sey es, was er sagt? statt: was ist es, das er sagt? (und eben so Marc. 4, 41. vgl. Joh. 7, 48); ein Conjunctiv, der wohl nur so zu erklären ist, daß man eine solche Frage als eine zweifelnde auffaßt (was mag es sein?) In den allgemeinen relativen Sätzen, welche die Griechen mit *ὅστις*, *ὅστις ἄν*, die Hellenisten gewöhnlich mit *ὃς ἐὰν* oder *ὁ* c. partic. anknüpfen, so wie in den relativen Sätzen nach der Negation *οὐδεὶς ὅστις οὐ* u. s. w. wählt Ulfila den Modus meist von dem Griechischen Texte unabhängig, aber er beobachtet bei dieser Wahl so wenig, wie wir heut zu Tage, eine feste Regel. Auch wir sagen bald: wer das sagt, der lügt — bald: wer das sagen möge, er lügt; einmal: nichts giebt es was mir so gefiele (mit einem Fehler in der Consecutio Temporum, den Ulfila nicht begeht) — ein andermal: nichts giebt es, was mir so gefällt. Aehnlich kann im Gothischen der Conjunctiv mit dem Indicativ nach **hwazuh saei** (wer auch immer u. s. w.) wechseln; doch

bemerke ich, daß mir nach **niainshun ist, saei** und **ni waiht ist, thatei** nur Beispiele des Conjunctivs vorgekommen sind, (nämlich Luc. 18, 30. Marc. 7, 15. Luc. 8, 17. 9, 50. nach v. Itala. Conj. nach saei für ὅ c. partic. Marc. 7, 10. Luc. 14, 35. 15, 12. nach hwazuh saei Luc. 14, 11. Joh. 6, 40. 6, 40. 6, 45. wechselnd: Matth. 10, 38.)

Bezeichnen wir jetzt mit einigen Worten die **Einwirkung** der Gothischen **Conjunctionen** auf die Modalität des Verbums. In unserer jetzigen Sprache giebt es eigentlich keine einzige Conjunction von der wir behaupten können, daß sie für sich einen gewissen Modus regiere: immer kommt es auf das mehr oder minder Factische der in dem Verbum liegenden Vorstellung an, wenn wir uns bei dem Gebrauch einer Conjunction für den Conjunctiv oder Indicativ entscheiden. Anders in den alten Sprachen, wo mit der gewählten Conjunction sehr oft auch schon der Modus des Satzes entschieden ist (ut, ne, quo, quin, quominus, ἐὰν, ὅταν u. s. w.); was indessen offenbar eine Unvollkommenheit ist, deren wir losgeworden sind, eine Fessel des Buchstabens, die wir mit Fug und Recht abgeworfen haben, um dem jedesmal eigenthümlichen Geiste des Satzes desto treuer Genüge leisten zu können. Aber zu dieser Freiheit hat sich Ulfila's Sprache noch nicht erhoben, sie verbindet noch gewisse Conjunctionen durchgehend mit dem Conjunctiv, namentlich diese drei: **ei** in der Bedeutung ut ἵνα damit (nur 2 Stellen haben den Indic. Joh. 9, 2. Joh. 15, 6); **ibai** damit nicht; und **faurthizei** bevor. (Ibai Luc. 14, 29. Matth. 5, 25. Ei Matth. 6, 16. ꝛc. Faurthizei Matth. 6, 8. Marc. 14, 72; auch im durchaus factischen Zusammenhange Luc. 2, 22. Joh. 8, 58. Joh. 14, 29. Joh. 17, 5): was wohl ohne Zweifel als ächte Eigenheit der gothischen Sprache betrachtet werden muß, weil der mit den entsprechenden Conjunctionen im griechischen Texte verbundene Modus vielfältig ein ganz anderer ist. (Anders verhält es sich mit der Zeitpartikel **than**, welche bald dem griechischen ὅταν entsprechend mit dem Conjunctiv, bald als Uebersetzung von ὅτε mit dem Indicativ verbunden wird, und überhaupt zwischen beiden Modis schwankt.) Die übrigen Conjunctionen verhalten sich auch bei Ulfila, wie die unserer Sprache, nicht die Modalität des Verbums bestimmend sondern dem Modus sich fügend, den der factische oder ideale Geist des Satzes fordert. Nur die **Bedingungspartikeln** könnten noch

einige Beachtung verdienen, oder vielmehr die Art, wie Ulfila die Bedingungssätze hinsichts der Modalität behandelt. Im Ganzen hat sich bei ihm das jetzt von uns beobachtete Gesetz schon (unabhängig von der jedesmaligen Wendung im griechischen Texte) ausgebildet. Wir unterscheiden nämlich Voraussetzung mit und ohne Beimischung eines die Wirklichkeit derselben oder unser Wissen um diese Wirklichkeit verneinenden Urtheils; wo wir jenes verneinende Urtheil mit ausdrücken wollen, setzen wir das Präteritum Conjunctivi im Vorder- und Nachsatz; ich thät' es, wenn ich's könnte (darin liegt: ich kann es nicht); in jedem andern Falle wenden wir den Indicativ an. So auch Ulfila, nur daß er auch in Fällen, wo wir den Indicativ anwenden, bisweilen das Präsens Conjunctivi mit jabai setzt, um die Ungewißheit des angenommenen Falles auszudrücken, ohne sich übrigens durch den griechischen Indicativ mit εἰ oder den Conjunctiv mit ἐάν in seiner Wahl bestimmen zu lassen. (Ind., wo ἐάν mit Conj. Matth. 5, 47. 6, 14. 15. 22. 23. 8, 2. 9. 21. Marc. 3, 24. 4, 26. 8, 3. Conjunctiv, wo εἰ mit Indicativ Matth. 5, 29. 30. Marc. 7, 16. 8, 13. Luc. 4, 3.) Darin aber stimmt seine Sprache ganz mit der gegenwärtigen, daß er eine nicht stattfindende Voraussetzung mit dem Conjunctiv Prät. bezeichnet, z. B. Joh. 15, 19 **jabai this fairhwaus weseith, so manaseds swesans frijodedi** wenn ihr von der Welt wäret, so hätte die Welt die ihrigen lieb. Uebrigens hat Ulfila zwei positive Bedingungspartikeln **jabai** und **ith** (sonst auch a b e r) (die negativen sind **nibai** und **nih** Joh. 15, 22. 18, 30), die nach meiner Beobachtung so unterschieden werden müssen, daß **jabai** in allen Bedingunsfällen, **ith** aber nur in der Voraussetzung des Nichtwirklichen angewendet wird; wie denn die letzte Conjunction, wo sie vorkommt, überall mit dem Prät. Conj. verbunden erscheint (Luc. 7, 39. 10, 13. 19, 42. Joh. 11, 21. 23. 14, 7. 15, 24. 18, 36. **Jabai** in demselben Sinne Luc. 17, 6. Joh. 5, 6. 14, 28. 84, 2. 15. 20. mit Futurum im Nachsatze.)

Was die Anwendung des Infinitivs beim Ulfila betrifft, so ist es, wie die analogen Constructionen noch in der Mittelhochdeutschen Sprache beweisen, gewiß nicht Gräcismus, obwohl mit dem griechischen übereinstimmend, sondern ächt deutscher Gebrauch, wenn der Gothe in vielen Fällen, wo wir uns mit dem Gerundium in zu aufhalten, kürzer und kräftiger den einfachen Infinitiv anwendet. So, regelmäßig nach dem Verbum **dugunnan**, z. B. **dugunnan bidjan**

ina galeithan sie begannen ihn zu bitten, zu gehen. Marc. 5, 17. u. s. w. Ferner nach gainjan wünschen Luc. 16, 21. ufarmunan vergessen Marc. 8, 14. thugkjan glauben Luc. 8, 18 thugkeith haban δοκεῖ ἔχειν Joh. 16, 2. So bezeichnet der reine Infinitiv auch öfter die Absicht bei intransitiven Verben (quemun saihwan Marc. 5, 14. wlaitoda saihwan περιεβλέπετο ἰδεῖν Marc. 5, 32), und wird statt des sonst auch üblichen ei (ut) Luc. 15, 21) mit dem Adjectiv wairths (würdig) verbunden (Luc. 1, 7 wairths quiman.) Dennoch aber kennt auch Ulfila schon die Form und Anwendung des mit zu (du) gebildeten Gerundiums statt des griechischen Infinitivs, besonders wo dieser mit dem Artikel versehen ist; seltsam aber macht es sich, daß auch im Gothischen der Artikel noch diesem Gerundium beigegeben wird, z. B. Marc. 10, 40 thata du sitan af taihswon meinai, aiththau af hleidumein, nist mein du giban. vgl. 12, 33. Luc. 4, 10. Luc. 18, 35 sat du aihtron ἐκαθῆτο προςαιτῶν.

Merkwürdiger jedoch sind unstreitig die beiden Constructionsarten, deren wir schließlich noch in der Kürze gedenken wollen, nämlich der bei Ulfila sehr häufig vorkommende Accusativ mit dem Infinitiv und die ihm ebenfalls gewöhnliche absolute Participial-Construction. Was den Accusativ mit dem Infinitiv betrifft, so hat sich diese energische Construction, die lebendige Verwandlung eines Satzes in ein substantivisches Satzglied, in unserer gegenwärtigen Sprache ziemlich selten gemacht, außer bei den Verbis lassen, heißen, fühlen, hören, sehen und allenfalls finden, dürfen wir sie nicht und auch da nur in lästiger Beschränkung anwenden. Glücklicher ist noch Ulfila, dem auch in mehreren anderen Verbindungen, namentlich bei wiljan wollen (sehr oft), bei quithan, galaubjan, bidjan, taiknjan, bei Redeweisen wie warth (es geschah, daß) und uzetizo ist, rahtizo ist (es ist leichter), sich dieser lebendigen Kürze zu bedienen seine Sprache gestattete (ni wilda manna οὐδένα ἤθελεν γνῶναι Marc. 7, 24. 10, 36. Luc. 9, 27. quithan Marc. 8, 37. 12, 18. Luc. 20, 27. 20, 42. galaubjan Luc. 20, 16. warth Luc. 6, 6. taiknjan Luc. 20, 20.) Ich sage, seine Sprache, denn der Verdacht, daß wir es hier mit einem undeutschen Gräcismus zu thun hätten, wird durch Stellen wie Luc. 4, 36, wo im Griechischen eine andere Construction stattfindet: ἐγένετο θάμβος ἐπὶ πάντας, (goth. warth afslauthnan allans) und auch durch überein-

stimmende Erscheinungen in den andern deutschen Sprachzweigen (z. B. im Mittelhochdeutschen) zurückgewiesen.

Die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv nannten wir vorhin die lebendige Verwandlung eines Satzes (man könnte auch sagen die reine ungeschwächte Auflösung desselben) in ein substantivisches Satzglied; die **absolute Participial-Construction** ist etwas ähnliches, aber entgegengesetztes: auch sie ist die Verwandlung eines Satzes in ein Satzglied, aber nicht mit der Bedeutung des Substantivs sondern des Adverbiums. Um jener Aehnlichkeit willen aber läßt es sich schon erwarten, daß eine Sprache in dem Maaße, als sie sich in Behandlung der Infinitivconstruction kräftig und lebendig beweist, dieses auch durch Erzeugung des absoluten Participiums bewähren werde. Ulfila's Sprache wenigstens entspricht dieser Erwartung auf eine für uns um so auffallendere Weise, je magerer und kümmerlicher in der gegenwärtigen Sprache der Vorrath erlaubter Particip-Adverbien geworden ist. Wie den Griechen (doch keinesweges nur als ihrem Nachstammler), wird dem Ulfila jeder Casus (sogar der Nominativ einmal Marc. 16, in adverbialer Kraft mit dem Participio lebendig; wir finden den Genitiv: Marc. 16. 1 **inwisandins sabbate dagis** für *διαγενομένου τοῦ σαββάτος* (freilich, wenn die Lesart ächt ist); den Accusativ Matth. 27, 1 **maurgin than waurthanana** *πρωΐας δὲ γενομένης* (vgl. 6, 3. Marc. 6, 22); unzählige Male aber den Dativus absolutus Marc. 1, 32 **andanahtja than waurthanamma** *ὀψίας δὲ γενομένης*. Und daß sich gerade in diesem Casus die deutsche Form dieser Construction ausbildete, kann uns um so weniger wundern, wenn wir uns erinnern, welch eine viel bezeichnende Kraft wir schon früher in dem gothischen Dativus fanden. Die echte Deutschheit aber auch dieser Construction erhellt aus unzählbaren Stellen, wo der Grieche den Genitivus, der Gothe den Dativus absolutus setzt; eine Vertauschung, die nicht begreiflich wäre, wenn es dem Uebersetzer nicht darauf an kam, die seiner Sprache minder geläufige Ausdrucksart durch eine übliche zu ersetzen.

Noch wäre vielleicht einiges nicht unwichtige über das Elliptische und Abundante in der Sprache Ulfila's zu bemerken. Allein außerdem, daß wir es hier größtentheils nur mit Ulfilanischen Gräcismen, nicht mit echt deutschen Eigenheiten der alten Gothensprache zu thun haben würden, fürchte ich, meine verehrten Freunde sind von der Abundanz eines seiner Natur nach etwas trockenen Vortrages bereits so

durchdrungen, daß ich für die Ellipse des etwa noch übrigen leicht ihre Verzeihung hoffen darf. Nur dies erlaube ich mir noch als Ergebniß der ganzen Betrachtung anzudeuten, daß wir, nicht nur durch die großartigen Klänge und Formen der ehrwürdigen Ulfilasprache, sondern auch durch den kräftigen, uns zum Theil entwichenen und verflogenen Geist, der sich in seiner Wortfügung offenbart, eingeladen, den edelsten Genuß bei einem immer tiefern Eindringen in das älteste Sprachdenkmal unsers Volks zu hoffen berechtigt sind.

A. F. Ribbeck.

---

V.

# Althochdeutsche, im cod. paris. 2326 enthaltene, Uebersetzung eines Theils des isidorischen Traktats de nativitate domini.

Treu nach der Handschrift herausgegeben

von

E. G. Graff.

---

Der Pergament-Codex, in welchem diese Uebersetzung steht, ist in klein Folio. Der Anfang fehlt. Nur die ersten 43 Seiten enthalten neben dem lateinischen Texte die deutsche Uebersetzung (zur Seite geschrieben). Hierauf folgen noch 23 Seiten, auf denen für die deutsche Uebersetzung Raum gelassen ist; die letzten Blätter sind aber ganz mit dem lateinischen Texte angefüllt, der aus 2 Büchern, das erste von 60, das zweite von 25 Abschnitten, besteht. Die Handschrift ist aus dem 9ten Jahrhundert, nicht wie der pariser Katalog angiebt, aus dem 10ten, und scheint nicht durchweg von einer und derselben Hand geschrieben zu sein. Um meine auf Schilters Ausgabe sich beziehenden Citate im althochdeut. Sprachschatze auch für diesen Abdruck gelten zu lassen, habe ich die Schiltersche Abschnittszählung beigefügt. Der | zeigt den Schluß der Seite des cod. an.

*(Nec) cardines orbis terrae. Quando praeparabat coelos aderam, quando certa lege gyro vallabat abyssos, quando appendebat fundamenta terrae, cum eo eram, cuncta componens. Tali igitur auteritate ante omnia secula filius a patre genitus esse declaratur. Quando a patre per illum cuncta creata esse noscuntur.* §. 2. *Illud denuo quaeritur, quomodo idem sit genitus, dum sacrae nativitatis eius arcana nec apostolus dicit, nec propheta comperit, nec angelus scivit, nec creatura cognovit. Esaia testante qui dicit: generationem eius quis enarrabit? Idcirco, si eius nativitas a propheta non potuit enarrari, quis confitebitur nosse, quomodo potuit a patre filius generari. Hinc est illud in libro iob. sapientiam dei patris unde invenies? Latet enim ab oculis hominum et a volucribus coeli abscondita est, i. e. etiam ipsis angelis incognita. Item ibi: radix sapientiae cui revelata est? origo scilicet filii dei. Ideoque quod etiam super angelorum intelligentiam atque scientiam est, quis hominum potest narrare?* §. 3. *Scire autem manifestum est solum patrem, quomodo genuerit filium,*

noh umbihringa mit-ngardes erdha. dhuo ir himila garauuida dhar uuas ih. dhanne ir mit ęrcna euua abgrundiu uuazssar umbihringida dhuo ir erdha stedila uuac. mit imu uuas ih dhanne al dhiz frummendi. Mit so *) mihhiles herduomes urchundin ist iu so offenliihho armarit dhazs χς̄ ist gotes sunu. ęr allem uueraldim fona fater uuard **) chiboran dhanne ist nu chichundit dhazs fona dhemu almahtigin fater dhurah inan ist al uuordan dhazs chiscaffanes ist: dhazs suohhant auur nu ithniuuues huueo dher selbo sii chiboran. nu so ist in dheru sineru heilegun chiburdi. so daucgal fater chiruni; dhazs ni saget apostolis ***) noh forasago ni bifant. noh angil gotes ni uuista. noh einic chiscaft ni archennida. Isaias so festinoda dhar ir quhad. χρ̄es chiburt huuer sia chirahhoda Bidhiu nu ibu dher gotes forasago χρ̄es chiburt ni mahta arrahhon. huuer sih dhes biheizssit sia zi archennanne, huueo dher sunu mahti fona fater chiboran uuerdhan. Umbi dhazs selba quhad auh in iobes boohhum. Spahida dhes gotliihhin fater huuanan findis. dhiu chiholan ist. fona. manno. augom. ioh fona allem himil fleugendem ist siu chiborgan. Siu ist chiuuisso selbem angilum unchundiu. So dhar auh ist chiscriban. dhiu uurza dhera spaida huuemu siu uuard antdhechidiu. | dhiu chiuuisso ist bighin gotes sunes Bi dhiu huuanda dhazs zi uuaare ist ubarhepfendi angilo firstandan. ioh iro chiuuizs. huuer manno mac izs dhanne chirahhon. Zi uuizssanne ist nu uns chiuuisso dhazs fater einemu ist dhurahchunt. huues ir sunu chibar.

§. 2.

§. 3.

*) *so* undeutlich.

**) *d* kann noch ein *h* hinter sich gehabt haben; Schmutz und Siegel machen es unlesbar.

***) so steht es im cod.

*et filius, quomodo genitus sit a patre. Siquidem et gignendi filii quaeritur ratio, eo quod filius non nisi ex duobus nascatur. Habeat inquam sibi hujusmodi generis ortum conditio caduca mortalium. Christus enim ex patre ita emicuit ut splendor e lumine, ut verbum ab ore, ut sapientia ex corde.*

## Cap. 3.

### *Quia christus deus et dominus est.*

*Post declaratum christi divinae nativitatis mysterium, deinde, quia idem deus et dominus est, exemplis sacrarum scripturarum adhibitis demonstremus.*

§. 2. *Si christus deus non est, cui dicitur in psalmis: sedes tua deus in seculum seculi. Virga aequitatis virga regni tui. Dilexisti iustitiam et odisti iniquitatem, propterea unxit te deus deus tuus oleo iustitiae prae consortibus tuis. Quis est igitur iste deus unctus a deo? Respondeant nobis increduli. Ecce deus unctus a deo dicitur, et ubique christus ipsa unctione monstratur, cum deus unctus insinuatur. Dum enim audis deum unctum intellige christum, christus enim a chrismate i. e. ab unctione vocatur.*

§. 3. *Hunc christum sub persona cyri per esaiam pater deum et dominum ita esse testatur dicens: haec dicit dominus christo meo cyro, cuius apprehendi dextram, ut subjiciam ante faciem eius gentes, et dorsa regum vertam, et aperiam ante eum ianuas, et portae non claudentur. Ego ante te ibo, et gloriosos terrae humiliabo, portas aereas conteram, et vectes ferreos confringam, et dabo tibi thesauros absconditos et arcana secretorum,*

endi sunin huueo ir chiboran uuard fona fater Sosama auh nu dhesses chiboranin sunes suohhant redha bidhiu huuanda sunu nist nibu fona zuuem chiboran uuerdhe endi hebit zi dhemu selbin sidiu chihurdi bighin. dhiu zi farande chiscaft. dhero dodhliihhono. χρ̃s auur sus quham fona fater zi uuaare. so selp so dhiu berahtnissi fona sunnun so uuort fona munde so uuiisduom fona herzin. |

## Cap. 3.

hear quhidit umbi dhazs χρ̃s got endi druhtin ist.

Aefter dhiu dhazs almahtiga gotes chiruni. dhera gotliihhun χρ̃es chiburdi chimarit uuard. hear saar after. nu mit gareuuem bilidum. dhes heilegin chiscribes eu izs archundemes. dhazs ir selbo χρ̃ist ist chiuuisso got ioh druhtin Ibu χρ̃s auur got ni uuari. dhemu in psalmom §. 2. chiquhedan uuard dhiin sedhal got ist fona euuin in euuin. rehtnissa garda ist garde dhines riihhes Dhu minnodos reht endi hazssedos unreht. bidhiu auur chisalboda dhih got dhiin got mit freuuuidhu *) olee fora dhinem chilothzssom. | Huuer ist dhanne dhese chisalbodo got fona gote. antuurdeen nu uns dhea unchilaubendun. See hear nu ist fona gode chiquhedan got chisalbot. Endi chiuuisso ist χρ̃s in dheru selbun salbidhu chimeinit. dhar chiquhedan uuard got chisalbot. dhar dhu chihoris umbi dhen chisalbodon got meinan. zi uuare firnim dhanne dhazs dhar ist χρ̃ist chizeihnit. so auh fona dhes chrismen salbe ist chiuuisso χρ̃ist chinemnit; Umbi dhesan selbun §. 3. χρ̃ist chundida almahtic fater dhurah isaian dhoh ir in cyres nemin quhadi dhazs ir ist got ioh druhtin. Dhiz quhad druhtin minemu χρ̃e cyre dhes zesuun ih chifenc. dhazs ih fora sinemu anthlutte hneige imu dheodun. endi ih uuendu imu chuningo hrucca endi ih antlŭhhu duri fora imu. endi dor ni uuerdant bilohhan. Ih faru dhir fora. endi chidhuuingu dhir | aerdhriihhes hruomege. erino portun ih firchnussu iisnine grindila firbrihhu. endi dhiu chiborgonun hort dhir ghibu. endi ih uuillu dhazs dhu

*) *uui* ist undeutlich.

*ut scias, quod ego sum dominus qui voco nomen tuum deus israel. In persona enim cyri christus est prophetatus, ubi ei subiugatae sunt gentes in fide et regna. Praeterea quia nullus in regno israel cyrus et dictus. Quodsi de cyro persarum rege quis hoc crediderit prophetatum, absurdum et profanum esse cognoscat, ut homo impius et idololatriae dedicus christus et deus et dominus nuncupetur. Unde et in translatione LXX. non habetur: christo meo cyro, sed habetur: haec dicit dominus christo meo domino. Quod in persona specia-*

§. 4. *liter christi domini nostri accipitur. Si christus deus non est, dicant nobis, quem sit affatus deus in genesi cum diceret: faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram? Sic enim subiungitur: et creavit deus hominem ad imaginem et similitudinem dei creavit illum. Quaerant ergo quis deus creavit, aut ad cuius dei imaginem condidit hominem quem creavit? Quod si respondeant: Ad angelorum. Num angelus aequalem cum deo habet imaginem? dum multum distet imago creaturae ab eo qui creavit. Aut nunquid angelus cum deo potuit facere hominem? quod ita existimare magnae dementiae est. Cui ergo dicitur? aut ad cuius imaginem conditus homo creditur? nisi ad eius, cuius una imago cum deo est*

§. 5. *et unicum nomen divinitatis. Item, si christus dominus non est, quis dominus pluit ignem in sodomis a domino? Sic enim ait in genesi: et pluit dominus super sodomam et gomorram sulphur et ignem a domino. In qua sententia nemo dubitat secundam esse personam. Nam quis est ille dominus? nisi procul dubio filius a patre, qui semper ab*

firstandes heilac chiruni. huuanda ih bim druhtin dher dhih nemniu israelo got. In dhemu nemin cyres ist χρ̃ist chiuuisso chiforabodot. fora dhemu sindun, dheodun ioh riihhi chihneigidiu in ghilaubin. In andra uuiis ni uuardh eo einic in israhelo riihhe cyrus chinemnit. Ibu dhanne einic chilaubit dhazs dhiz fona cyre persero chuninge sii chiforabodot. bichnaa sih dher dhazs izs uuidhar zuomi. endi heidanliih ist eo manne zi chilaubanne dhazs dher aerloso man endi dher heidheno abgudim. | gheldendo χρ̃ist got endi druhtin uurdi chinemnit; Umbi dhiz nist auh so chiscriban in dhero siibunzo tradungum. Minemu χρ̃e cyre. oh sie scribun. Dhiz quhad druhtin minemu χρ̃e druhtine. Endi ioh dhazs ist nu unzuuiflo so leohtsamo zi firstandanne dhazs dhiz ist chiquhedan in unseres druhtines nemin. Ibu χrist got nist. sagheen nu dhea §. 4. unchilaubun uns. zi huuemu got uuari sprehhendi in genesi dhar ir quhad. Duoemes mannan uns anachiliihhan. endi in unseru chiliihnissu. So dhar auh after ist chiquhedan. endi got chiscuof mannan anachiliihhan. endi chiliihhan gote chifrumida dhen Suohhen dhea nu auur. huuelih got chiscuofi. odho in huuelihhes gotnissu anachiliihhan mannan | chifrumidi dhen ir chiscuof. Ibu sie antuurdant endi quhedant. in angilo. Inu ni angil nist ana eban chiliih gote: Dhanne so dhrato mihhil undarscheit ist. undar dhera chiscafti chiliihnissu. endi dhes izs al chiscuof. odho mahti angil so sama so got mannan chifrumman. Dhazs so zi chilaubanne. mihhil uuootnissa ist. Huuemu ist dhiz nu zi quhedanne. odho zi huues chiliihnissu uuardh man chiscaffan nibu zi dhes dher ana eban liih ist gote endi chinamno ist [illegible]t godu; Endi auh §. 5. ibu χρ̃s druhtin nist: huuelich druhtin regonoda fyur in sodoma fona druhtine. So chiuuisso chiscriban ist in genesi; | Endi regonoda druhtin fona druhtine ubar sodomam. endi gomorram suuebul endi fyur. In dhesemu quhide ni bluchisoe eoman ni dhiz sii chiuuisso dher ander heit godes selbo druhtin χρ̃ist. Endi huuer ist dhanne dher druhtin. nibu ist zi ernusti sunu fona fater. Dher simbles fona

*eodem patre missus descendere solitus est et ascendere. Quo testimonio et deitas et distinctio personarum patris filiiq; luce clarius demonstratur. Item, si christus dominus non est, de quo dicit david in psalmo: dixit dominus domino meo, sede a dextris meis. Qui dum idem christus secundum carnem sit filius david, in spiritu tamen dominus eius et deus est. Si christus dominus non est, de quo ait david in libro regum: dixit vir, cui constitutum est de christo dei iacob, egregius psalmista israel: spiritus domini locutus*

§. 6. *est per me, et sermo eius per linguam meam. Item, si christus dominus non est, quis est ille dominus exercituum, qui à domino exercituum mittitur? Ipso dicente in zacharia: haec dicit dominus deus exercituum, post gloriam misit me ad gentes, quae exspoliaverunt vos. Qui enim tetigerit vos, tangit pupillam oculi eius. Quia ecce levabo manum meam super eos, et erunt praeda his qui serviebant sibi, et cognoscetis quia dominus exercituum misit me. Age nunc cuius sit haec vox nisi saluatoris? qui omnipotens deus a patre omnipotente missum se esse testatur. Missus est autem ad gentes post gloriam deitatis, quam habuit apud patrem. Quando exinanivit se ipsum, et formam servi accipiens effectus est obediens usq; ad mortem. Quiq; etiam in sequentibus loquitur dicens: lauda et laetare filia sion, quia ecce ego venio, et habitabo in medio tui, dicit dominus. Et applicabuntur gentes multae ad dominum in die illa, et erunt mihi in populum, et habitabo in medio tui, et scient quia dominus exercituum misit me ad te. Quis est igitur iste dominus a domino exercituum missus, nisi idem*

dhemu fater chisendit chiuuon ist fona himel*e* *) nidhar quheman. endi uphstigan. Mit dheseru urchundin dhea einun gotnissa. endi undarscheit dhero zuueiio heido fater. endi sunes. hluttror leohte ist araugit. Inu ibu χρ̃s druhtin nist umbi dhen dauid in psalmom quhad. Quhad druhtin druhtine minemu. sitzi azs zesuun halp miin. Dhoh χρ̃s in dhes fleisches liihhamin. | sii dauides sunu. oh ir ist chiuuisso in dhemu heiligin gheiste got ioh druhtin. Nibu χρ̃ist druhtin sii. umbi huuenan quhad dd in chuningo boohhum Sus quhad dher gomo dhemu izs firgheban uuard adhal sangheri israhelo umbi χρ̃an iacobes got druhtines gheist ist sprehhendi dhurah mih endi siin uuort dhurah mine zungun; Ibu nu χρ̃ist druhtin nist. huuer ist dher uuerodheoda druhtin. dher fona uuerodheoda druhtine uuard chisendit. So ir selbo quhad dhurah zachariam Sus quhad druhtin uuerodheoda got. sendida mih after guotliihhin zi dheodom dhe*m* **) euuuih biraubodon. Dher euuuih hrinit. hrinit sines augin sehun. See bidhiu ih | hepfu. mina hant ubar sie. endi sie uuerdant zi scaahche dhem im aer dheonodo*m* endi *i*er ***) sculut bichennen dhazs uuerodheoda druhtin mih sendida. Uuala nu auh huues mac dhesiu stimna uuesan. nibu dhes nerrendin druhtines. Ir almahtic got sih chundida uuesan chisendidan. fona dhemu almahtigin fater. So chisendit uuard chiuuisso. zi dheodum. after dheru sineru gotnissa guotliihhin. dhea ir samanthapta mit fater. dhuo ir sih selban aridalida. endi scalches farauua. infenc. uuordan uuardh chihoriç untazs zi dode; dher selbo auh hear after folghendo quhad. Lobo endi freuuui dhih siones dohter. bidhiu huuanda see ih quhimu. Endi | in dhir mitteru ardon quhad druhtin endi in dhemu daghe uuerdhant manego dheodun. chisamnoda zi druhtine. endi uuerdhant mine liudi. endi ih ardon in dhir mitteru. endi dhu uueist. dhazs uuerodheoda druhtin sendida mih zi dhir. Huuelih ist auur nu dhese druhtin fona uuerodheoda druhtine chisendit! nibu auur dher selbo

§. 6.

*) *e* undeutlich.
**) *m* undeutlich,
***) *m* fast verloschen, *i* fast verloschen.

§. 7. *Dominus iesus christus? Superest de spiritu sancto, de cuius deitate sic ait iob et quia spiritus dei est: spiritus domini fecit me, et spiraculum omnipotentis vivificavit me. Ecce et me sicut et te fecit deus. De quo enim dixerat: spiritus domini fecit me, dum rursus adjecit: ecce et me sicut et te fecit deus. Ut eundem spiritum ostenderet esse deum.*

## *Cap. IV.*

### *De trinitatis significantia.*

*Pateat veteris testam. apicibus, patrem et filium et spiritum s. esse deum. Sed hinc isti filium et spiritum s. non putant esse deum, eo quod in monte sina vocem domini intonantis audierint: Audi israhel dominus deus tuus deus unus est. Ignorantes in trinitate unum esse deum patrem, filium, et spiritum sanctum, nec tres deos, sed in tribus* §. 2. *personis unum nomen individuae majestatis. Quaeramus ergo in scripturis v. t. eandem trinitatem. In libro quippe primo regum ita scriptum est: dixit david filius isai, dixit vir, cui constitutum est de christo dei iacob, egregius psaltes israel: spiritus domini locutus est per me, et sermo ejus per linguam meam. Quis autem esset adiecit: deus israel mihi locutus est, fortis israel, dominator hominum justus. Dicendo enim christum dei iacob, et filium et patrem ostendit. Item dicendo: spiritus domini locutus est per me, sanctum spiritum evidenter aperuit.*

§. 3. *Idem quoque in psalmis: verbo, inquit, domini coeli*

druhtin nerrendeo $\chi\bar{\varrho}$ist; Ubar dhazs ist auh hear bifora §. 7.
fona dhemu heilegin gheiste. fona dhes gotnissu ioh dhazs
ir gotes gheist ist sus quhad iob. Druhtines gheist chi-
deda mih. endi adum dhes almahtighin. chiquihhida mih
See endi mih deda got. so selp so dhih. Umbi dhen
selbun dhen ir aer. chiuuisso quhad. druhtines gheist
chiuuorahta mih. Dhazs heftida auur zi gote. dhar ir af-
ter dhiu quhad. | endi mih chideda got so selp so dhih.
dhazs ir chichundida dhazs dher selbo gheist ist got.

## Cap. 4.

### Hear quhidit umbi dhea Bauhnunga. dhero dhrio heideo gotes.

Araugit ist in dhes aldin uuizssodes boohhum, dhazs
fater endi sunu endi heilac gheist got sii. Oh dhes sin-
dun unchilaubun iudeo liudi. dhazs sunu endi heilac gheist
got sii. bi dhiu hunanda sie chihordon gotes stimna hluda
in sina berge quhedhenda. Chihori dhu israhel druhtin got
dhin. ist eino got. Unbiuuizssende sindun huueo in dheru
dhrinissu. sii ein got. fater. endi sunu. endi heilac gheist.
Nalles sie dhrie goda. oh ist in dhesem dhrim heidem. ein
namo. dhes unchideiliden meghines | Suohhemes nu auur §. 2.
in dhemu aldin heileghin chiscribe dhesa selbun dhrinissa.
In dhemu eristen deile chuningo boohho. sus ist chiuuisso
chiscriban Quhad dd isais sunu quhad gomman dhemu izs
chibodan uuard umbi $\chi\bar{\varrho}$an iacobes gotes dher erchno
sangheri israhelo. Gotes gheist ist sprehhendi dhurah
mih endi siin uuort ferit dhurah mina zungun. endi saar
dhar after offono araughida huuer dher geist sii. dhuo ir
quhad. Israhelo got uuas mir zuosprehhendi. Dher reht-
uuisigo manno uualdendeo strango israhelo. Dhar ir
quhad $\chi\bar{\varrho}$ist iacobes gotes chiuuisso meinida ir. dhar sunu.
endi fater. Dhar ir auh quhad. Gotes gheist ist spreh-
hendi dhurah mih dhar meinida leohtsamo zi archennenne
dhen heilegan gheist. Auur auh umbi dhazs selba | quhad §. 3.
dauid in psalmom. Druhtines uuordu sindun himila chi-

*firmati sunt et spiritu oris eius omnis virtus eorum. In persona enim domini patrem accipimus, in verbo filium credimus, in spiritu oris eius spiritum s. intelligimus. Quo testimonio et trinitatis numerus et communio cooperationis ostenditur. Sic in consequentibus idem propheta ait: mittit verbum suum et liquefaciet ea, flabit spiritus eius et fluent aquae. Ecce tria. Pater qui mittit, et verbum quod mittitur, et*

§. 4. *spiritus eius qui flat. Nam et cum dicitur in genesi: in principio fecit deus coelum et terram, et spiritus domini ferebatur super aquas, ibi in dei vocabulo pater intelligitur, in principio filius agnoscitur qui dicit: in capite libri scriptum est de me, ut faciam voluntatem tuam. Qui dixit deus et fecit deus. In eo vero, qui superferebatur aquis, spiritus s. significatur. Nam et cum ibi dicit deus: faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram, per pluralitatem personarum patens significatio trinitatis est. Ubi tamen, ut unitatem deitatis ostenderet, confestim admonet dicens: fecit deus hominem ad imaginem suam. Et cum dicit idem deus: ecce adam factus est quasi unus ex nobis, ipsa pluralitas per-*

§. 5. *sonarum trinitatis demonstrat mysterium. Cuius trinitatis sacramentum et aggeus propheta ita aperuit ex persona domini dicens: spiritus meus erit in medio vestri. Ecce deus qui loquitur, ecce spiritus eius. Posthaec de tertia persona i. e. de filio ita subjecit: quia ecce ego commovebo coelum et terram, et veniet desideratus cunctis gentibus. In esaia quoque, sub propria cuiq;*

festinoda *). endi sines mundes gheistu standit al iro meghin. In dhemu druhtines nemin archennemes chiuuisso fater. in dhemu uuorde chilaubemes sunu. In sines mundes gheiste. instandemes chiuuisso heilegan gheist. In dheseru urchundin ist zi uuare araughit dheru dhrinissa zala. endi chimeinidh iro einuuerches; So hear after dher selbo forasago quhad. Ir sendit siin uuort. endi chiuueihhit dhea / adhmuot siin gheist. endi rinnant uuazssar; See hear meinit nu dhri / fater ist dher sendida. endi uuort ist dhazs chisendida. endi siin gheist ist dher adhmot; endi §. 4. auh in genesi quhidhit. | In dhemu eristin chiteda got himil endi aerdha. endi gotes gheist suueiboda oba uuazsserum. Dhar ist auh in dhemu gotes nemin. fater zi firstandanne. in dhemu eristin ist sunu zi archennenne. huuanda ir selbo quhad. In haubide dhes libelles. azs erist ist chiscriban umbi mih. dhazs ih dhinan uuillun duoe. Got ist dher quhad. endi got dher deta in dhiu auh dhanne dhazs. ir. oba dhem uuazsserum suueiboda. dhen heilegan gheist dhar bauhnida. Inu so auh chiuuisso dhar quhad got. Duoemes mannan anachiliihhan. endi uns chiliihhan. Dhurah dhero heideo maneghin. ist dhar. chioffonot dhera dhrinissa bauunc **). Endi dhoh dhiu huuedheru nu dhazs ir dhea | einnissa gotes araughida. hear saar after quhad. Got chiuuorahta mannan imu ana chiliihhan Endi auh so dhar after got quhad See adam ist dhiu chiliihho uuordan. so ein huuelih unser; Dhiu selba maneghiu chinomidiu. araughit dhazs meghiniga chiruni dhera dhrinissa; Dhera §. 5. selbun dhrinissa heilac chiruni. aggeus dher forasago sus araughida in druhtines nemin. quhedhendi. Min gheist scal uuesan undar eu mittem; Seegi got dhar sprah. seegi siin gheist ist auh. after dhiu saar chimeinit. Umbi dhen dhrittun heit dher fona. suni ist. sus quhad dher selbo. forasago. huuanda see ih chihruoru. himil endi erdha, endi quhimit dher uuilligo allem dheodom So sama so auh araughit ist. in isaies buohhum. eo chihuueliihhes | dhero

*) *a* sieht wie *et* aus.

**) *u* kann noch ein *h* hinter sich gehabt haben.

*persona distinctio trinitatis dicente eodem filio ita ostenditur: ego primus et ego novissimus, manus quoque mea fundavit terram, et dextra mea mensa est coelos. Nam principio in abscondito locutus sum ex tempore, antequam fieret, ibi eram. Et consequenter adiecit: et nunc dominus deus misit me, et spiritus eius. Ecce duae personae, dominus et spiritus eius qui mittunt, et tertia persona ejusdem domini, qui mittitur. Item alibi per eundem prophetam trinitatis sic demonstratur significantia: ecce, inquit, puer meus, suscipiam eum, dilectus meus, complacuit sibi in illo anima mea. Dedi spiritum meum super eum. Pater filium dilectum puerum vocat, super quem dedit spiritum suum. De quo dominus iesus christus propria voce testatur: spiritus domini super me. Alio quoque in loco idem iesaias totam trinitatem in digitorum numero comprehendens sic praedicat dicens: quis mensus est pugillo aquas? et coelus palmo quis ponderavit? quis appendit tribus digitis molem terrae? In tribus quippe digitis propheta trinam divinae omnipotentiae aequalitatem sub quadam mysterii lance libravit, et parilitate virtutis cooperationem potentiae et unitatem substantiae quae una eademque in trinitate est in tribus digitis declaravit. Cujus trinitatis mysterium alias se cognovisse testatur idem propheta dicendo: vidi dominum sedentem super solium excelsum. Seraphim stabant super illud, sex alae uni et sex alae alteri, duabus velabant faciem eius, et duabus velabant pedes eius, et duabus volabant. Quem ut trinum in personis ostenderet, et unum in divinitate monstraret, sequenter ait: et clamabant alter ad alterum, et dicebant: sanctus, sanctus, sanctus, dominus deus exercituum, plena est omnis terra gloria eius. Ecce trinam sanctificationem*

(Margin: §. 6. at "sona ejusdem domini"; §. 7. at "bus digitis declaravit")

heideo sundric undarscheit. selbemu dhemu gotes sunc quhedhendemu. Ih eristo endi ih aftristo. mino hendi chifrumidon auh ęrdha. endi miin zesuua uuas mezssendi himila. ioh fona eristin uuas ih chiholono sprehhendi fona ziidi. endi aer huuil uurdi. ih uuas dhar; Dhar after saar quhad. endi nu sendida mih druhtin got. endi siin geist See hear zuuene dhero heido got endi siin gheist dhea sendidun. endi dher dhritto heit. ist. selbes druhtines χρ̄es. dhes chisendidin; So auh in andreru stedi dhurah dhen selbun heilegun forasagun. uuard dhera dhrinissa bauhnunc sus araughit. Quhad got see miin chneht. ih inan infahu. chiminni mir chiliihheda iru in imu mineru seulu. Ih gab ubar inan minan gheist. fater. meinida dhar sinan. sun. dhuo ir chiminnan chnecht nemnida ubar | dhen ir sinan gheist gab; Umbi dhen druhtin nerrendo χρ̄ist sineru selbes stimnu urchundida dhuo ir quhad. Druhtines gheist ist ubar mir endi auh ir sello isaias in andreru stedi alle dhea dhrinissa in fingro zalu bifenc dhuo ir sus predicando quhad. Huuer uues mezssendi in einemu hantgriffa uuazssar. Endi huuer uuac himila sineru folmu. Huuer uuac dhrim fingrum. allan aerdhuuasun. In dhrim fingrum chiuuisso dher heilego forasago dhea dhrifaldun ebanchilichnissa dhera almahtigun gotliihhin mit sumes chirunes uuagu uuac. Endi auh mit dhes meghines chiliihnissu. chraft dhes ebanuuerches. endi einnissa dhera almahtigun spuodi. dhiu ein. ioh samalih in dheru dhrinissu ist. in dhrim fingrum dhurah chundida. Dherselbo forasago auh in andreru | stedi chundida dhazs ir dhera dhrinissa chiruni bichnach dhuo ir sus quhad. Ih chisah druhtin. sitzendan oba dhrato hohemu hohsetle. endi seraphin dhea engila stuondun dhemu oba. sehs fethdhahha uuarun eines. sehse andres mit zuuem dhehhidon siin antlutti. endi mit zuuem. dhecchidon sine fuozssi endi mit zuuem flugun; dhazs dher forasago auh dhenselbun druhtin dhrifaldan in sinem heidim araughida. endi einan in sineru gotnissu chichundida dhar after quhad fona dhem angilum endi hreofun ein zi andremu quhedhande. heilac. heilac. heilac. druhtin uuerodheoda got. folliu ist al ęrdha dhinera guotliihhin. See hear nu dhea dhrifaldiu. heilac-

§. 6.

§. 7.

*sub una confessione coelestis persultat exercitus. Unam gloriam trinitatis, seraphim trina repetitione proclamant. Nam quid ter sanctus indicat nisi eiusdem trinae omnipotentiae gloria demonstrata est in deitate trium personarum significatio? Non autem sicut tres personae ita et tres dii credendi sunt, sed in eis personis una divinitas praedicanda est, secundum moysis sententiam dicentis: audi israel, dominus deus tuus deus unus est, et iterum: ego sum dominus, et praeter me non est alius.*

## *Cap. V.*

### *Quia christus filius dei deus homo factus est.*

*Huc usque mysterium coelestis nativitatis in christo, et significantiam divinae Trinitatis ostendimus. Dehinc scripturae autoritate eundem filium dei natum in carne monstremus. Manifestantes primum, quia idem filius dei propter nostram salutem* §. 2. *incarnatus et homo factus est. Sic enim de eo praedicat esaias: parvulus, inquit, natus est nobis, filius datus est nobis, et factus est principatus eius super humerum eius. Et vocabitur nomen eius admirabilis, consiliarius, deus fortis, pater futuri seculi, princeps pacis. Multiplicabitur imperium eius, et pacis non erit finis. Parvulus enim christus, quia homo, et natus nobis non sibi. Quod enim homo factus est nobis profecit, et ideo nobis natus est. Filius autem datus est nobis. Cuius, nisi dei filius? Principatus eius super humerum eius, sive quia crucem propriis humeris ipse portavit, sive quia titulum regni super humeros et caput eius pilatus scripsit. Erubescant itaque impii, et agnoscant vocari christum filium dei*

nissa. undar eineru biiihti. dhazs himilisca folc so mendit endi dhoh ein guotliihhin dhera dhrinissa syrafin mit dhemu dhrifaldin | quhide meinidon. Inu huuazs andres zeihnit. dhar dhea dhri sc̄s. chiquhedan. nibu dhera selbun almahtigun dhrinissa. guotliihhin ist araughit. endi dhoh dhiu huuedheru in dhemu bauhnunge. dhero dhrio heido gotes ni sindun zi chilaubanne. dhazs sii dhrii goda siin. so soma so dhea dhrii heida sindun. oh in dhem dhrim heidim scal man zi uuaare eina gotnissa beodan; After moyses quhidim dhar ir quhad chihori dhu israhel druhtin got dhiin ist eino got. endi auur ist auh chiscriban. Ih bim eino got. endi ano mih. nist ander.

## Cap. 5.

### HEAR quhidit huueo got uuard Man chiuuordan χρ̄ist gotes suNu.

Untazs hear nu aughidom uuir dhazs gheistliihhe chirunı dheru himiliscun chiburdi in χρ̄e endi dhera gotliihhun dhrinissa bauhnunga; Hinan frammert | nu chichundemes mit herduome dhes heilegin chiscribes dhazs ir selbo gotes sunu uuard in liihhe chiboran; Araughemes saar azs erist huueo ir selbo gotes sunu dhurah unsera heilidha in fleisches liihhe man uuardh uuordan. So isaias umbi inan predigondo quhad. chindh uuirdit uns chiboran. sunu uuirdit uns chigheban endi uuirdit siin herduom oba sinem sculdrom. endi uuirdit siin namo chinemnit uundarliih chirado. Got strengi fater dhera zuohaldun uueraldi. frido herosto. chimanacfaldit uuirdhit siin chibot. endi sinera sibbea ni uuirdit endi; Meinida dher forasago chiuuisso in dheru χρ̄es lyuzilun, huuanda ir uns uuard chiboran, nalles imu selbemu. huuanda chiuuisso dhazs ir man uuardh uuordan unsih hilpit. endi bidhiu uuard ir uns chiboran; Sunu auur uuard uns chigheban. huues nibu gotes sunu; Siin herduom | oba sinem sculdrom ioh bidhiu huuanda ir in siin selbes sculdrom siin cruci druoc ioh bi dhiu huuanda dhen titulo sines riihhes. oba sinem sculdrom endi sinemu haubide pilatus screiph; Oh schameen sih nu dhea aerlosun endi bichnaan sih zi nemuanne §. 2.

*sive natum, et per assumptionem corporis parvulum*
§. 3. *factum. De quo david dicit: minuisti eum paulo minus a deo. Quia dum in forma dei esset, non rapinam arbitratus est esse se aequalem deo, sed semetipsum exinanivit, formam servi accipiens. Ad quem dum pater in psalmis de illa aeterna nativitate diceret: ex utero ante luciferum genui te, rursus futuram eius in carne nativitatem ostendens subiecit dicens: et quasi de vulva orietur tibi ros adolescen-*
§. 4. *tiae tuae. Hanc incorporationem filii dei et spiritus s. in psalmis ita praenunciavit dicens: ad sion autem dicitur vir, et vir natus est in ea, et ipse fundavit eam exelsus. Ecce qui nascitur in sion et qui in ipsa civitate factus est humillimus, ipse est qui fundavit eam excelsus. Et quia idem est dominus, sequitur: dominus numeravit scribens populos, iste natus est ibi. Quis iste vir scilicet excelsus et Dominus? Vir, quia homo factus est, excelsus, quia eum supra se coeli et angeli suscipiunt, dominus, quia cunctae coeli terraeq; creaturae illi deserviunt.*
§. 5. *Verum quotiens inimici christi omnem hanc prophetiam nativitatis eius audiunt, conclusi dum non habeant quod proponant, argumentantur dicentes, nec dum venisse christum, de quo haec omnia ore prophetarum praesagia cecinerunt. Queramus ergo tempus nativitatis christi, utrum iam advenerit, an venturus adhuc expectetur. In daniele igitur tempus adventus eius certissime ostenditur, et anni numerantur, et manifesta signa eius pronunciantur, et post adventum eius et post mortem futura Judaeorum ex-*

χρist gotes sunu/ ioh chiboranan chilauben. endi dhurah dhes liihhamin infancnissa. lyuzilan uuordanan. Umbi §. 3. inan quhad dd. Dhu chiminneródes inan. linzelu minnerun dhanne got. Huuanda innan dhiu ir uuas in gotes faru.uu. ni uuas imo dhuo einighan fal ardeilendi dhazs ir gote uuas eban chiliih. Oh ir sih selbun aridalida dhuo ir scalches chiliihnissa infenc. zi dhemu dhuo fater in psalmom umbi dhea sine euuigun chiburt quhad. fona hreue aer lucifere ih dhih chibar; dhuo saar dhar after araughida dhea zuohaldun sine chiburt in fleische dhuo ir quhad. endi so sama so fona dhemu berandin hreue. so arspringit dher dau dhinera iugundhi; | Dhesa infleiscnissa §. 4. auh dhes gotes sunes heilac gheist in psalmom. sus chundida dhar ir zi siou quhad man. endi man uuirdit in ira chiboran. endi dher selbo chiuuorahta sia ir hohisto. See dher in Sion uuard chiboran. endi dher in dheru selbun. burc. uuard uuordan allero odhmuodigosto dher selbo ist dher hohista dher sia chiuuorahta. Endi auh huueo dher selbo druhtin ist dhar ist after chiscriban. Druhtin saghida dhazs chiscrip dhero folcho. dhese ist dhar chiboran. huuer ist dhanne dhese man dher dhar scoldii chiboran uuerdan. chiuuisso ist izs dher hohisto endi druhtin. Man bidhiu huuanda got uuard man chiuuordan. hohisto bidhiu. huuanda inan himilo. endi anghila ubar sih infahant Druhtin ist auh bidhiu huuanda imu elliu himilo. endi aerdha chiscafti. sindun dheonondiu; Uuaar ist dhazs so ofto so dhea χρ̃es §. 5. fiant. dhesiu heilegun | foraspel chihorant umbi χρ̃es chiburt so bifangolode sindun simbles dhazs sie ni eigun eo uuihd huuazs sie dhar uuidhar setzan. Oh sie dhanne zellando quhedant. dhazs noh χρ̃ist ni quhami fona dhemu dhiz al in forasagono mundum dhea aldun aer langhe biforasungun; Suohhemes auur uuir nu ziidh dhera χρ̃es chiburdi. huuedhar ir iu quhami. odho uuir noh sculim siin quhemandes biidan; In dhemu heilegin daniheles chiscribe ist umbi dhea χρ̃es chumft. ęrnustliihho. araughit. endi iaar arzelidiu. ioh offono sindun siniu zeihhan dhes biforachichundidiu. ioh dhar ist auh. offanliihhost. chisaget. huueo dhero iudeo quhalm. after χρ̃es chiburdi. ioh

*cidia ibi certissime manifestantur. Sic enim ait ad eum angelus: daniel adverte sermonem et intellige visionem. Septuaginta hebdomadae abbreviatae sunt super populum tuum, ut consummetur praevaricatio, et finem accipiat peccatum, et deleatur iniquitas, et adducatur justitia sempiterna, et impleantur visio et* §. 6. *prophetiae, et ungatur sanctus sanctorum. Quae scilicet* 70. *hebdomadae si a tempore danielis enumerentur, procul dubio sanctus sanctorum dominus iesus christus olim venisse cognoscitur. Hebdomadae namque in sacris eloquiis* 7. *annis terminantur, dicente domino ad moysen: numerabis tibi* 7. *hebdomadas annorum, i. e. septies septem quae simul faciunt annos XL. et IX. A tempore itaq; danielis prophetae usq; ad praesens tempus plus quam CXL. hebdomadae adnumerantur. Ideoque jam advenit christus, quem adnunciabat sermo propheticus. Post* 70. *enim hebdomadas et natus et passus ostenditur christus, et civitatem hierusalem in exterminatione fuisse, et sacrificium unctionemque cessasse. Sic enim subiecit idem propheta: et occidetur christus, et civitatem et sacrificium dissipabit populus cum duce venturo. Et finis eius vastitas, et post finem belli statuta desolatio. Post passionem igitur christi venit titus, et debellavit iudaeos, et destruxit urbem et templum, et cessaverunt libamina et sacrificia, quae ultra illuc celebrare non potuerunt. Ut impleretur, quod fuerat ante a propheta praedictum. Sed duritia cordis iudaici, quia ipsi christum interemerunt, inde*

after sineru martyru quheman scoldi. Dhar ist izs chiuuisso. so zi ernusti araughit. so dher angil gotes. zi dhemu heilegin forasagin quhad. Daniel nim gaumun dhesses uuortes. endi fyrstant dhiz chisiuni. Sibunzo uuehhono. | sindun chibreuido oba dhinem liudim. endi oba dheru dhineru heilegun burc. dhazs chiendot uuerdhe dhiu aboha ubarhlaupnissi. endi dhazs sundono uuerdhe endi unrehd uuerdhe ardilet. endi euuic rehd biquhime. endi chisiuni ioh forasagono spel uuerdhen arfullit. endi dhero heilegeno. heilego uuerdhe chisalbot. Chiuuisso nu ibu dhea sibunzo uuehhono fona daniheles zide. uuerdhant chizelido. buuzssam einigan. zuuiuun ist dhanne archennit dhazs dhazs dher allero heilegoro heilego druhtin nerrendeo χρist iu ist langhe quhoman; Dhea uuehhun auur in heilegim quhidim. arfullant sibun. iaar. So ir selbo druhtin quhad zi moysi Zeli dhir sibun iaaro uuehhon. Dhazs meinit sibun stundom sibuniu. in dhem sindun zisamande chizelide. eines min dhanne fimfzuc iaaro. fona daniheles ziide auur dhes forasagin untazs dhiu selbun χρes chumfti ziidh mera | sindun dhanne zehanzo endi feozuc uuehhono. chizelido. endi bidhiu iu chiuuisso quham χρist. dhen dhes forasagin uuort. biforachundida; After dhem sibunzo uuehhom. ist. hear offono. araughit zi uuare. χρistan iu chiboranan. ioh chimartorodan endi dhazs dhiu burc. hierusalem aruuostit uuardh. endi ghelstar. ioh salbunga. bilunnan uurdun; So dhar after auh. chiuuisso quhidit dher selbo forasago; Endi arslagan uuirdit χρist. endi dhea burc ioh ghelstar fyrodhant. liudi. mit dhemu. zuohaldin. herizohin. Endi dhes. endi. uuirdhit. odhin. Endi after dhes chifehtes. ende. uuirdhit. dhar chisetzit. idalnissa; Dhiz uuard al so chidaan zi uuare. dhuo titus. after dheru χρes passione quham endi nam. sigu. in dhem iudeo liudim endi zistrudida. dhea burc. ioh | dazs gotes tempil. endi dhuo bilunnun dhiu blostar iro ghelstro dhiu sie eo maer furi dhazs in iro samnunghe. dhar haldan ni mahtan; Dhazs arfullit uurdi. so er bifora uuardh chichundit. dhurah dhen forasagun. Oh huuanda sie mit dhes iudeischin muotes hartnissu χρan arsluogun. bidhiu ni

§. 6.

§. 7. *eum adhuc venisse non credunt. Probavimus dominum nostrum iesum christum secundum carnem iam natum fuisse. Sed obiicit incredulus, cur in carne venit? Audi ergo causam. DEUS cum hominem fecisset, summa beatitudine praeditum et divinae imaginis decore honoratum, posuit eum in paradiso, ut esset deo subiectus, et ceteris creaturis praelatus. Ille autem rebellis effectus contempta divinitate interdictum violavit praeceptum. Quem projectum ob superbiam deus non occidit, sed exulem paradiso fecit, expectans ut per poenitentiam reparari possit ad veniam. Et cum ille non reverteretur ad viam virtutis, dedit legem per moysen, ut vel per ipsam reverteretur ad amorem dei et operationem iustitiae. Sed cum nec hanc quidem contumax et incredulus custodiret, venit tandem filius dei, et corpus humanum adsumpsit, ut dum videretur crederetur, omissisque mundus daemonum simulacris reconciliaretur gratiae conditoris. Haec est causa nativitatis christi, quem iudaei etsi patiantur natum, scandalizantur tamen crucifixum et mortuum, non intelligentes quia propter redemptionem mundi illum uti nasci ita et pati oportuit. Cuius passionem et mortem in suo loco scripturarum testimoniis approbabimus. Nunc vero sequamur debitum ordinem, et cuius demonstrata est post gloriam deitatis humana nativitas, demonstretur et genus et patria.*

nuellent sie. inan noh quhomenan chilauban. Chiuuisso §. 7. chioffanodom uuir. nu hear dhazs unser druhtin nerrendeo χρist. after dheru fleiscliihhun chiburdi. in uuardh. chiboran; Oh dher unchilaubo. fraghet noh endi quhidit. bi huuiu uuard χρist in liihhi chiboran. chihori nu sahha bi huuiu; Got so ir erist mannan. chifrumida. mit dhem hohistom salidhom odagan. endi mit scuonin dhera gotliihhun chiliihnissa. chieredan. dhuo setzida inan in siin paradisi. dhazs ir chihoric uuari gote. endi furiro. | uuari andrem chiscaftim. Oh ir uuardh dhanne. uuidhar.bruhtic. mit unnuerdnissu. gotes. chiunhreinida. dhazs undarquhedene chibot; Inan dhuo dhanan. uzii*) dhurah. geilin. aruuorpanan. ni arsluoc. got. oh uurehhan chifrumida uzs fona paradises. blidhnissu. beit noh dhuo dher aluualdendeo. dhazs ir sih auur. dhurah hreuun mahti. chigarauuan zi chinisti; Endi so ir auur dhuo. ni uuas huuerfandi. zi dhes ęrrin męghines uueghe; Gab dhuo got moysi euua. dhazs ir dhoh in dheru chihuurfi. zi gotes minniu. endi zi rehtnissu. uuerchum; Oh so ir dhuo ubarmuodic. endi unchilaubendi. noh dhea selbun euua. ni uuereda. Dhuo azs iungist. bi dhiu. quham gotes sunu endi antfenc. mannes liihhamun. dhazs dhanne. sie. inan selbun chisahin. dhoh so chilaubidin., Endi dhazs mittingart firleizssi. diubilo drugidha. endi auur | aruuegodi zi sines scheffides huldin. Dhizs ist dhiu sahha χρes chiburdi. dhen iudeo liudi. dhoh sie inan chiboranan. chilauben. lastront inan dhoh dhiu huuedheru. in eruci chislaganon. endi dodan; Ni sindun firstandande. dhazs so selp. so ir dhurah uueraldi aloosnin. uuardh chiboran chisaget. so sama. auh uuard. chiquhedan. dhazs ir bi mittingardes. nara chirista chimartirot uuerdhan. Dhes martyrunga. endi dodh uuir findemes mit urchundin. dhes heilegin chiscribes. dhanne uuir in andreidim. dhurahfaremes. dhazs hear aer dhiu zi sagenne. ist. Nu auur folghemes. dhera bigunnenun. redha; Endi dhes selben χρes dhes uuir. iu. sinera manniscnissa. chiburt. after dhera gotnissa guotliihhin. chichundidom. chichundemes auh nu. dhes ędhil. endi odhil;

*) ii kann auch zi gewesen sein.

## *Cap. VI.*

### *Incipientes primum de nomine eius loqui.*

*Prima enim appellatio nominis iesu invenitur in figura domini nostri iesu christi antea praedicata. Nam auses quidam, qui nave filius nominabatur, a moyse cognominabatur. Hic enim post obitum moysis dux effectus principatum obtinuit, et terram promissae hereditatis distribuit. Mutatio nominis quid significabat? nisi quia defuncto moyse, id est defuncta lege, et legali praecepto cessante, dux nobis dominus iesus christus erat futurus, qui nos per jordanis fluenta, id est, per baptismi gratiam sanctificatos, et omnibus vitiorum generibus expulsis, vel Angelorum malorum hostibus effugatis perduceret ad terram repromissionis, melle et lacte manantem, id est vitae aeternae possessionem qua nihil dulcius. Ideo enim ille huius sacramenti imaginem suscepit, ut iesus nominaretur, ad significandum illum verum iesum de quo in psalmis scriptum: venite laudemus dominum, iubilemus petrae iesu nostro. Ubi ostenditur dominum esse iesum, de quo et alibi in psalmis: placet sibi dominus in populo suo et exaltavit mansuetos in iesu. Haec enim in hebraeo sic habentur.*

## *Cap. VII.*

### *Quod autem ex semine abraham futurus erat dominus iesus christus.*

*Genesis ostendit, dicente abrahamo ad puerum suum: pone manum sub femore meo, et iura per deum*

## Cap. 6.

## BIGUNSTON. AUH ERIST. UMBI SINAN NAMUN SPREHHAN. |

Azs erist uuardh ihuses namo fundan in bauhnungum. unseres druhtines ihs χρ̄s biforachimeinit; Huuanda bi dhiu uuardh chiuuisso. auses dher naues sunu fona moysise. iin *) binamin ihs chinemnit. dher selbo infenc haerduom dhes israhelischin folches. dhuo ir dhes leididh uuardh. after moysises ablide. endi dhea lantscaffi. dhes im chiheizssenin arbes. chideilida; Uuexsal dhes nemin huuazs bauhnida. Nibu dhazs after moysise dodemu. endi dheru euu zifareneru. ioh dhem aldom gotes chibodum bilibenem. uns zuouuert leididh uuardh unser druhtin ihs χρ̄s. dher unsih dhurah iordanes runsa dhazs ist dhurah dhea gheba dhera heilegun daufin. chiheilegode. allem sundono chunnum. ardribenem ioh allum herrum ubilero angilo | arflaugidem unsih dhurah leidit in dhea chiheizssenun lantscaffi dhar honec endi miluh springant dhazs ist in dheo uuala aehti. dhes euuighin libes. huuanda dhemu neo uuihd nist suuozssera; Bidhiu antfenc chiuuisso dher naues sunu. dhes heileghin chirunes. chiliihnissa dhazs ir ihs uuardh chinemnit in bauhnungum. dhes chiuuarin ihuses; umbi dhen in psalmum chiscriban ist.

Quhemet endi lobemes druhtin. in hruofte singemes. gote **). unseremu ihuse. Hear ist araughit dhazs ihs ist druhtin. umbi dhen auh in andreru stedi in psalmum quhidhit; Liihhet imu druhtine in sinem liudim. endi arheuit dhea mituuarun in ihuse; dhiz ist chiuuisso in dhemu hebraeischin chiscribe sus chiquhedan;

## Cap. 7.

## Huueo auh fona abrahames | samin uuard quhoman druhtin ihs χρ̄s.

Genesis saghet huueo abrahames chibot uuas zi sinemu chnehte; Duo dhina hant. undar miin dheoh. endi suueri bi himilischin gote; In dhemu uuorde chundida ir bifora.

*) Das zweite i ist übergeschrieben.

**) *petre* ist mit anderer Hand über *gote* geschrieben.

*coeli. Quo verbo christum dominum coeli de genere suo testabatur in carne esse venturum. Per femur enim genus intelligitur. Significabatur autem de semine abrahae futurum in carne dominum coeli. De quo semine per esaiam facta fuerat ei a domino repromissio: in semine, inquit, tuo benedicentur omnes gentes i. e. in christo. De quo psalmista ait: et benedicentur in eo omnes tribus terrae, omnes gentes magnificabunt eum. De hoc semine et per eundem esaiam vox domini loquitur: Educam, inquit, de iacob semine et de iuda possidentem montes meos. De quo alibi idem propheta: nisi dominus reliquisset nobis semen, etc.*

## *Cap. VIII.*

### *Et quia de tribu iuda secundum carnem christus expectandus esset.*

*Jacob patriarcha significat dicens: Non deficiet princeps ex iuda, nec dux de femoribus eius, donec veniat qui mittendus est, et ipse erit expectatio gentium. Certum est enim usque ad ortum christi non defuisse principes iudaeorum populi ex genere iuda, nec duces de femoribus eius ad heroden alienigenam regem, qui per ambitionem regni irrepserat potestatem. Statim enim ut hoc factum est, et deficit dux ex semine iudae, advenit ille qui mittendus erat, quem gentes et populi expectabant. Judaei autem pervicacia impudicae frontis dicunt, nondum esse hoc tempus expletum, mentientes nescio quem regem ex genere iudae in extremis orientis partibus regnum tenere. Nec attendunt mente coecati simulationis suae mendacium detegi, quia iam sicut nullum templum, nullum altare, nullum sacrificium, ita nullus rex nullus sacerdos remansit iudaeis. Neque enim mendax esse potest osea propheta qui dicit:*

umbi $\chi\bar{\varrho}$an. himilischun druhtin. dhazs ir in sines edhiles fleische. quhoman scolda uuerdan. In dheohe ist chiuuisso zi farstandanne framchumft. Bauhnida dhuo fona abrahames samin. zuouuerdan in fleische himilischun got. In sinemu samin uuardh imu fona druhtine chiheizssan. dhurah isaian quhedhandan. In dhinemu samin uuerdhant chiuuihido. allo dheodun. dhazs ist in $\chi\bar{\varrho}$e. fona imu quhad dher psalmscof. endi in imu uuerdhant chiuuihit alliu aerdhchunnni allo dheodun lobont inan; endi umbi | dhen samun. dhurah dhen selbun esaian. quhad druhtines stimna. Ih bibringu fona iacobes samin. endi fona iuda dhen mina berga chisitzit. Umbi dhen auh in andreru stedi dher selbo forasago quhad. Nibu druhtin. uns firleazssi samun;

## Cap. 8.

### ENDI bihuuiu man in Iudases chunnes fleische $\chi\bar{\varrho}$es bidendi uuas.

Jacob dher hoho fater bauhnendo quhad. Ni zirinne herrin. fona iudæ. noh herizohin fona sinem dheohum. Innan dhiu dher quhimit dher chisendit uuirdhit. endi dher selbo ist dhes dheodun bidant. Uuaar ist chiuuisso. untazs dhea chumft $\chi\bar{\varrho}$es chiburdi. dhazs ni bilibun. ano herrun iudaeo liudi. fona iudases chunne noh ano leididh fona sinem dheodum. untazs herodan. dhen | elidheodigun chuninc; Dher in ghirin dhes riihhes. dhurahsnuoh dhes chiuualdi; Saar so dhuo so uuard chidaan. endi bileiph dhuo leididhduom fona iudases samin. endi quham dher chisendit scolda uuerdhan. dhes dheodun endi liudi. bidande uuarun; Dhea iudea auur. dhurah iro grimmin. mit dhemu unscama habendin andine. quhedhant leogando. dhazs noh ni sii dhazs ziidh arfullit. ni uneizs ih einigan chuninc fona iudases. edhile. noh in uzssonondem endum oostar. riihhes uualdendan; Ni nemant gaumun muotes blinde. dhero iro chiliihsamono lugino antdhecchit$^{d}$ero. huuanda so selp so im nohein tempel. ni bileiph. noh einich altari. noh einich offerunc ghelstar so sama ni bileiph im. einich chuninc. noh einich sacerdos. iudeo liudim; Noh einich lughin ni mac uuesan. osee propheta. dher quhad. | hei-

*Sedebunt filii israel sine rege, sine principe, sine sacrificio, sine altari, sine Sacerdotio, sine manifestationibus. Quae omnia quis non videat nunc in ipsis esse completa.*

## *cap. IX.*

### *Quia christus de stirpe david natus est.*

*Ecce ex qua tribu nasciturus esset christus docemur. Ex dauid autem stirpe secundum carnem futurus esse per spiritum s. ita pronunciatum est in psalmis: iuravit dominus david in veritate, et non frustrabitur eum. De fructu ventris tui ponam super sedem meam. Semel iuravi in sancto meo, si david mentiar, semen eius in aeternum manebit, et thronus eius sicut sol in conspectu meo, et sicut luna perfecta in aeternum, et testis in coelo fidelis. Item in libro paralipomenon: et factum est verbum domini ad nathan dicens: vade et dic servo meo david: haec dicit dominus: adnuncio tibi quod aedificaturus sit domum tibi dominus, cumque impleveris dies tuos, ut vadas ad patres tuos, suscitabo semen tuum post te, quod erit de filiis tuis, et stabiliam regnum eius, ipse aedificabit mihi domum, et firmabo solium eius usque in aeternum. Ego ero ei in Patrem, et ipse erit mihi in filium, et misericordiam meam non auferam ab eo, qui ante te fuit, et statuam eum in domo mea, et in regno meo usque in sempiternum, et thronus eius erit firmissimus in perpetuum.*

§. 2. *Haec omnia quisquis in salomone putat fuisse impleta, multum errare videtur; nam qualiter in salomone intelligendum est, quod dictum est: postquam dormieris cum patribus tuis, suscitabo semen tuum post te, quod erit de filiis tuis, et stabiliam regnum ejus.*

legu gheistu. Sitzent israheles suni ano chunine ano herrun ano offerunc ghelstar. ano altari. ano. biscofheit. ano araucnissa; Huuer ist dher dhiz al. ni chisehe. in im selbem nu uuesan arfullit;

## Cap. 9.

### HEAR saghet huueo χρ̄s fona dd framchumfti chiboran uuardh.

See chunnemes nu. fona huueliihhemu aedhile χρ̄s chiboran uuerdhan scoldi. fona dauides framchumfti. after fleisches mezsse. quboman uuerdhan. dhurah heilegun geist. so ir chiforabodot uuardh in psalmom; Druhtin suuor dauite in uuaarnissu. endi ni huolida imu. Dhinera uuomba uuaxsmin setzu ih ubar miin hohsetli. Eines suuor ih in minemu heileghin. ni liugu ih dauide siin samo ardot in aeuuin. endi siin hohsetli ist. solih so sunna azs minera | antuuerdin. endi in aeuuin so sama so fol uuassan mano. endi dher ist chitriuuui urchundo in himile; So auh in andreru stedi ist chiscriban in paralipomenon; Endi uuardh. uuordan druhtines uuort. zi nathane quhedendi; Ganc endi saghe minemu scalche dauide. Sus quhad druhtin. Ih saghem dhir dhazs druhtin dhir ist huus zimbrendi; So huuanne so dhu. dhina daga arfullis. dhazs dhu faris. zi dhinem fordhrom. Ih aruuehhu dhinen samun. after dhir dher uuesan scal fona dhinem sunim. endi chistiftu imu siin riihhi. dher selbo zimbrit mir huus. endi ih chifestinon dhes —*) untazs in euun; Ih scal imu uuesan in fater stedi. endi scal mir uuesan in sunes. endi mina miltnissa. ni nimu ih ab imu. so ih fona dhemu nam. dher aer fora dhir uuas Endi ih inan chistiftu. in minemu | dome. endi in minemu riihhe. untazs in eo uuesanden euun. Endi siin hohsetli. sal uuesan. festista untazs in euun; Dhiz susliihhe. so huuer so uuanit. dhazs izs in salomone. uuari al arfullit. filu aboho firstandit; Inu huueo ist in salomone. zi firstandanne. dhazs sus chiquhedan uuardh. After dhiu so dhu slafis. mit dhinem faterum. ih aruuehhu dhinan samun. after dhir. dher uuesan seal. fona dhinem sunim; endi. ih. chistiftu. dhemu siin riihhi; Neo §. 2.

*) Hier steht ein ausgeriebenes Wort.

*Nunquid de illo salomone creditur prophetatum? minime. Ille enim patre suo vivente coepit regnare. Nam hic dicitur: quia cum repleti fuerint dies tui et dormieris cum patribus tuis, suscitabo semen tuum. Ex quo intelligitur alius esse promissus, quia non ante mortem david, sed post mortem eius pronunciatus fuerit suscitandus, de quo per hieremiam ipse dominus dicit: ecce dies veniunt, dicit dominus, et suscitabo david germen iustum et regnabit rex, et sapiens erit, et faciet iudicium et iustitiam super terram. In diebus eius salvabitur iuda, et israel habitabit confidenter, et hoc est nomen quod vocabit eum dominus iustus noster.*

§. 3. *Ipse est qui per nathan ex semine david promittitur, qui etiam, per esaiam prophetam ita pronunciatur: egredietur, inquit, virga de radice iesse et flos de radice eius ascendet. Fuit enim de patria betleem de domo david. Haec virga de radice iesse virgo est maria de david radice exorta, quae genuit florem dominum salvatorem, de quo etiam sequitur: et requiescit super eum spiritus domini, spiritus sapientiae et intellectus, spiritus consilii et fortitudinis, spiritus scientiae et pietatis, et replevit eum spiritus timoris domini. Ideo autem tanta dona spiritus super eum praedicantur, quia in eum non ad mensuram spiritus inhabitat sanctus, sicut in nobis, sed tota inest plenitudo divinitatis et gratiarum*

§. 4. *Ipse est qui non secundum visionem oculorum et auditum aurium iudicat, sed est iustitia cingulum lumborum eius, et fides cinctorium renum eius. In cuius ecclesia habitant lupus cum agno, ille utique qui solebat ab ea rapere praedam, dum ad eam convertitur, cum innocentibus commoratur. In cuius ovili pardus cum hoedo accubat permixtim*

nist zi chilaubanne dhazs fona dhemu salomone sii dhiz chiforabodot. Dher chiuuisso bi sinemu fatere. lebendemu. bigunsta riihhison: Inu hear quhidit. Huuanda so dhine daga. arfullide uuerdhant. endi dhu slafis. mit dhinem faterum. ih aruuehhu dhinan samun. Fona dhesiu ist zi firstandanne. dhazs dhar ander uuard chiheizssan. | Huuanda ni uuardh ir ęr dauides dode. nibu after sinemu dode chiforabodot. zi aruuehhanne; Umbi dhen dhurah hieremiam druhtin selbo quhad; See daga quhemant. quhad druhtin. endi ih aruuechu dauide. rehtuuisigan chimun. endi ir chuninc scal dhanne riihhison. endi uuisi uuirdit. endi frummit urdeili. endi rehttunga oba aerdhu; In dhes dagum scal iuda uuerdhan chihaldan. endi israhel auh ardot baltliihho. endi ist siin namo so sie inan nemnant. dhese ist unser druhtin dher rehtuuisigo; Dher dhurah nathanan. uuardh chiheizssan. fona dauides samin; Ioh auh dher selbo uuardh dhurah esaian. dhen forasagun chiforabodot. ir quhad. Arliudit uph gardea fona iesses uurzom endi blomo arstigit. fona dheru sineru uurzun. Dhiz quhad ir bidhiu. huuanda ir uuas. chiuuisso fona betlemes lantscaffi fona dauides chunne; Dhesiu gardea fona dheru iesses uurzun. dhazs ist dhiu unmeina magad maria. | fona dauides. uurzun. framquhoman dhiu chibar blomun. dhen haldendan druhtin; Fona dhemu. selbin. folghet hear auh. after. endi chirestit oba imu gheist. druhtines. endi firstandendi chidhanc. gheist chirades endi meghines. gheist chiuuizsses endi armhęrzin. endi arfullit inan gheist gotes forahtun; Bidhiu auur sindun oba dhemu so manacsamo gheba. dhes gheistes chiforabodot. huuanda in imu ni ardot. dher heilego geist zi mezsse. so in uns. Oh in imu ist ålliu folnissa gotes ghebono ioh gheistes; Dhese ist dher ni ardeilit after augono chisiune. endi orono chihlose. oh rehttunga ist bruohha sinero lumblo. endi triuuua sindun sinero landino gurdil. In dhes chiriihhun. ardot uuolf. mit lambu. ioh dher chiuuon uuas fona dheru | chiriihhun nama ardhinsan Innan dhiu ir chiuuoruan ist. mit dhem unbalauuigom. ist siin samuuist; In dhes aeuuisto sitzit pardus mit gheizssinu. bauhnit dhea nidhigun. chi-

§. 3.

§. 4.

*scilicet subdoli cum peccatoribus. Ibi etiam vitulus de circumcisione, leo de seculi potestate, oves de populari ordine simul morantur, quia in fide communis est conditio omnium. Puer autem parvulus minans eos ille est utique qui se humiliavit pro nobis ut parvulus. Bos autem et leo ibi comedent paleas, quia princeps cum subiectis plebibus communem habent doctrinam. Delectatur quoque infans ab ubere super foramine aspidis, dum gentes, quae solebant venena praedicare, aliquando conversi etiam parvuli christi fidem delectantur audire. Caverna enim reguli corda sunt infidelium, in quibus ille serpens tortuosus requiescebat. Quem ablactatus comprehensum exinde captivum traxit, ut in monte sancto eius, quod est ecclesia, non noceret.*

§. 5. *Adhuc idem esaias de christo, quia ex semine david natus est secundum carnem, sic in sequentibus dicit: In die illa radix iesse, qui stat in signum populorum, ipsum gentes deprecabuntur et erit sepulchrum ejus gloriosum. In signum populorum stat radix iesse, quando christus signaculum crucis exprimit in frontibus eorum. Ipsum gentes deprecabuntur, quod iam obtutu cernitur fuisse completum. Sepulchrum autem eius in tantum est gloriosum, ut accepto quod redempti pro morte eius gloriam ei exhibemus, et iam locus ipse coruscans miraculis gloriae suae causa ad se omnem contrahat mundum. Hic locus in hebraeo sic habet: Et erit requies eius gloriosa. Utique quia moriens caro eius non vidit corruptionem secundum psalmi sententiam: Nec dabis sanctum tuum idere corruptionem.*

menghide mit sundigem; dhar auh chalp fona dheru iudaeischun euu. leo fona uueralt chiuualdidu. scaap fona smalero manno mezsse. Samant uuonent mit dhem sturirom in dheru χρ̃es chiriihhun. huuanda dhar ist in rehteru chilaubin allero uuesan chimeini; Liuzit chind dribit auur dhiu alliu. dher ist dhazs chiuuisso dher sih dhurah unsih. chiodmuodida. so selp so chind. Oxsso auh. endi leo. dhar ezssant samant spriu. huuanda dhea herostun. mit dheru smelerun dheodu. eigun dhar chimeine lerunga Dhazs chind uuas gerondi. fona muoter brustum ubar dhes. | aspides hol. Bauhnit. innan dhiu dheodun chiuuon uuarun. iu huuanne eitar predigon. dhea auur chihuuoruane in miltnisso chindo. lustida sie.[1] χρ̃istinheidi chilaupnissa chihoran; Dhera nadrun hol bauhnida chiuuisso dhero unchilaubono muotuuillun. in dhem dhiu chrumba nadra. innerestida. dhea chisaughidae. gotes uuordes. chifangana ardhans sia χρ̃ist dhanan uuzs alilenda. dhazs siu in dhemu χρ̃es berghe. dhazs ist dhera χρ̃istinheidi chiriihha. ni deridi; Hear auh noh frammert. saghet dheselbo forasago esaias fona χρ̃e. huueo ir fona dauides samin. uuardh chiboran after fleisches mezsse. so sama so hear after quhidhit. In dhemu daghe standit. dher iesses uurzun. in zeihne dhero liudeo. dhen selbun sindun dheodun bitdande endi. siin grab. scal siin guotlich.;. In liudeo zeihne standit dhiu | iesses uurza. dhanne χρ̃ist dhes crucis zeihhan. chidhuhit in iro andinum. dhenselbun sindun dheodun bitdande. dhazs iu azs antuuerdin. chisehet arfullit uuordan. Siin grab ist auur so drado eruuirdhic. dhazs uuir dhea χρ̃ist chihaloda dhera alosnin uuidhar sinemu dodhe. bi sculdim dheru stedi aerliihho era beremes. Ioh auh dhiu selba stat. chischeinit uundarliihhem zeihnum. dhes sines aeruuirdhighin chiuualdes sahha. ioh zi imu chidhinsit allan mittingart. Dheasa stat auh meinit in dhemu ebraeischin chiscribe. endi siin restin scal uuesan aerliihhu; So chiuuisso ist dhazs imu arsterbendemu (a) siin fleisc ni chisah enigan unuuillun; So after dhes psalmscoffes quhide ist chiquhedan. Ni ghibis dhinemu heileghin zi chisehanne unuuillun.

§. 5.

## VI.

# Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft

und

# Uebersicht der wichtigsten neuen Werke Deutscher Sprach- und Alterthumskunde,

## im Jahre 1834.

Nachdem die hiesige Deutsche Gesellschaft seit mehreren Jahren in einem kleinen Kreise von Freunden sich auf häusliche Versammlungen beschränkt, und darin fortwährend für ihren Zweck, vaterländische Sprach- und Alterthumskunde, im Stillen gewirkt hat, ist sie mit diesem Jahr auch wieder öffentlich hervorgetreten. Sie wünschte zu einer umfassenderen wissenschaftlichen Thätigkeit die Theilnahme einer größeren Anzahl Mitglieder, die geneigt wären, Vorträge über einzelne Gegenstände der Sprachgeschichte, des Wortthums, der Sprachlehre und der Deutschen Kunst zu übernehmen, und besonders durch Mittheilung des in diesem Gebiete neu Erscheinenden, so wie durch kurze Beurtheilungen solcher Werke, das Jahrbuch, dessen Fortsetzung die Gesellschaft nächstens herauszugeben gedachte, zu bereichern; und dieser Wunsch hat die erfreuliche Folge gehabt, daß 35 neue Mitglieder sich den zwölf alten freundlich zugesellt, und am Stiftungstage der Gesellschaft, den 16. Jan. 1834, sich alle zum ersten Male versammelt haben.

In den beiden ersten öffentlichen Versammlungen, dergleichen fortan wenigstens vierteljährlich Statt finden, wurden folgende Vorträge gehalten. Der vorjährige Ordner, Director August, eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Geschichte der besonders durch ihn nunmehr so erweiterten Gesellschaft(1), und übergab das Ordneramt dem Prof. v d. Hagen. Hierauf las Prof. Fischer über die zur musikalischen Composition geeigneten Gedichte, (2) und

der diesjährige Ordner, Prof. v. d. Hagen, beſchloß mit Erinnerungen an einen Mitſtifter der Geſellſchaft (1815), L. Jahn, (3) aus Anlaß von deſſen neuſten Erklärungen gegen die Deutſchen Auswanderer und Ausländerei überhaupt.

In der zweiten öffentlichen Verſammlung, am 17. April, las Dr. Lütke über den Urſprung und die Geſchichte des Wortes Hahnrei (5). Darauf folgte ein Vortrag des Dr. A. Benary über den grammatiſchen Standpunkt unſerer Zeit (6), und Dr. v. Gruber trug einige noch ungedruckte Lieder Caſtelli's in Oeſterreichiſcher Mundart vor (7). Der zeitige Ordner, Prof. v. d. Hagen, gab einen kurzen Bericht über die inzwiſchen gehaltenen, nicht öffentlichen Monats-Verſammlungen, in welchen beiden das Andenken Schleiermachers gefeiert worden (namentlich durch einen Vortrag über die Eigenthümlichkeit und Einwirkung Schleiermachers in Hinſicht auf Deutſche Sprache und Rede von Dr. Bonnel (4), und knüpfte daran die Abwehr einer Verunglimpfung des Verewigten (8) zugleich mit anderen großen Deutſchen Männern, in der allgemeinen Zeitung *).

In der dritten Vierteljahrs-Verſammlung, am 26. Juni, las Seminar-Direktor Dieſterweg den erſten organiſchen Theil einer Abhandlung über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik des Deutſchen Sprachunterrichts (10); und Prof. v. d. Hagen hielt einen Vortrag über die mythiſch-chronologiſche Bedeutung der mannigfaltigen Deutſchen Wochentagenamen und ihre Etymologie (11). — In der vorhergehenden Maiverſammlung las Pred. Piſchon über eine der Geſellſchaft aus der Heidelberger Bibliothek zugekommene Handſchrift der Predigten Bruder Bertholds im 13ten Jahrhundert, welche bei der Klingſchen Ausgabe derſelben (hier 1824, mit Vorrede von Prof. Neander) nicht benutzt worden iſt (9). —

In der vierten öffentlichen Vierteljahrs-Verſammlung, am 30. Oktober, las Profeſſor Fiſcher den zweiten Theil ſeiner Abhandlung über die zur muſikaliſchen Compoſition geeigneten Deutſchen Gedichte (16), und Reg.-Rath Graff theilte altgaliſche Gloſſen mit, welche er in St. Gallen und Turin gefunden, und zeigte deren Zuſammenhang mit dem Indiſch-Germaniſchen Sprachſtamme (17).

*) Die beiden Vorträge: Jahn und die Auswanderer und Schleiermacher und die Ultraliberalen, ſind im Freimüthigen 1834, Nr. 19, 20, 21, 87 gedruckt.

Hierauf berichtete der zeitige Ordner, Prof. v. d. Hagen, über die Vorträge in den beiden letzten Monats-Versammlungen. Pred. Pischon las darin über ein Deutsches Schauspiel vom Jahre 1480, Apotheosis der Päpstin Johann VIII (12), und über die hohe Wichtigkeit und Geschichte der Lutherschen Bibelübersetzung, als Einladung zu ihrer 300jährigen Feier durch die hiesige Bibelgesellschaft (13); Director Borrmann über eine neue Schrift „Deutschen Mundes Laute" (14), und Prof. v. d. Hagen über das der Gesellschaft vom Herausgeber, Grafen Castiglione in Mailand, zugesandte neuste Heft bisher noch ungedruckter Stücke von Ulfilas Gothischer Bibelübersetzung (15).

Derselbe legte der Versammlung, zugleich mit diesem Werke, die neuesten merkwürdigen Erscheinungen der Altdeutschen Litteratur und Alterthumskunde vor, welche zum Theil auch der Gesellschaft zugesandt worden, und begleitete sie mit einer kurzen Würdigung (18). Es waren nämlich:

I) Gesellschaftsschriften: 1) neue Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, besorgt durch Dr. Förstemann, meist über neu entdeckte Alterthümer; 2) Baltische Studien 2tes Heft, worin das für Kunst- und Sittengeschichte so merkwürdige Tagebuch Phil. Hainhofers von seiner Reise nach Pommern 1617, zum ersten Male gedruckt ist.

II) Erste Abdrücke, neue Ausgaben und Bearbeitungen Altdeutscher Werke: nächst 1) dem schon gedachten Ulfilas, 2) Hugdietrichs Brautfahrt und Hochzeit, Anfang eines Abdrucks der Oehringer Handschrift des Otnit, Hug- und Wolfdietrich aus dem 15ten Jahrhundert, von Oechsle (Oehringen 1834); wodurch der Druck dieses Heldenliedes im alten Heldenbuch etwa ebenso hergestellt würde, wie der Otnit aus Heidelberger Handschriften (auf Kosten der Gesellschaft, 1821). 3) Der Nibelungen Lied, Abdruck von v. Laßbergs Abdruck seiner Handschrift, mit (dürftigem) Wörterbuche von Schönhuth. 4) Reineke Fuchs, in drei Gestalten: a) Reinhart Fuchs, Lateinisches Gedicht in 3596 eleg. Versen des 12ten Jahrhunderts, aus drei Handschriften, erster Druck, durch Mone, mit geschichtlicher Herleitung des Gedichts. b) Reinhart Fuchs, durch J. Grimm: Sammlung, Berichtigung und epische Thierfabel-Deutung der auch zum Theil bisher noch unbekannten Gedichte: *α*) zwei einzelne Stücke jenes Lateinischen **Reinardus**, nach älterer Dar-

stellung in einer Berliner Handschrift; *b*) der Hochdeutsche Reinhart von Heinrich dem Gleichsener um 1200 (schon 1817 aus der Koloczaer Handschrift gedruckt durch Schottky); *c*) der Niederländische Reinaert von Wilhelm dem Matok des 13. Jahrhunderts (schon 1812 in Gräters Bragur. Bd. 8), und Bruchstück einer spätern Fortsetzung aus einer Handschrift van Wyns zu Leyden (das Vollständige aus der Amsterdamer Handschrift steht von Holländischen Gelehrten zu erwarten); *d*) eine Reihe einzelner kleiner Fuchsgeschichten und dahin einschlagender Fabeln, Altdeutsche und Lateinische; auch der Altfranzösische Renard bestourné von Rutebeuf. Dabei Auszüge der hier nicht aufgenommenen Altfranzösischen, Niederdeutschen u. s. w. Werke, und ihre Litteratur. Alles fast erschöpfend. c) Reineke Voß, das bekannteste Niederdeutsche Gedicht, welches, zu Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Niederländischen Reinaert hervorgegangen, die Quelle der meisten folgenden Bearbeitungen, auch in anderen Ländern, geworden ist, darunter wieder eine lateinische in elegischen Versen, und welches Göthe so herrlich benutzte, seinen politischen Unmuth (1793) poetisch zu kühlen; diesen Reineke Voß hat abermals Prof. Hoffmann nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498, mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen herausgegeben. 5) Drei Bruchstücke (2257 Reimzeilen) aus des Niederländischen Dichters Jakob van Maerlant (1270—1300) noch ungedruckter Reimbibel oder Scholastica, aus Bielefelder Pergamentblättern herausgegeben von Kästner, Gymnas.-Direct. zu Lingen. 6) Des Meisters Gottfried Hagen Reimkronik der Stadt Köln, nach der einzigen alten Handschrift (welche sich als die Urkunde aller übrigen jüngeren Handschriften erwiesen) zum erstenmale vollständig herausgegeben vom Stadtrath E. v. Groote, mit Anmerk. und Wörterbuch: wichtig besonders für die Zeit des Verfassers, welcher in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Kölnischer Stadtschreiber war. Angehängt ist die Weberschlacht in den Jahren 1369—70. Das Ganze ist mit den alterthümlichen Buchstaben gedruckt, welche noch in den Niederlanden zu Volksbüchern, Bibeln und Gesangbüchern gebraucht werden. —

Am 8. Januar 1835 feierte die Deutsche Gesellschaft ihren Stiftungstag durch eine öffentliche Versammlung, in welcher Prof. Gans den ersten Theil einer Geschichte des Englischen Rechts las, namentlich der Wallisischen, Angelsächsischen, Dänischen und Normän-

nischen Gesetzbücher. Nachdem Prof. Zeune den Inhalt einer für die Gesellschaft übersandten Lateinischen Abhandlung des Hrn. Dr. K. G. Anton, Gymnas.Direct. zu Görlitz, über die dortigen Sagen von den Querxen (Zwergen) vorgetragen hatte, las Hr. Prediger Pischon über die wahren Zwecke der Gesellschaft, mit einem Rückblick auf ihre Geschichte. Der mit diesem Tage abtretende Ordner, Prof. v. d. Hagen, gab Rechenschaft von dem Haushalt und von der Thätigkeit der Gesellschaft in diesem ersten Jahre ihrer neuen, verstärkten Gestalt: in welchem ihre Zahl sich durch zwölf Mitglieder vermehrt hat, und überhaupt in den zwölf Versammlungen zwanzig Vorlesungen gehalten worden; mit Einschluß der in den beiden letzten Monatsversammlungen gelesenen Abhandlungen: Prof. Zelle über das Verhältniß des Wort- und Vers-Rhythmus unserer Sprache (19), und Direct. August über die Deutsche Declination auf dem jetzigen Standort unserer Sprache (20). — Dem für das nächste Jahr zum Ordner erwählten Pred. Pischon übergab sodann der Prof. v. d. Hagen dieses Amt, nachdem er die von Hrn. Pölchau für die Bibliothek der Gesellschaft geschenkten Predigten Kaisersbergs vorgelegt, und den in der letzten öffentlichen Versammlung angefangenen Bericht über die zum Theil der Gesellschaft zugesandten, und sämmtlich vorliegenden neuen Erscheinungen im Gebiete der Deutschen Sprach- und Alterthumskunde (18), vollendet hatte.

Zuvörderst waren eingegangen: „Denknisse eines Deutschen, oder Fahrten des Alten im Bart, herausgegeben von K. Schöppach," (Schleusingen 1835), denkwürdige Erinnerungen aus der Zeit, da Lord Bathurst in Perlberg, noch unerklärlich, spurlos verschwand; mit einem Wörterbuche der erneuten oder neugeprägten Wörter; in welchem Allen man einen Mitstifter der Gesellschaft wohl erkennt, die an ihn auch beim vorjährigen Stiftungsfeste lebhaft erinnert wurde. Außerdem lagen vor:

I. Gesellschaftsschriften 1) des Thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums, 3s Vierteljahrsheft, besorgt von Dr. K. E. Förstemann, vornämlich die Nordhauser Weisthümer des 14—15 Jahrh. durch Dr. F. G. Förstemann, und unter andern Römischen Denkmalen am Rhein, durch Dr. F. Fiedler, auch die von Asciburgum enthaltend; 2) des Frhrn. von und zu Aufseß (bei Nürnberg) Anzeiger für Kunde des Deutschen Mittelalters, 3r Jahrg. 1834, gleich den beiden er-

sten, auch reichhaltig für Kunst und Alterthum, wie für Sprache und Litteratur, und besonders von dem jetzigen Mitherausgeber, Prof. Mone durch wichtige Nachträge zu den im vorigen Berichte dargelegten neuen Ausgaben der so fruchtbaren Dichtungen von dem vielgestaltigen Reinhart Fuchs ausgestattet.

II. Erste Abdrücke, Ausgaben und Bearbeitungen Altdeutscher Denkmale: 1) „Auslegung des Evangelii Johannis in Gothischer Sprache, aus Römischen und Mailändischen Handschriften, nebst Lateinischer Uebersetzung, belegenden Anmerkungen, geschichtlichen Untersuchungen, Gothisch-Lateinischem Wörterbuch und Schriftproben. Im Auftrage des Kronprinzen Maximilian von Bayern, erlesen, erläutert und zum erstenmal herausgegeben von H. F. Maßmann, Prof. der Altdeutschen Spr. u. Litter. an der Münchener Hochschule (München 1834. 4): eine köstliche Bereicherung der ältesten und gebildetesten Hochdeutschen Sprache, nach dem Griechischen des Bischofs Theodor von Heraklea in Thracien (st. 355), dessen Halbarianismus hier sich bestätigt; vielleicht von Ulfilas übertragen, obschon dessen Bibelübersetzung, welche hier getreulich als Text gebraucht wird, keine Spur dieser Irrlehre zeigt. Alles von diesem Werk Uebrige, davon bisher nur ein kleines Stück (Specim. 1819) und treuloses Facsimile der Römischen Blätter durch d n zuvorkommenden Mai (Nova collect. 1825 und 1833) bekannt war, ist nunmehr so sorgfältig und vollständig bearbeitet von einem hier heimischen Mitgliede der Gesellschaft, daß es der rühmlichen Sendung völlig entspricht, und so zugleich den von der Gesellschaft vor neun Jahren schon ihm ertheilten, damals nicht ausführbaren Auftrag zur Ausgabe der sämmtlichen Mailänder Gothischen Handschriften, wenigstens zum Theil noch erfüllt. 2) Althochdeutsche Bruchstücke einer Wiener Handschrift (Wien 1834. Fol.): a) des Evangelii Matthäi in Prosa, vielleicht noch vor Otfried, oder doch um dieselbe Zeit übersetzt, davon man bisher nur ein Blatt (durch B. Petz und Eckhart quaternio monum. 1720) kannte, mit gegenüberstehendem Lateinischem Text; b) und d) zwei Homilien, die letzte nach S. Augustin; c) ein Stück der zu den ältesten Hochdeutschen Denkmalen gehörigen Uebersetzung von Isidors von Sevilla Abhandlung von der Geburt Christi, bisher nur aus einer Pariser Handschrift bekannt: alles sehr genügend ausgestattet, mit Facsimile, Einleitung und Glossar, durch den Entdecker Dr. Steph. Endlicher,

der hier zum ersten Mal in diesem Felde rüstig auftritt, in Verbindung mit Prof. Hoffmann. Als Zugabe liegt bei die besonders abgedruckte Anzeige dieses Werks in den Wiener Jahrbüchern von M. Haupt (der schon im Aufsessischen Anzeiger des Mittelalters sich eifrig und kundig erwiesen), welche zugleich eine bedeutende Nachlese aus den alten, meist zerstückten Blättern liefert. Beide Bücher, das Gothische wie das Althochdeutsche, sind zugleich stattliche Druckwerke. 3) Merigarto (wie Althochdeutsch die Welt heißen soll: Meergarten) Bruchstück einer sonst unbekannten Weltbeschreibung in Reimen des 11. und 12. Jahrhunderts, aus der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Prag, herausgegeben vom Prof. Hoffmann (Prag 1834. 8), auf ähnliche Weise, wie das vorige Werk, mit Facsimile und Anmerkungen: ein willkommener Beitrag zu den wenigen Ueberbleibseln Deutscher Dichtkunst aus der Uebergangszeit des Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche, wo doch vor allen die volksmäßigen Heldengedichte den früheren Reichthum bekunden. 4) Der Nibelungen Lied frei übersetzt von H. von Rebenstock, Hauptmann im Cadettencorps (Potsdam 1834): dem Inhalte nach getreu, die lange vierreimige Stanze in die schon im alten Liede häufig vortretende achtreimige umgebildet, die Sprache völlig neu; eines Kriegsmannes würdige Arbeit, und denen das alte ewige Lied in der Ursprache fremd ist, freundlich zu empfehlen; zugleich die erste „Prachtausgabe" dieses hier in Berlin zuerst vollständig gedruckten (Müllers Samml. 1782) und fortwährend am häufigsten bearbeiteten und ausgegebenen Gedichts, die auch der Buchhandlung alle Ehre macht. 5) Wörterbuch zu Ritter Hartmanns von Aue Ritter-Gedicht Iwein vom Hofrath Benecke (Göttingen 1833): sehr gründlich und fast übervollständig, stärker als des Vf. Ausgabe des Gedichts selber, doch nur auf dieses beschränkt und nicht auch die übrigen, freilich meist ungedruckten Werke Hartmanns umfassend. 6) Freigedanks-Bescheidenheit (d. h. Weisheit): das in der Brantischen Bearbeitung lebendig gebliebene, hier in Berlin auch zuerst in der Ursprache gedruckte (Müllers Samml. 1784) Spruchgedicht, nun in berichtigter Ausgabe vom Prof. W. Grimm (Göttingen 1834), auf gleiche Weise, wie seines Bruders Ausgabe des Reinhart Fuchs, mit Einleitung, Vergleichung der Handschriften, Anmerkungen und Reimregister, welches zugleich zur Auffindung der einzelnen Sprüche dient. Der Herausgeber will darthun, daß Freigedank kein anderer als Walther von der

Vogelweide sei: jener hieß aber Bernhard Freidank. 7) Altdeutsches Lesebuch: aus Ulfilas, Althochdeutschen Prosa- und Dichtwerken, und Mittelhochdeutschen Dichtern, zusammen 142 wohlgewählte Stücke, meist nach Grimmischer Grammatik eingerichtet und kundig erläutert von A. Ziemann (Quedlinburg 1833). 8) „Volkslieder der Deutschen, eine vollständige Sammlung derselben (auch der geschichtlichen) von der Mitte des 15ten Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts, von F. K. Freiherrn v. Erlach," auf 4 Bände angelegt, von welchen der erste vorliegende mit Luther und anderen namhaften Dichtern und namenlosen Liedern beginnt, von 1500 — 1620 (Mannheim 1834): umfaßt die früheren Sammlungen und liefert auch sonst mancherlei einzeln Zerstreutes; wobei wohl etwas mehr Umsicht und Ordnung zu wünschen wäre. 9) Die Bilderhandschrift der Veldeke'schen Aeneis in der hiesigen Königl. Bibliothek, aus dem 12ten bis 13ten Jahrhundert, umständlich beschrieben, besonders in Hinsicht auf Alterthümer und Kunst, mit einer Abbildung, von einem unserer Mitglieder, Dr. F. Kugler (Berlin 1834): ein erfreulicher Beitrag zur altvaterländischen Kunstgeschichte, welcher sich der Dissertation desselben Verfassers über Wernher von Tegernsee, den Dichter und Maler des 12ten Jahrhunderts (1831) anschließt, so wie zur Nachfolge auffordert.

III. Sprachlehren und Wörterbücher: 1) „Gothisch-hochdeutsche Wortlehre" von A. Ziemann (Quedlinburg 1834): Grundzüge der Lautverhältnisse, Wortbildung und Biegung, vom Gothischen aus durch das Alt- und Mittelhochdeutsche bis ins Neuhochdeutsche, zur Einleitung besonders ins Studium der Mittelhochdeutschen Dichter; ebenfalls fast ganz nach Grimmischer Grammatik, nur etwas anders geordnet (Verbum vor Nomen) und Conjugation und Declination anders eingetheilt. 2) „Wörterbuch der deutschen Sprache, in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung" von K. Schwenck (Frankfurt a. M. 1834): giebt auch die gangbaren Fremdwörter, und vergleicht überall die alten und neuen Deutschen Sprachen, so wie die klassischen (worin der Verf. schon mythologisch-etymologische Forschungen ans Licht gestellt hat) und selbst das Sanskrit; im Deutschen wenigstens nicht selten ungenau und verfehlt. 3) „Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache, wobei zugleich Abstammung, Laut- und Sinnverwandtschaft, Sprachreinigung und Wortneuerung beachtet wird," vom Prof. Oertel (dem bekannten Hydropathen)

zweite (wenig) verbesserte Auflage (München 1835, Heft 1—3: die erste erschien 1829); giebt nur die nächste Ableitung, kurze Erklärung der heimischen und Verdeutschung der Fremdwörter. 4) „Kurzgefaßtes vollständiges stamm- und sinnverwandtschaftliches Gesammtwörterbuch der deutschen Sprache, aus allen ihren Mundarten und mit allen Fremdwörtern. Ein Hausschatz der Muttersprache für alle Stände" vom Prof. J. H. Kaltschmidt (Leipzig 1834, 1s u. 2s Heft): überbietet das vorige Wörterbuch noch durch Einstellung aller Hoch- und Niederdeutscher Mundarten „in schriftgerechter Schreibart," und fügt die Althochdeutsche Abstammung bei, oft unrichtig. 5) „Sumerlaten" (Ruthen), Mittelhochdeutsche Glossen aus Wiener Handschriften, herausgegeben vom Prof. Hoffmann (Wien 1834): gefällt sich eben nicht höflich darin, einige Wörtersammlungen, meist Kraut und Wurzeln, besser und vollständiger zu liefern, als ein Anderer. Endlich, und vor allen: 6) „Althochdeutscher Sprachschatz, in welchem nicht nur, zur Aufstellung der ursprünglichen Bedeutung der heutigen hochdeutschen Wörter und zur Erklärung der althochdeutschen Schriften, alle aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrhundert uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter unmittelbar aus den handschriftlichen Quellen vollständig gesammelt, sondern auch durch Vergleichung des Althochdeutschen mit dem Indischen, Griechischen, Römischen, Litauischen, Altpreußischen, Gothischen, Angelsächsischen, Altniederdeutschen, Altnordischen, die schwesterliche Verwandtschaft dieser Sprachen, so wie die dem Hoch- und Niederdeutschen, dem Englischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen gemeinsamen Wurzelwörter nachgewiesen sind, etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. Graff. Erster Theil, die mit den Vocalen und Halbvocalen j und w anlautenden Wörter, zwei Lieferungen (30 Bogen): ein erfreulicher Anfang des großen vaterländischen Werkes, dessen Erscheinung, so sehr unsere Gesellschaft dafür Theil nahm, wir jedoch nur der aus eigenem Antriebe sich desselben annehmenden fürstlichen Huld S. K. H. des Kronprinzen zu danken haben. In der Vorrede wird, bei Uebersicht der zahlreichen, großentheils hier zuerst angeschöpften Quellen, zugleich eine urkundliche Beispielsammlung aus den bedeutendsten Althochdeutschen Werken gegeben, und die Deutsche Grammatik noch tiefer begründet, zur Darstellung eines wahrhaften Wurzelwörterbuchs der Deutschen Ursprache in allen ihren Stämmen, Zweigen, Aesten, Blättern, Blüten und Früchten, zur

Herausforderung des im Worte lebenden unvergänglichen Hortes des Herzens und Geistes: ein wahres Lebenswerk.

v. d. Hagen.

## VII.

## Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede.

Von keinem Orte aus ist so viel zur Bekanntmachung und Verbreitung des Nibelungenliedes geschehen, als von Berlin aus. Die erste Ausgabe des alten Volks- und Heldengedichts erschien 1782 zu Berlin von Professor Christoph Heinrich Myller. Im Winter 1802 hielt der Professor August Wilhelm Schlegel öffentliche Vorträge über Literatur vor einem gebildeten Kreise von Männern und Frauen, und mein alter Freund von der Hagen hat selbst gestanden, daß ihn diese Vorträge für das Schriftwesen unserer Altvordern gewonnen haben. Er gab zuerst 1807 bei Unger eine Ueberarbeitung des alten Liedes heraus, dem die Herausgabe in der Ursprache 1810 bei Hitzig folgte; zugleich hielt er auf der neu entstandenen Hochschule darüber öffentliche Vorlesungen.

Auch mich zog diese alte Heldensage an, auf welche mich Johannes von Müller 1804 merksam gemacht hatte. In dem verhängnißvollen Winter 1812—1813 als sich Europas Geschick auf den Schneefeldern Sarmatiens entschied, in jener Zeit aufgeregter Spannung, hielt ich auf hiesiger Hochschule, ermuntert von meinem verehrten Gönner Herrn Wirkl. Geheimenrath Nicolovius, über unser altes Lied öffentliche Vorträge vor einem Kreise von etwa 400 Zuhörern, unter denen selbst hohe Staats- und Kriegsbeamte sich befanden. Diese Vorträge waren ein Kind der Zeit, mehr vaterländisch anregend, als grammatisch zergliedernd.

Im Frühjahre 1813 wurde ich aufgefordert in einigen Vorlesungen eine Uebersicht des Liedes, für einen allgemeinen Kreis, wozu auch Frauen Zutritt hätten, zu geben; was ich im runden Saale der Akademie der Wissenschaften that, wobei ich meinen verehrten Lehrer den Homeriden Friedrich August Wolf nun als Nibelungiden zu bemerken die Freude hatte, der also nun selbst zu der Zunft der Nibe-

lungensüchtigen gehörte, die er selbst scherzhaft gestempelt hatte. Ich gab nun 1814 in der Maurerschen Buchhandlung meine neudeutsche Uebertragung des Liedes in ungebundener Rede heraus, welcher Göthe die Ehre erwiesen hat, sie einem kleinen gewählten Kreise vorzulesen, wie ich überzeugt bin, nicht wegen ihrer Vorzüge vor andern Erneuerungen, sondern weil jener Dichter-Meister Uebertragungen in ungebundener Rede für treuer hielt, worüber er später 1816 in Weimar viel Lehrreiches mit mir sprach und auf meine Frage, ob wir vielleicht von ihm eine ähnliche dichterische Ueberarbeitung zu erwarten hätten, wie vom Reinike Fuchs, mir antwortete, man müsse nicht viel an solche alte Sachen rühren. Inzwischen war der Krieg durch Napoleons Entweich von neuem ausgebrochen, und da viele Jünglinge dieß Lied als ein Palladium in den bevorstehenden Feldzug mitzunehmen wünschten, die Hagensche Ausgabe aber vergriffen war, und eine kleine Taschenform gewünscht wurde, so gab ich 1815 in 12 die kleine „Feld- und Zeltausgabe" heraus, die manchen wackern Jüngling vor einer feindlichen Kugel vielleicht ebenso geschützt haben mag, wie Fichtes Vorträge über das selige Leben wirklich einem jungen Freiwilligen die Kugel aufgefangen haben. Von Hagens Ausgabe erschien im nächsten Jahre, wenn auch nicht in Berlin, doch ebenfalls in einem Orte des preußischen Staates, und zwar in der zweiten Stadt des Reiches, in Breslau, wohin er jetzt versetzt war, die zweite Auflage, der nach 4 Jahren die dritte folgte.

In jenem Jahre 1816 machte ich eine Reise in die Gegend, wo das alte Lied seinen Hauptschauplatz hat und hielt einen öffentlichen Vortrag in der großen Halle (Aula) vor etwa 600 Zuhörern und Zuhörerinnen zu Heidelberg, einen zweiten im kleinern Kreise im Angesichte jenes alten Doms zu Worms, und einen dritten im Museum zu Frankfurt a. M., woran mich noch kürzlich mein verehrter Freund, Herr Seminar-Direktor Diesterweg als Ohrenzeuge erinnerte.

Auf dieser Reise sah ich in Wisbaden bei Herrn Professor Hundeshagen seine so viel bestrittene Handschrift des Nibelungenliedes. Ich kann nicht umhin, über diese geheimnißvolle Handschrift etwas weitläufiger zu sprechen. Allgemein war damals die Meinung am Rein, daß Glöckle in Ingelsheim eine Handschrift des Nibelungenliedes aus dem Vatican mitgenommen und an Hundeshagen verkauft habe. Auch ich war lange dieser Meinung, bis mir später in Berlin Herr Weinhändler Kreuser aus Mainz sagte, daß er als Knabe diese

Handschrift der hübschen Gemälde wegen oft im Hause der Bürgerfamilie Münzenberger in Händen gehabt, und daß Hundeshagen sie von daher besitze. Woher sie diese Familie gehabt habe, konnte ich nicht erfahren. Der ehemalige Tribunalpräsident Bodmann erzählte mir in jenem Jahre in Mainz, daß das Domkapitel von Mainz eine schöne Handschrift des Liedes gehabt habe, die jetzt entweder in Erfurt oder irgendwo in Mainz sei. Von Erfurt ist keine Kunde gekommen, und die Münzenberger-Hundeshagensche Handschrift konnte es auch nicht sein, da diese von Papier, die des Domkapitels aber von Pergament sein sollte. Auch Herr Senator Thomas in Frankfurt sagte mir von einer Pergamenthandschrift, nur war darin eine Verschiedenheit, daß er von hübschen Gemälden sprach, Bodmann aber sagte, sie sei ohne Bilder gewesen. Letzterer hielt übrigens Mainz für die Heimath des Liedes und Frauenlob für den Dichter, den er für ein und dieselbe Person mit Heinrich von Ofterdingen hielt, da Frauenlobs Haus in Mainz noch bis jetzt zum Afterding heiße. Ob jene beiden achtbaren Männer einen Gedächtnißfehler begangen, und Papier zur Thierhaut gemacht haben, oder ob wirklich noch eine bisher unbekannte Handschrift vorhanden ist, darüber schwebt ein Dunkel.

Ich kehre nach Berlin zurück. Nach der Berufung der Herren Professoren Lachmann und von der Hagen, lasen nun auch diese ehrenwerthen Sprachforscher über unser Heldenlied. Ersterer gab 1826 bei Reimer der Nibelungen Noth mit der Klage in der ältesten Gestalt nach der Ems-Münchner Handschrift heraus. Die Hagensche und meine Ausgabe hatten mehr gemischte Lesarten. Nur Freiherr von Laßberg in Eppishusen im Thurgau gab einen wörtlichen Abdruck seiner Handschrift, die früher ebenfalls in Ems (nämlich Hohenems unfern des Reins bei Bregenz in der Nähe des Bodensees) aufbewahrt wurde. Diese beiden einst zu Ems befindlichen Handschriften stehen in einem gewissen polaren Gegensatze. Wärend die Ems-Münchner die einfachste, also wol die älteste Gestalt zu sein scheint, in 2316 Gesäzen, Stanzen, Strofen, Liedern, oder wie man sonst diese Reimgänge nennen will, hat die Ems-Laßbergische viele Erweiterungen und Ausführungen in 2428 Gesäzen, so daß die leztere 112 Gesäze oder 448 Reimzeilen mehr enthält. Ein besonderer Gegensatz bildet sich auch zwischen beiden Handschriften in Hinsicht mancher Oertlichkeiten. Ueber dieses Erdkundliche des Liedes sei es mir vergönnt, in einigen Vorträgen zu sprechen.

## I. Wasgau, Odenwald, Spechtshart.

Alle Handschriften haben den Ort der Jagd nach dem Wasgau verlegt, lassen aber dabei von Worms über den Rein fahren, da doch Worms, troz des oft wechselnden Flußlaufs, unverändert auf dem linken Ufer gelegen war. Als nämlich in der 16ten Abenteuer *) der fälschlich angedrohte Krieg nicht zu Stande kommt, sagt Gunter:

> Nu wir der herverte ledich worden sin,
> so wil ich iagen riten beren unde swin,
> hin zu dem Waschenwalde.

Aber die Laßbergische Handschrift hat hier Otenwalde, und dieser Wald liegt allerdings Worms gegenüber auf dem rechten Reinufer. In der nächsten, 17ten Abenteuer wird ausdrücklich die Fahrt über den Rein erwähnt, sowohl bei der Hin- als Rückreise. Am Ende der Abenteuer hat nun die Laßbergische ein Gesäz mehr:

> Von demselben brunne, da Sivrit wart erslagen,
> sult ir diu rehten märe von mir horen sagen:
> vor dem Otenwalde ein dorf lit Otenhain,
> da vliuzet noch der brunne, des ist zwifel dehein.

Die Wiener Handschrift, welche früher auf dem Schlosse Ambras bei Insbruck war, liest ganz ähnlich Ottenwald und Ottenhain, obgleich es in der vorigen Abenteuer den Waschenwald als künftige Jagdstelle bezeichnete, was nicht gerade als ein grober Widerspruch zu nehmen ist, da Gunter seinen Entschluß absichtlich oder auch zufällig geändert haben konnte, ohne daß es der Dichter erwähnt. Uebrigens ist Otenheim oder Odenheim, jezt Edigheim oder Edighum ein Dorf etwa 2 Stunden oberhalb Worms, jezt zwar auf der linken, also gerade auf demselben Ufer wie Worms, aber vor einigen Jahrhunderten auf dem rechten Ufer, da der Rein 3 Stunden oberhalb Worms bis zur Stadt selbst einen etwas östlichern Lauf hatte, wie eine alte Gaukarte zeigt.

Der alte Sebastian Münster schwankt bei Odenwald zwischen der Ableitung von einem alten Besitzer Otto und von der Oede des Waldes, wozu man noch eine dritte Herleitung vom Odin rechnen kann. Nun ist freilich in unserm Liede auffallend, daß die Jagd zu Berge oder Strom aufwärts gegangen, da doch Hagen als Entschul-

*) Wenn man nämlich das ganze Lied in 40 (eigentlich 2 mal 20) Abenteuer theilt, wie meine kleine Ausgabe, Leichtlen und von Rebenstock gethan haben.

digung des mangelnden Weines anführt, er sei aus Versehen nach dem Spechtsharte (d. h. Spechtswalde) dem jetzigen Spessarte gesandt worden, der bekanntlich an 16 Stunden von Worms zu Thale oder Strom abwärts und zwar tiefer im Lande auf dem nördlichen Ufer des Mains liegt. Allein man könnte annehmen, daß Hagen blos die Richtung nach dem Spessarte hin anzeigen will, indem er sagt:

ich wande, daz daz pirsen hiute solde sin
da zem Spechtsharte.

Ob nicht die beiden kürzlich für Berlin gewonnenen Handschriften, eine auf Papier, eine auf Pergament, in die mir Herr Professor Lachmann, welcher beide jetzt in seiner Wohnung hat, freundlich Einsicht gestattete, für die Oertlichkeit dieser Jagd eine neue, vielleicht die richtigste Bestimmung, enthalten, will ich für jetzt zurückhalten, da wir in kurzem in dem zweiten Bande zur Lachmannschen Ausgabe einen ausführlichen Bericht darüber erhalten werden.

## II. Die beiden Donaustraßen.

In dem zweiten Theil unsers Liedes, den ich nicht umhin kann, für das Werk eines andern Sängers *) zu halten, da 1) eine ganz andere Handlung, (im ersten Theile Siegfrieds Ritterthum, das mit seiner Ermordung Chriemhilds Jugendtraum zur Erfüllung gebracht hat, im zweiten Chriemhilds Rache); 2) eine ganz andere Zeit, dort die Völkerwanderung, hier die ein halbes Jahrtausend spätere Ungerherrschaft mit Rüdeger und Pilgerin, beide im zehnten Jahrhundert; 3) eine etwas verschiedene Auffassung, dort nordischer Zauber, hier östliches Völkergewirr, sich zeigen — sind fünf verschiedene Fahrten oder Reisen, die Donau ab- und aufwärts beschrieben, drei von Ungarn nach Worms, zwei von Worms nach Ungarn.

Schon die Römer hatten vom Reine her eine, vielleicht auch zwei Straßen nach der untern Donau, über welche Leichtlen in seinem trefflichen Werke Schwaben unter den Römern, Freiburg 1825, und Creuzer über alt-römische Cultur am Ober-Rein und Neckar, Darmstadt 1833, Forschungen angestellt haben. Nach der zweiten Karte bei Leichtlen würde der alte Römer-Weg von Worms nach Un-

*) Ich wage nicht zu entscheiden ob Schlegels und v. d. Hagens Heinrich von Osterdingen oder Bodmanns Frauenlob den ersten, (nach M. und W. Chriemhilt) oder aber der zweifelhafte Klingsor des Grafen Mailath den zweiten (nach dem Schlusse aller Hdss. außer CL. der Nibelunge Not) gedichtet habe.



garn am linken Ufer aufwärts um Basel herum nach Windisch (Vindonissa) an der Aar gegangen sein, bei Zurzach den Rein überschritten haben, dann auf Hüfingen (Brigobane) an der Breg (Briga) über die rauhe Alp oder den schwäbischen Jura nach Rotweil (Arae Flaviae) unfern der Neckarqwelle, von da NO. nach Rotenburg (Samulocenae auf Peutingers Tafel, Sumlocennae auf Inschriften, Solicinium *) bei Ammianus) ebenfalls am Neckar und noch erhalten in dem nahen Städtchen Sülchen, (dem Sülichgau der Grafen von Hohenzollern) gegangen sein. Von hier geht die Römerstraße am linken Neckarufer über Tübingen nach Nürtingen (Grinario) aufs rechte Neckarufer, und von hier gen SO. nach Lonsee (ad Lunam) an der Qwelle der Lon (Luna), dann auf der Alp gen NO. nach Heidenheim (Aquileia) Bopfingen (Opie) durch das fruchtbare Ries gen O. nach Oettingen (Losodica) und nun gen S. nach Medingen (Mediana) und gen O. nach Izing (Iciniacum) Nassenfels (Vetoniana) Kesching (Germanicum) Oetling an der Kels (Celeusum) bis zur Donau ganz nahe der alten Gränze (limes) der Römer, welche der Pfahlgraben, die Teufelsmauer oder der Römerwall heißt. Hier geschah die Ueberfahrt nach Abusina, was Leichtlen für Neustadt an der Abens auf dem rechten Donauufer hält. Hier enden Leichtlens Forschungen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Römer, um von Mittelrein bei Mainz oder Worms nach der Mitteldonau bei Regensburg zu gelangen, den ungeheuren Bogen um die Reinekke bei Basel gemacht haben sollten, zumal da ihr limes von der lezt erwähnten Stelle zwischen den Mündungen der Kels und Altmühl in die Donau, sich troz einiger Windungen im Allgemeinen gen NW. bis zum Taunus bei Wisbaden (Mattiacum) zieht, und so den Winkel zwischen Ober-Rein und Ober-Donau absichtlich abschneidet. Wirklich deutet auch der gelehrte und umsichtige Forscher Leichtlen S. 161 eine Römerstraße bei Canstadt (Cana) an, welche gen O. durchs Ries zur Donau und gen W. über Pforzheim (Porta) zum Reine führt. Creuzer hat in seiner Karte zur erwähnten Schrift sie über Stutgart, Leonberg, Pforzheim bis Durlach geführt, wo sie in die große Bergstraße fällt.

---

*) Creuzer trennt Solicinium scharf von Samulocenae und hält es für Sulzbach an der Bergstraße oder auch für Schwezingen.

Wir kehren jetzt zu den Fahrten in unserm Nibelungenliede zurück. Es sind deren 5 angeführt:

1) Rüdegers Reise von Etzels Burg nach Worms (XXI) *).
2) Rüdegers Rückreise mit Chriemhild (XXII—XXIII).
3) Werbels und Schwemmels Reise von Etzels Burg nach Worms (XXV).
4) Derselben Rückreise (ebendaselbst).
5) Fahrt der Nibelungen von Worms nach Etzels Burg (XXVI—XXVIII).

Der Weg von Ungarn bis zum Donauübergange ist bei allen übereinstimmend über Bechelaren, wo der treffliche Markgraf Rüdeger wohnt. Bei der zweiten Reise sind außerdem Passau, Pladelingen, die Ens, Everdingen, die Traun, Medelich, Mutaren, der Treisem und Treisenmauer **), Tuln, Wien, Haimburg und Misenburg ***) erwähnt. Aber von Passau, wo Chriemhilds Oheim Pilgerin Bischof war, gen W. ist der Weg etwas ungewiß. Auf der ersten Reise wird nur gesagt, daß die Reise von Bechelaren zum Rein durch Baierland gegangen sei. Es scheint sonach, daß Rüdiger von Bechelaren aus gen W. durch Schwaben gezogen, da Baiern im S. der Donau sich erstreckte. Eines Uebergangs über den Lech, als der Gränze zwischen Baiern und Schwaben wird nirgends erwähnt. Daß die Fahrt durch Schwaben gegangen sei, scheint die vierte Reise zu bestätigen, wo ausdrücklich Swaben genannt wird, so daß Etzels Boten alle den schwäbischen Weg gewählt zu haben scheinen. Nur die Burgunden auf der fünften Fahrt gehen durch Franken. (Ost-Franken am Main zum Unterschied von West-Franken am Rein.)

Es scheinen sonach 2 Hauptstraßen vom Mittelrein nach der Donau geführt zu haben, eine fränkische und eine schwäbische. Jene setzte bei Möringen über die Donau, diese in der Nähe von Veringen, was eigentlich an der Lauchart liegt, die einige Stunden südlicher unterhalb Siegmaringen in die Donau fällt. Bis zu dieser Stadt wird Chriemhild von ihren Brüdern begleitet. Die Lesart:

Unz an die Tuonowe zu Vergen si do riten

---

*) Nach der Abtheilung in 40 Abenteuer.

**) So liest die Laßbergische Hds. beidemal in XXII und XXIII, und alle Hdss. der Klage statt Zeizenmauer, jetzt Zeiselmauer, was aber nicht am Treisem, sondern am Zeisel (Cetius, Wiener Wald) liegt.

***) Magyarisch Mosony, deutsch Wieselburg.

darf uns nicht stören, da es im Allgemeinen die Gegend nach der Donau hin bezeichnen konnte. Außerdem hat die Laßbergische Handschrift die Donau gar nicht, sondern liest:

„Si musin sich ze Vergen der reise hine bewegen.“

Eben so erwähnt sie der Donau nicht bei der Vorbereitung zur Reise, XXI gegen Ende, wo die andern Handschriften lesen:

si schufen die nahtseld unz an Tuonowe stat.

Dafür hat sie 5 Gesätze später die Donau, wo sie die andern Handschriften nicht haben:

Do si uber Tuonowe chomen in Baierlant.

Die Straße kann durchs Riedlinger Thal herab zur Donau gegangen sein und sich jenseit an den alten Heidenweg südlich vom Bussenberge angeschlossen haben, welchen Leichtlen auf seiner Karte hat, verschieden noch von der oben erwähnten großen Römerstraße auf dem linken Ufer. Manche gelehrte Forscher haben Möringen und Veringen für einen und denselben Ort gehalten. Es sind hier leicht Verwechselungen möglich, da an zwei Stellen der Donau beide Oerter vorkommen, obgleich an 40 Stunden von einander entfernt: 1) unfern der Donauqwelle etwa eine Stunde ober Tuttlingen liegt am linken Ufer das fürstenbergsche Städtchen Möringen im Badenschen Seekreise, und von da 12 Stunden gen NO. Veringen an der Lauchart. 2) einige Stunden unterhalb Ingolstadt das große Pfarrdorf Möring im Bairischen Regenkreise, ebenfalls auf dem linken Donauufer, und nur etwa 3 Stunden stromabwärts Pföring, das Pheringa im Mittelalter, unfern des römischen Celeusum auf der erwähnten großen Römerstraße.

In unserm Liede ist nun das Vergen offenbar jenes Veringen auf der schwäbischen Straße, und Möringen das Möring auf der fränkischen. Auf dieser letzten Straße ist noch Swanvelde genannt, das wol Schwanfeld, ein Pfarrdorf im bairischen Untermainkreise unfern Schweinfurt sein möchte, und eigentlich Schwalfeld, von dem Flüßchen Schwal, heißen sollte, vielleicht früher auch so geheißen hat, so daß man die falsche Lesart der andern Handschriften, Salvelde, um so eher erklären kann.

Auch Dietleib im Heldenbuche zieht von Worms durch Osterfranken nach Hunenland, 3115; dagegen Rüdeger von den Hunen durch Baiern, übers Lechfeld bei Günzenleh (Günzburg), Schwaben und Elsas gen Worms, 5622—5800. Zeune.

# VIII.

## Meinungen

## über Sprache und Sprach-Unterricht,

### besonders über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik desselben.

Sobald der Mensch den Schauplatz dieser Welt betritt, giebt er sein Dasein, sein Leben und die Gesundheit seiner leiblichen Organisation durch Schreien zu erkennen. Es ist dieses eine Folge der Einwirkung der Atmosphäre auf die Respirations-Werkzeuge und eine Reaction derselben. Dieses Schreien verkündigt den augenblicklichen Zustand des Individuums, das sich seiner selbst noch nicht bewußt geworden. Nicht als ein absichtliches, sondern als ein unabsichtliches, naturnothwendiges Offenbaren des Zustandes des Selbst für Andere muß daher dieses erste Schreien des Kindes angesehen werden. Es ist eine Sprache — wenn Sprache so viel heißt als Darstellung des Inneren lebendiger Wesen — aber eine nicht auf Bewußtsein ruhende. Ihr Zweck oder der Zweck, den die Natur durch diese Sprache verfolgt *), kann daher außer der mechanischen oder organischen, also rein physischen Rückwirkung gegen die Luft, kein anderer sein, als: den den Säugling umgebenden Menschen, besonders der Mutter, den Zustand des Neugeborenen zum Bewußtsein zu bringen. Von Seiten desselben ist das Schreien ein unwillkührliches, thierisches, automatisches Sprechen, durch welches er seine augenblicklichen Empfindungen vernehmbar macht. Die Laute, die dabei vom Gehör wahrgenommen werden, sind automatische oder Empfindungslaute. Das erste Sprechen ist ein

*) Nur zu erinnern ist hier an die geheimnißvolle Bedeutsamkeit, die man in das erste Schreien des Kindes hineingelegt hat: man wollte daraus nicht bloß die Naturbeschaffenheit (Kräftigkeit, Schwäche ꝛc.), sondern auch das Temperament des Neugeborenen erkennen; Andere weissagten aus ihm das künftige Schicksal des Kindes, und es hat selbst als Beweis für die Erbsünde gelten müssen.

Aussprechen der Empfindungen, eine Darstellung oder Manifestation des eigenen Selbst.

Allmählig erwacht in dem Säugling ein dunkles Bewußtsein von den wechselnden Zuständen des eigenen Ich. Die Abwechselung und Veränderung seines Zustandes in Wärme und Kälte, Trockniß und Nässe, Hunger und Sättigung entwickeln in ihm aus der Unbestimmtheit des Seins ein mehr oder weniger klares Bewußtsein dieser Zustände des Selbst, die er mit keinem Andern theilt, die ihm also ganz eigenthümlich angehören und deren Dasein bei Anderen nicht vorausgesetzt werden kann. Dieses Bewußtsein begleitet den Menschen durch das ganze Leben hindurch; es erwacht am frühesten und verlischt am spätesten — das Bewußtsein der eigenen Lebenszustände, das Gemeingefühl, oder das individuelle, selbstische Bewußtsein. Dasselbe bezieht alle Einwirkungen, die auf es gemacht werden, auf sich selbst, und sein (charakterisches) Wesen besteht darin, daß der Mensch sich darin bewußt wird, daß es ihm individuell eigen ist und er nicht den Anspruch machen kann, daß Andere an diesem Bewußtsein Theil nehmen, weil ihr Lebenszustand, also auch das Bewußtsein darüber, sich von dem seinigen unterscheidet. Bewußt und unbewußt offenbart der Einzelne den selbstischen Zustand durch körperliche, organische Bewegungen, durch Mienen und Gebärden und durch die Sprachwerkzeuge. Wenn es mit Bewußtsein und Absicht geschieht, so will er Andere von seinem Zustande in Kenntniß setzen. Dies ist die Sprache des selbstischen Bewußtseins.

Das individuelle Bewußtsein umfaßt nicht das ganze menschliche Bewußtsein, sondern ist nur eine Seite desselben. Die andere Seite entwickelt sich an der äußeren Welt und durch dieselbe. Für die noch nicht entwickelten Sinnorgane schwimmt alles außer dem Individuum befindliche, d. h. die ganze Natur mit der unendlichen Zahl ihrer Gegenstände, in einer unbestimmten, ununterschiedenen Allgemeinheit, in einem chaotischen Zustande, aus welchem bei dem allmähligen Erwachen der Thätigkeit der einzelnen Sinnorgane und durch gegenseitige Beziehung, Unterstützung und Berichtigung nach und nach einzelne von allen übrigen, durch bestimmte Merkmale sich unterscheidende Gegenstände hervortreten, einen bestimmten Eindruck auf die Seele, vermöge deren Empfänglichkeit oder Receptivität, machen, und dadurch ein Bewußtsein von dem Dasein und dem Wesen eines äußeren, leiblichen Dinges erzeugen, was wir ein **Bild** nennen. In dem Bewußtsein

entstehen sinnliche Vorstellungen oder Bilder der äußeren Objecte. Diese Bilder sind, unter Voraussetzung eines gesunden Organismus und eines regelrechten Verlaufs des Einzelwesens, dem Individuum nicht eigenthümlich, ihm nicht allein angehörig, wie das Bewußtsein von den selbstischen Zuständen, sondern der Einzelne theilt diese Bilder mit allen anderen Wesen gleicher Organisation und Art, d. h. mit allen übrigen Menschen; sie sind die Einen und Gleichen in allen Individuen, sie beruhen also auf der Einheit der einen und gleichen Menschennatur, und jeder Einzelne macht an Andere den Anspruch, daß sie diese Bilder mit ihm theilen, daß sie sich derselben sinnlichen Vorstellungen bewüßt seien, daß sie z. B., wenn er einen Hasen sieht, keinen Elephanten wahrnehmen, wenn er eine Lerche trillern hört, sie keinen Löwen vernehmen u. s. w. Diese Art und Seite des Bewußtseins gehört also dem Menschen als Menschen an, in soweit er die allgemeine, gemeinsame, menschliche Natur in sich trägt, er ein Glied der ganzen menschlichen Gattung ist und sich als solches fühlt. Nannten wir jene erste Entwicklung das selbstische, individuelle Bewußtsein, so nennen wir diese zweite Seite desselben das allgemeine oder das Gattungsbewußtsein. Das erste gehört jedem Menschen für sich ausschließlich an, das andere theilt er mit allen Andern. Durch jenes wird er ein Individuum, durch dieses setzt er sich allen Uebrigen und diese sich gleich. Das eine heißt darum mit Recht das selbstische, das andere das Gattungsbewußtsein. Was dem einen oder dem andern angehört, ist daran kenntlich, daß wir bei der Thatigkeit des ersten nicht den Anspruch machen, daß andere Menschen die vorhandenen Beschaffenheiten mit uns theilen sollen, während dieses bei der zweiten Art des Bewußtsein jederzeit der Fall ist.

Wie das Schreien und die Hervorbringung automatischer Laute, die selbstischen Empfindungen bezeichnend, als eine Einwirkung des Inneren gegen die äußeren atmosphärischen Einflüsse betrachtet werden mußte, so tritt zu den gleichfalls durch die Receptivität der Seele in dem Individuum erweckten Bildern eine zweite Thätigkeit hinzu, welche der Selbstthätigkeit oder der Spontaneität des Geistes angehört. Sie will die Bilder festhalten, objectiviren, darstellen. Dies geschieht durch die Sprache im engeren Sinne des Wortes. Mit dem klaren Hervortreten der Bilder der Gegenstände aus dem chaotischen Zustande, in welchem das Universum sich dem Säugling anfangs darstellt, erzeugt und ergreift der Mensch die Sprache durch Hervorbringung der

Sprachlaute, ihre Verknüpfung und Gliederung. Dieses dem Menschen eigenthümliche das Sprechen — Schreien und überhaupt das unwillkürliche Darstellen des selbstischen Zustandes theilt er mit den Thieren — geschieht nur vom Menschen zu dem Menschen. Der Einzelne für sich allein würde die Bilder der Gegenstände der Welt in sich empfangen, aber er würde sie nicht in Worten gegenständlich machen oder objectiviren. Solches beruht auf der bewußten Anerkennung des Menschlichen in andern Wesen derselben Art, geht also aus dem Gattungsbewußtsein hervor. Sein Anfang ist ein Zeichen der im Kinde entstandenen Bilder und der dadurch erweckten Selbstthätigkeit des Gattungsbewußtseins. Daraus, daß jeder Einzelne bei der Thätigkeit desselben in Betreff der Bilder der Gegenstände die Anforderung an Andere macht, daß sie unter denselben äußeren Bedingungen dieselben Bilder empfangen oder erzeugt haben — denn auf der bloßen, reinen Empfänglichkeit beruht das nicht — folgt nicht, daß verschiedene Einzelwesen dieselben Bilder mit denselben Lauten oder Lauteinheiten bezeichnen, vielmehr zeigt sich hierin eine ursprüngliche Verschiedenheit. Jedes naturkräftige Kind bildet zur Bezeichnung der sinnlichen Vorstellungen ihm eigenthümliche Wörter, erzeugend und schaffend. Hierin manifestirt sich die besondere Beschaffenheit der Individuen, und daß keins dem anderen vollkommen gleich, sondern jedes ein ursprünglich eigenes, oder ein Original sei, das, ungeachtet der einen und gleichen Menschennatur in Allen, sich eben dadurch als ein von Jedem charakteristisch verschiedenes Einzelwesen offenbart. Gar mannigfaltig weichen daher die ersten Sprachversuche gut begabter Kinder von einander und von der Sprache des Volkes oder Stammes, dem sie angehören, ab, sinnige Eltern gehen auf die Theilnahme an diesen ersten Bewahrheitungen des erwachten Gattungsbewußtseins ihrer Lieblinge ein, und das Kind spricht in den selbsterfundenen Gebilden fort, bis es sie allmählig mit denjenigen vertauscht, die es von dem Munde der Menschen seiner Umgebung vernimmt und nachahmt. Ohne uns auf die Streitfrage des Daseins der ursprünglichen Gleichheit oder Ungleichheit der Anlagen der Seelen einzulassen, brauchen wir nur an die vorliegende Gewißheit der Verschiedenheit der leiblichen Organisationen in verschiedenen Einzelwesen zu denken, um darin einen hinreichenden Erklärungsgrund der Mannigfaltigkeit der ersten Sprachversuche zu finden. Größer und bedeutender ist diese Verschiedenheit unter Kindern, die verschiedenen Stammragen angehören, unter verschiedenen Himmelsstrichen, in

anderer Naturumgebung leben, also verschiedenen Eindrücken ausgesetzt sind, indem hier eine innere und eine äußere Mannigfaltigkeit und Differenz zugleich vorliegt. Daraus erklärt sich die Verschiedenheit der Sprachen unter verschiedenen Menschenraçen, Völkerschaften, Stämmen und Familien.

Die Sprache ist ein naturnothwendiges, organisches Erzeugniß der Menschennatur, und in soweit dieselbe und die äußere Natur die Eine und Gleiche ist, in soweit werden die verschiedenen Sprachen einander gleich oder identisch sein. Denn gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen. So weit aber die Verschiedenheit der leiblichen Welt und der menschlichen Eigenthümlichkeit reicht, so weit wird sich auch die Verschiedenheit des gemeinsamen Produktes beider, d. h. der Sprachen, erstrecken. Da diese Verschiedenheiten sich in einer unendlichen Mannigfaltigkeit darstellen, so werden wir auch, ungeachtet bestimmter, aus der Gleichheit der bedingenden Ursachen herzuleitenden allgemeinen Uebereinstimmungen, in der ungezählten Anzahl der auf dem Erdball erschallenden Sprachen, sowohl derjenigen, welche in der Vorzeit gesprochen wurden, als auch derjenigen, die in der Gegenwart noch leben, eine unendliche Mannigfaltigkeit antreffen, und zwei Völker werden so wenig dieselbe Sprache reden, als zwei Stämme eines und desselben Volkes, oder zwei verschiedene Individuen. Gehören letztere derselben Nation an und leben sie in derselben Umgebung, so wird sich die Differenz ihrer Sprachen verhältnißmäßig auf ein Minimum beschränken, welches aber dennoch jedem Ohre vernehmlich bleibt. Fragen wir nun nach dem eigentlichen Endzweck und Endziel des Sprechens, so müssen wir nach den oben festgestellten zwei Seiten des Bewußtseins ein Doppeltes unterscheiden. Das selbstische Bewußtsein will sprechend seine individuellen, ihm eigenthümlichen Zustände zur Darstellung, Andern zum Bewußtsein bringen, und das Gattungsbewußtsein, das Bewußtsein des Menschseins, will durch die Sprache andern Menschen die Vorstellungen, welche es in sich erzeugt hat, mittheilen, damit diese auch derselben theilhaftig werden möchten. Das Ziel oder der Endzweck dieser letzteren Thätigkeit liegt also in dem Streben nach Vertilgung der Unterschiede in dem Vorstellungsvermögen, oder es beabsichtigt die gegenseitige Ausgleichung der Gedanken. Das aus dem selbstischen Bewußtsein sich entwickelnde Sprechen geht nicht auf eine Ausgleichung aus, weil die Zustände des Selbst sich nicht mittheilen lassen, indem deren Darstellung höchstens

ein Mitgefühl in dem Andern erwecken kann; hier herrscht also ewig eine unvertilgbare Verschiedenheit, die sich durch die Sprache nur darstellen läßt, damit der Andre sie wisse; das aus dem Bewußtsein der menschlichen Gattung dagegen sich entwickelnde Sprechen hat eine vollständige Einheit zur Tendenz, mit deren vollkommner Erreichung das Sprechen ganz aufhören würde. Je größer die Ungleichheit in den Vorstellungen und Gedanken, desto mannigfaltiger sind die Reize zur gegenseitigen Mittheilung durch die Sprache, und umgekehrt.

Das Streben nach gegenseitiger Ausgleichung der Vorstellungen und Gedanken unter verschiedenen, mit einander verkehrenden Menschen erstreckt sich nicht bloß auf die Gedanken, sondern auch auf die Sprache selbst. Denn die Vorstellungen bleiben verschieden, so lange ihr Ausdruck verschieden ist; es giebt nicht zwei Wörter, welche genau und ohne alle Differenz dasselbe darstellen; aus dem Streben nach vollkommener Einheit des Gattungsbewußtseins entwickelt sich daher auch das Streben nach Ausgleichung der Differenzen der Sprachen unter verschiedenen Völkern und verschiedenen Stämmen derselben Nation. Je mannigfaltiger die gegenseitigen Berührungen und Mittheilungen, je vielfacher die Gelegenheiten zum Verkehr unter den Völkern und Stämmen sein werden, um so schneller und erfolgreicher wird dieser Ausgleichungsproceß von Statten gehen. Daraus könnte man auf die Vermuthung gerathen, daß die Verschiedenheit der Sprachen bei der Gewißheit des immer steigenden Weltverkehrs fort und fort abnehmen und endlich ganz verschwinden, eine einzige Sprache zuletzt das Gemeingut aller Menschen auf dem Erdball werden könnte, läge dieses Ziel auch für jetzt noch in einer unendlichen Ferne. So wenig zweifelhaft es sein mag, daß die Tendenz des Sprechens in der That und Wahrheit auf eine vollständige Ausgleichung oder Aequation hinausläuft, und also ideal die Einheit der Sprachen als letztes Ziel aufgefaßt werden muß, so wenig wird doch real dieses Letzte, Aeußerste jemals erreicht werden. Es würde voraussetzen, daß die Verschiedenheit der sprach-erzeugenden Ursachen jemals ganz aufhören, das heißt, daß die ursprüngliche Verschiedenheit der Organisation der Individuen, der Familien, der Volksstämme, der Nationen und Raçen und zugleich die Differenz der äußeren Natur verschwinden werde. Da solches aber von Menschen gar nicht abhängt, auch rein unmöglich ist, so wird die Menschheit eben so wenig zu einer Sprache, als zur Uebereinstimmung Aller in Ansichten, Culturgraden und Lebensrichtungen gelan-

gen. Das Streben nach Ausgleichung der unter einander verkehrenden wird dadurch aber nicht vernichtet oder alterirt *).

---

*) Zur Vergleichung mit dem Streben der Völker des Erdbodens nach der Einheit der Sprache, stehe hier als Anmerkung die Tendenz der Menschheit nach Einheit überhaupt:

„Es zeigt sich eine zwiefache Richtung der menschlichen Entwicklung, einmal von der Gleichheit der Anlage aus zu der Verschiedenheit der Individualitäten und von da zurück zu der Gleichheit des Ideals der Menschheit in der Totalität des Seelenlebens. Von der fast unmerklichen Verschiedenheit der untersten Bildungszustände des frühesten Kindeslebens an, tritt mit der allmälig fortschreitenden Entwicklung in immer bestimmterer Gestalt die Trennung der verschiedenen Individualität hervor, aber obgleich diese Richtung nach der Individualität auch in der Periode der reiferen Entwickelung des Mannesalters sich im gesunden geistigen Leben sich nie ganz verliert und im späteren Greisenalter sogar sich verknöchert darstellt, so wird doch daneben die andere Richtung nach dem allgemein Menschlichen immer mehr und mehr rege, als das Geistesleben aus dem Zustande der Rohheit zur selbstständigen, freiern Bildung sich erhebt, so daß wir die scharfen Ecken und schroffen Individualitäten immer mehr verschwinden sehen, je gebildeter die Menschen sind, und in den Weisen aller Zeiten das rein Menschliche, über die niedere Grundlage der Individualität, als das Gleiche hervorragen sehen. Und diese doppelte Richtung in der geistigen Entwicklung läßt sich eben so auch in der Geschichte der Völker und der Menschheit im Großen für die Beobachtung nachweisen. Völker auf der untersten gleichsam kindlichen Entwicklungsstufe, wie die sogenannten Wilden, sind sich allenthalben fast ganz gleich. Allmälig vereinigen sich die Einzelnen aus der Unbestimmtheit ihres Lebens immer mehr zu bestimmteren Gruppen der Völker, in denen mit der steigenden Bildung die größeren Individualitäten der Volksthümlichkeiten in immer festeren Zügen zur Erscheinung kommen. Aber mitten durch diese individuelle Richtung nach der Volksthümlichkeit hin wird, sobald freie und selbstständige Bildung geweckt wird, eine Richtung nach dem allen Völkern Gemeinsamen, nach dem allgemein Menschlichen lebendig, die als ein höheres Element über der Spaltung zwischen den getrennten Volkseigenthümlichkeiten schwebt, gleichsam der denkende Genius der Geschichte, der diese zum Ideal der Menschheit hinführt. Aus dieser Richtung stammt das Streben, das sich unter allen zur Selbstständigkeit des Geistes erwachten Völkern und Menschen geltend macht, ungeachtet ihrer individuellen Verschiedenheiten nach Familien, Völkern und Staaten, doch in dem Höchsten der Menschheit, in Sittlichkeit und religiösem Glauben, in Wissenschaft und Recht ein Gemeinsames oder eine allgemeine Uebereinstimmung zu haben; daher stammt die Hoffnung der einstigen Vereinigung Aller in einer Kirche, in einem Reiche Gottes auf Erden, und der Glaube an eine Annäherung der ganzen Menschengeschichte nach einem Ziele, einem Ideal der Menschheit hin. Daher denn in diesen allgemeinen Ideen der Wahrheit, der Sittlichkeit, des Glaubens, des Rechtes alle Gebildeten, alle Völker mehr und mehr übereinstimmen, und so ein Band zwischen allen Volksthümlichkeiten bilden, das immer fester werden muß, je mehr die freie Geistesbildung überhaupt wächst und erstarkt. Alle selbstständige Geistesbildung schreitet von der Einzelheit zur Universalität, von der Einseitigkeit in der Individualität zu der Allseitigkeit fort, und nähert sich darin dem Ideal der Totalität."

Versuch einer Metaphysik der inneren Natur. Von H. Schmid rc. Leipzig bei Brockhaus, 1834. S. 319. f.

Bleiben wir daher bei der Beobachtung dieses Ausgleichungsprocesses innerhalb derselben Nation stehen, welche in verschiedenen Stämmen zum Dasein gelangt ist, und darum auch in verschiedenen Mundarten oder Dialekten dieselbe Sprache redet, so werden wir bei steigender Annäherung der verschiedenen Stände in demselben Stamme durch gleiche Bildungsmittel und Lebenserregungen, und bei gemehrtem Verkehr der Glieder verschiedener Stämme die Verschiedenheit der Dialekte immer mehr schwinden sehen, bis diese, wenigstens unter den mit einander lebenden Theilen derselben Stämme, selbst verschwinden, wenn sie auch bei dem Verkehr der Glieder verschiedener Stämme noch fortleben. Die einzelnen Stämme derselben Nation werden, wenn nicht einer der herrschenden Dialekte von den übrigen angenommen wird, einen neuen gemeinsamen produciren, der sich über die einzelnen Verschiedenheiten erhebt und als allgemeine Umgangssprache der mit einander Verkehrenden oder der Gebildeten Gattung gewinnt. Für die deutsche Nation fällt dieser Entwicklungsproceß in die Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, in die Zeit, wo mit dem steigenden Lebensumtrieb die Erfindung der Buchdruckerkunst das Bedürfniß einer gemeinsamen deutschen Sprache Allen lebhaft fühlbar machte, in die Zeit, wo der Baum der deutschen Entwicklung zugleich noch andere Entwicklungsknoten hervortrieb, zu denen wir z. B. die Reformation rechnen müssen. So kam aus dem oberdeutschen und niederdeutschen Dialekte die Entstehung der sogenannten hochdeutschen Sprache zu Stande, welche seitdem die Bücher- und Umgangssprache aller Deutschen geworden ist, ohne daß sie jedoch die einzelnen Dialekte verdrängt hätte. Diese Dialekte und Mundarten, die gemeinsame Mutter der hochdeutschen Gemeinsprache, und die Quellen ihrer Nahrung und Bereicherung, üben fortwährend auf die Sprache der Gebildeten in den verschiedenen Gegenden unseres durch die Spracheinheit gemeinschaftlichen Vaterlandes den bedeutsamsten Einfluß aus, und auf der Stelle kann selbst ein ungeübtes Ohr es erkennen, ob ein Deutscher, der spricht, Nord- oder Süddeutschland angehört, ja, ein auf diese Differenzen aufmerksamer Sprachgeist wird viel weiter gehende Einzelheiten heraushören, aus welchen er auf den Stamm und die Gegend schließen kann, welchen ein Sprechender heimathlich angehört. Diese Differenzen bestehen sowohl in der Verschiedenheit der Lautung, als auch in der Mannigfaltigkeit der Wortformen, der Modulation, der Accentuirung, des Rhythmus, der Wortstellung und Wortver-

knüpfung, offenbaren sich also in allen Momenten der Spracheigenthümlichkeiten nach den verschiedensten Richtungen hin. Begreiflicher Weise übte diese Erzeugung der Einheit der gesprochenen oder Lautsprache den wichtigsten Einfluß auf die geschriebene oder Schriftsprache aus, und mit jener Einheit entstand, natürlich allmählig und langsamer, die Einheit dieser. Luther war ein vorzügliches Organ bei der Entwicklung dieser Einheit, und seine Bibelübersetzung in der hochdeutschen Sprache förderte diesen für die Bildung der Nation ungemein wichtigen und interessanten Lebens= und Sprachproceß auf die fruchtbarste, energischeste Weise. Seit dieser Zeit besitzen wir Deutsche eine gemeinschaftliche Laut= und Schriftsprache, an deren Ausbildung, Vervollkommnung und Ausgleichung nun bereits drei Jahrhunderte gearbeitet haben und fernere Geschlechter arbeiten werden. Auch die Orthographie der deutschen Sprache hat seit jener Zeit eine gewisse Festigkeit und Uebereinstimmung erlangt, ohne gemeinsames Organ, ohne gesetzgebende Gewalt und obersten Gerichtshof in Sachen der Sprache. Sie ist daher ein Erzeugniß des deutschen Lebens und der gegenseitigen schriftlichen Mittheilung. Daraus erklärt sich die Unvollkommenheit derselben, der Mangel vollkommner Uebereinstimmung der Schrift= mit der Lautsprache, die Unbefriedigtheit der Denkenden, wenn sie die Anforderungen der Sprachwissenschaft in dieser Hinsicht bedenken, die Erscheinung so mannigfaltiger Versuche, das Sichtbare mit dem Gehörten in Uebereinstimmung zu bringen, aber auch zu gleicher Zeit die Verschmähung der Annahme aller einseitigen Vorschläge und Neuerungen. Mit dem in Jedem, der der deutschen Nation in lebendigem Gefühl angehört, unvertilgbar lebenden Bewußtsein der Einheit des ganzen Volkes, trotz aller äußeren Zerrissenheit und Isolirung, verbindet sich die Neigung, das einmal durch die Thätigkeit der Nation erworbene gemeinschaftliche Eigenthum derselbrn Schriftsprache, ungeachtet des Bewußtseins ihrer Mangelhaftigkeit in theoretischer oder wissenschaftlicher Hinsicht, kurz an dem Herkömmlichen festzuhalten, damit die Einheit der deutschen Sprache, welche mehr in der Uebereinstimmung der Schriftsprache als der Lautsprache, mehr in dem, was in dem Raume Festigkeit gewonnen hat, als in dem, was in der Zeit verfließt, beruht, nimmer verschwinde und das gegenseitige sichere Verständniß nicht gestört werde.

Von jener Zeit her datirt sich die Einführung des Unterrichts der deutschen Sprache in die Schulen, in welchen die Jugend der Nation

ihre Bildung empfängt, und dieser Unterricht gilt seitdem mit Recht als ein wesentliches Stück der allgemeinen Bildung für die gesammte deutsche Jugend. Denn wer der Kenntniß und Fertigkeit der deutschen Sprache im Sprechen und Schreiben nicht theilhaftig geworden ist, entbehrt damit nicht nur des wichtigsten Mittels des Verkehrs mit den Gebildeten der Nation und der Theilnahme an den kostbarsten Erzeugnissen der Edelsten unseres Volkes, wie wir sie in den Schätzen der Literatur besitzen, sondern er ist zugleich des Genusses des eigensten, innersten, kräftigsten Erzeugnisses des deutschen Geistes nicht theilhaftig geworden, hat darum auf die Höhe der Bildung, welche sich im Besitz der Vornehmheit der hochdeutschen Sprache manifestirt, nicht hinaufsteigen können und muß sich dadurch allein schon zu einer niedrigen Stellung im Leben verurtheilt fühlen. Die Annahme der hochdeutschen Sprache bekundet in dem über den Volksdialekt seiner Heimath sich erhebenden Kinde ein lebendiges Streben nach Bildung, und wer sich sprechend und schreibend ihrer bemächtigt, ist zu einem unverkennbaren Grad der Bildung, der Gesittung und inneren Veredlung gelangt. Darin darf und wird der Unterricht in der hochdeutschen Sprache aus keiner Schule, die auf Menschenbildung und auf Bildung des National- oder deutschen Gemeinsinnes Ansprüche macht, jemals wieder verschwinden.

Zweierlei Anforderungen entstehen nun nach der bisherigen Darstellung für die Gebildeten der Nation, welche ihre Thätigkeit der Sprache zuwenden und sich als Organe der Fortbildung der Nation in Hinsicht der Fortsetzung der Sprachentwicklung in kleinerem oder größerem Kreise durch Wissenschaft und Unterrichtsthätigkeit betrachten: erstens die Muttersprache an und für sich immer tiefer und gründlicher zu erforschen, zweitens die Methode des Sprachunterrichts zu einer höheren Vollendung zu führen.

Die Erforschnng der Muttersprache, um ihr ganzes Sein und Wesen in allen Theilen und nach allen Beziehungen möglichst tief zu erkennen, geschieht auf einem doppelten Wege, entweder durch historische Untersuchung oder auf dem wissenschaftlich systematischen Wege. Jene dringt in die Urdenkmäler des Sprachgeistes der deutschen Nation ein, erforscht die Quellen, durchsucht die Dialekte und Mundarten, gräbt den Wurzeln des Sprachbaumes nach, zeigt den Entwicklungs- und Bilduugsgang der Sprache durch den Ablauf der Zeiten bis zur Gegenwart vor, und ergötzt das geistige Auge endlich durch die Darstel-

lung des Ertrages des ganzen inneren Lebens der Nation. Wenn es wahr ist, was Becker behauptet, daß die Sprache nur so lange lebendig bleibt und ein inneres Verständniß ermöglicht, so lange die Nation sich auch noch in den fernsten Ableitungen der Bedeutung der Wurzeln erinnert, so daß dieselbe im Gefühle wenigstens nachklingt, so wird die Lebendigkeit der Sprache vorzüglich durch die Aufsuchung der Sprachwurzeln und ihrer ursprünglichen Bedeutung gewonnen. Die dadurch erzeugte Erkenntniß sichert durch Vorzeigung des Entwicklungsganges die Vermeidung aller Einseitigkeiten und sprachgeistwidrigen Versuche, und führt dem stets in Entwicklung begriffenen Geiste der Nation, an welcher begreiflich auch die Sprache Antheil nimmt, daher sie nie zu einem abgeschlossenen, unveränderlichen Ganzen gelangen wird, neue, fruchtbare Elemente und Wurzelkeime zu, aus welchen neue Gewächse hervorgetrieben werden können; sie öffnet die in der Urzeit angebrochenen Erzadern und fördert die Anbrüche vollends zu Tage, um aus denselben für den täglichen Verkehr gangbare Scheidemünzen und für die Pracht der Feste Gold und Silber zu gewinnen. Das Resultat und letzte Ergebniß dieser historischen Untersuchung wird eine verständige Anordnung der gewonnenen Schätze sein, durch Trennung des Verschieden- und Zusammenstellung des Gleichartigen, um nicht nur den ursprünglichen Zustand und den geschichtlichen Entwicklungsgang, sondern auch den Grad der Vollendung darzulegen, welchen die Sprache bis zur heutigen Zeit erreicht hat. Die geschichtliche Untersuchung wird daher mit dem Einzelnen und Einzelnsten beginnen und mit einer systematischen Uebersicht des Ganzen endigen. In solcher Weise führt also die historische Sprachforschung zuletzt zu einer systematischen Darstellung.

Dieselbe kann aber auch auf anderem Wege gewonnen werden, und der Versuch dazu ist oft gemacht worden. Man kann nämlich, da die Sprache ein Product des menschlichen Geistes ist, also in ihr seine Denk- und Thätigkeitsformen abgedruckt sein werden, von ihnen aus, d. h. auf der Grundlage eines psychologischen, logischen, philosophischen Systems die Sprachwissenschaft aufzuerbauen versuchen, indem man dabei entweder von einem bestimmten, fremden oder eigenen, philosophischen System, in dessen Ganzheit man sich hineingedacht hat, oder von dem, nach allgemeinem Einverständniß sicheren Ertrage der Philosophie ausgeht, und in der Sprache die Formen und Gesetze nachweiset, welche sich durch das gewöhnliche und wissenschaftliche Bewußtsein entwickeln. Das Mißliche und Gefährliche dieses Versuchs einer Con-

struction der Sprache aus apriori'schen Gründen und Gesetzen, nicht nur der allgemeinen, sondern besonders einer speciellen Sprache braucht nicht ausführlich nachgewiesen zu werden. Die Fehler und Irrthümer eines bestimmten philosophischen Systems werden sich durch das Sprachsystem hindurch verpflanzen, und je weiter sich dasselbe von der Wurzel entfernt, desto unsicherer werden die Positionen, desto schiefer die Ansichten werden. Unsere Literatur liefert dazu die schlagendsten Belege. Darum haben die neueren Sprachforscher sich bei Aufstellung der Sprachwissenschaft entweder nur an die allgemeinen untrüglichen Resultate der Logik und Psychologie gehalten, oder die Sprache als eine historische Erscheinung aufgefaßt, und den denkenden Verstand nur dazu benutzt, um eine lichtvolle Anordnung in die vorliegende Mannigfaltigkeit zu bringen, oder sie haben auch den Versuch gemacht, nach Beendigung der historischen Untersuchung den Gang umzukehren, um aus den an die Spitze gestellten allgemeinsten Sätzen, welche bei jener sich als das Letzte ergaben, das minder Allgemeine, das Concrete und Einzelne zu entwickeln. Wenn wir späterhin einen Blick auf die neuere Literatur der Sprachschriften werfen, so werden uns die Belege dazu nicht fehlen.

Um nun die rechte Methode des Unterrichts in der Muttersprache in allgemeinen Zügen zu characterisiren oder zu finden, dürfen wir uns nur erinnern, in welchem Verhältniß zur Muttersprache sich der Knabe befindet. Mit dem ersten Erwachen seines Bewußtseins aus thierischer Dumpfheit und Befangenheit und mit der Zerlegung der chaotisch ihn umfangenden Außenwelt in einzelne Bilder hat er die Sprache erzeugt und durch Nachahmung erlernt. Sie ist dadurch sein geistiges Eigenthum geworden. Sein Geist denkt und lebt in ihr; sie ist nicht sein äußeres Besitzthum, dessen er sich entäußern und entschlagen könnte, das er ergreifen oder zur Seite schieben möchte; sondern sie ist mit und in ihm. Ohne hier in die Streitfrage einzugehen, ob der Mensch zu lichten Vorstellungen ohne Laut und Wort zu gelangen vermöge, so ist doch so viel gewiß, daß der wohlorganisirte Mensch jeder Zeit Vorstellung und Wort zugleich findet, daß jene das Bewußtsein von diesem hervorruft, daß beide in einander aufgehen. Die Dinge, die er sich vorstellt, rufen unwillkürlich die Wörter, mit welchen die Dinge bezeichnet werden, die Wörter die Vorstellungen der Dinge hervor. Diese Einheit oder Identität der Vorstellungen und der Worte lebt in dem Geiste jedes Knaben, wenn er die Schule betritt. Der Unterricht in der Muttersprache hat daher

die Sprache nicht als ein dem Geiste Fremdes, sondern als ein dem Geiste Eigenes zu betrachten, und nur das Bewußtsein hinzulenken auf die Functionen, welche der denkende Geist in dunklem Bewußtsein vollzieht. Von positivem Geben, äußerem Anlernen, gedächtnißmäßigem Auffassen der Sprachformen und Sprachregeln kann also bei naturgemäßem Unterricht in der Muttersprache nicht die Rede sein, sondern vielmehr von Aufsuchen der Formen, deren der Geist bereits mächtig ist, und von bewußtem Begreifen der Regeln und Gesetze, nach welchen sein Denken in der Sprache geschieht. Mit einem Worte: die naturgemäße Methode wird den analytischen, nicht den synthetischen Gang einschlagen.

Doch wir müssen, da sich jede Unterrichtsmethode an den Entwicklungsgang der menschlichen Natur anschließen und zugleich ihre Gesetze aus dem Stoffe, den sie behandelt, entnehmen, auch auf die verschiedenen Zwecke der Bildung für das bürgerliche Leben Rücksicht nehmen soll, in eine genauere Unterscheidung eingehen. Wir denken daher an die Bedürfnisse und Zwecke des elementarischen und des höheren Unterrichts, auch in der Muttersprache. Beide haben den in allgemeinen Zügen entworfenen Unterrichtsgang mit einander gemein: die Muttersprache ist jeder Zeit gegeben, sie liegt im Geist, ist das Eigenthum desselben, und daher ist die Methode überall dieselbe, nirgends ausgehend von dem Allgemeinen, Abstracten, dem System, sondern überall mit dem Einzelnen, Concreten, dem Bewußtsein am nähesten Liegenden beginnend und von da zum Allgemeinen und Allgemeinsten aufsteigend. Diese Methode nennen wir die Elementarmethode, im Gegensatz gegen die wissenschaftliche, welche daher entweder ganz aus dem Gebiete des Sprach-Unterrichts in allen Schulen ohne Ausnahme zu verweisen, oder nur am Schlusse des ganzen Ganges oder einzelner Hauptstufen anzuwenden ist. Aber diese Elementarmethode zerfällt nach den beiden Stufen des Unterrichts, dem niederen und höheren, in zwei Gebiete, welche mit dem 12ten bis 14ten Lebensjahre des Schülers in einander übergehen. Die Elementarschule hat es nur mit dem unteren, ersten Theile des Sprach-Elementarunterrichts zu thun; wir reden von ihm daher zuerst. Dem Zwecke desselben kann kein anderes Ziel gesteckt werden, als daß der Elementarschüler im Laufe seines Schullebens bis zum vollendeten 12ten bis 14ten Lebensjahre sich des Inhalts der Sprachformen, so weit sie die Begriffe und Gedanken des gewöhnlichen Lebens enthalten, und der

Sprachformen selbst in dem Maße bewußt werden, als es zu einer klaren Verständigung und zu einer geregelten Fertigkeit im Denken, Sprechen und Schreiben erforderlich ist. Der Unterricht geht überall von dem Bekannten, von den dem Schüler geläufigen Formen aus, und übt ihn in der richtigen Erkenntniß des Gehaltes und in der fertigen Anwendung, damit er das, was er spricht und lieset, klar und richtig erkenne und denke, und was er schreibt, den Gesetzen der Sprache gemäß sei. Höhere Zwecke verfolgt die Elementarmethode auf der Stufe des Elementarunterrichts nicht. Der Schüler soll nur in so weit zum Denken über die Sprachformen angeleitet werden, als es zum richtigen Verständniß und zum fertigen Können erforderlich ist. Diese beiden Stücke sind und bleiben überall die Zielpunkte.

Höhere Anforderungen macht die Elementarmethode an den weiter gehenden Unterricht in den höheren Bürgerschulen und in den Gymnasien. Sie bleibt ihrem vorherrschend analytischen Lehrgange getreu, aber sie strebt ein tieferes Erkennen dessen, was der Elementarschüler richtig vollzieht, an. Man kann sagen: wenn der Elementarschüler in der Sprache denken soll, so sollen die Schüler der genannten höheren Schulen über die Sprache denken. Wenn es im Elementarunterricht nur darauf ankommt, um Beispiele zu nennen, daß der Schüler einen Casus richtig setze und in dem Modus des Verbs nicht irre, so soll der weiter zu bildende Schüler die durch diese Sprachformen dargestellten Begriffe auffinden und ihr Verhältniß zu den Denkformen und zu den Geistesthätigkeiten überhaupt einsehen lernen. Auch dieses nicht auf dem Wege der Mittheilung und des an die Spitze gestellten, aus philosophischen Principien abgezogenen Regelwerks, sondern aus vorliegenden Beispielen und Sprachthatsachen selbst, gemäß den Anforderungen der Elementarmethode. Indem daher die Fertigkeit in richtiger, geläufiger Anwendung fortwährend und überall eine hervorstechende Berücksichtigung verdient und erhält, wird die Sprache nach allen ihren Beziehungen ein Gegenstand der Erforschung zur Entwicklung des klaren Erkennens ihrer Gesetzmäßigkeit in möglichst tiefer Auffassung, so daß sich am Ziele des Schulunterrichts eine wissenschaftliche Anordnung aller Ergebnisse und Resultate daraus ergiebt. Dieses Resultat hat die Elementarmethode nur zu ermöglichen, nicht selbst zu vollziehen. Sie hat damit ihre Aufgabe gelöset, und sie macht nun der Methode Platz, welche wissenschaftlich, d. h. construirend verfährt. Wir nennen sie darum die constructive, welche

auf der obersten Stufe des Schulunterrichts anzuwenden ist. Sie stellt die durch die Elementarmethode gefundenen Resultate zusammen, vereinigt alles Einzelne unter allgemeinen Gesichtspunkten, unter Regeln und Gesetzen, stellt oberste Principien auf, und leitet, in umgekehrtem Gange mit dem Früheren, aus denselben die weniger allgemeinen, und so weiter die einzelnen Erscheinungen ab, und erzeugt so das wissenschaftliche Sprachsystem, oder das Sprachgebäude in architektonischer Anordnung. Wenn auch in dem Verlauf der Anwendung der Elementarmethode oder des analytischen Lehrganges hin und wieder die umgekehrte Lehrweise, d. h. die construirende oder die synthetische, eintreten mag, so geschieht dieß doch nur in einzelnen Fällen und ausnahmweise, oder um die spätere Lehrweise vorzubereiten; sonst aber werden beide aus einander gehalten und nicht mit einander vermischt oder vermengt. Solches ist zwar von vielen und zum Theil sehr angesehenen Lehrschriften für Schüler geschehen, aber, wie wir später sehen werden, selten mit glücklichem Erfolg. Die Elementarmethode allein entspricht, weil sie von dem Einzelnen ausgeht und zu dem Allgemeinen anfsteigt, dem Entwicklungsgange des menschlichen Geistes und zugleich dem Verhältniß des Geistes zur Muttersprache, die bereits sein Eigenthum geworden; die construirende dagegen befriedigt auf den höheren Stufen der Entwicklung das auf denselben erwachende Bedürfniß einer wissenschaftlichen Anordnung des Mannigfaltigen, zur Verknüpfung in der Einheit des Bewußtseins.

Natürlich ist in allem Bisherigen nur die Rede von dem Unterricht der Muttersprache gewesen. Für fremde Sprachen ist die methodische Gesetzgebung eine andere. Wenn es auch außer dem nächsten Zwecke dieses Aufsatzes liegt, sich darüber zu verbreiten, so wirft doch eine nähere, wenn auch nicht specielle Berücksichtigung dieses Verhältnisses ein Licht auf den Unterricht in der Muttersprache, weshalb wir darüber Einiges anmerken wollen.

Wir haben bereits angeführt, daß Vorstellung und Bezeichnung derselben in der Muttersprache überall zusammenfallen. Ist die Vorstellung auf ein leibliches Ding gerichtet, so ist auch die Vorstellung des Dinges immer gleichzeitig mit dem Worte, so wie umgekehrt das Wort die Vorstellung des Dinges hervorruft. Nicht so verhält es sich mit den Wörtern einer fremden Sprache, die wir noch nicht kennen. Zwischen sie und die Dinge, die sie bezeichnet, oder die Vorstellung von diesen Dingen treten überall die Wörter der Muttersprache, welche

die betreffenden Dinge bezeichnen, in die Mitte, vermittelnd die Verknüpfung der Dinge mit den fremden Wörtern. Das den Gegenstand bezeichnende Wort der Muttersprache vertritt, um ein Bild von Sokrates in einem Platonischen Gespräche zu gebrauchen, die Stelle des mittleren der eisernen Ringe, deren erster der Gegenstand und deren dritter das Wort der fremden Sprache ist. Erlangt man auch bei vollständiger Aneignung einer fremden Sprache endlich die Fertigkeit, die fremden Wörter unmittelbar auf die Dinge zu beziehen oder selbst in der fremden Sprache ohne Beihülfe der Muttersprache zu denken, so ist Solches doch niemals auf der unteren oder mittleren Stufe der Erlernung einer fremden Sprache der Fall. Daraus folgt, daß eine ausländische Sprache durch die Muttersprache, nur durch ihre Vermittlung, erlernt werden kann. Gesetzt auch, man versetzte ein Kind während der Schuljahre unter eine fremde Nation, wo es nur in dem ausländischen Idiom sprechen hört, so wird das Kind stets unwillkürlich das fremde Wort erst an die die Dinge bezeichnenden, ihm bekannten und geläufigen Wörter der Muttersprache halten, weil die Vorstellungen der Dinge und der sie bezeichnenden Wörter eines sind, und benützte man daher bei dem Unterricht in einer fremden Sprache die Muttersprache nicht, so würde man das Kind auf die Lebensstufe eines Säuglings zurückdrängen und ihm die blinde Nachahmung anmuthen. Die Wörter der Muttersprache bezieht der Mensch unmittelbar auf die Dinge, die der fremden Sprache nur mittelbar auf sie.

Daraus entwickelt sich der zweite Unterschied zwischen dem Erlernen der Muttersprache und einer fremden Sprache. Jene erlernt der Mensch, ehe die klare Entwicklung des Selbstbewußtseins eingetreten, und Sprachverständniß und Selbstbewußtsein schreiten harmonisch mit einander fort. So lange das Kind sich wie eine Sache für den Andern ansieht, also sich auf dessen Standpunkt stellt, so lange fehlt ihm das seine Persönlichkeit bezeichnende Wort; es gewinnt, ergreift und gebraucht dasselbe in dem Augenblick, wo das Selbstbewußtsein, die genaue Unterscheidung des Ich von dem Du, in ihm aufsteigt. Selbstbewußtseinsentwicklung und Sprachentwicklung gehen daher stets Hand in Hand.

Nicht so verhält es sich bei der Ergreifung der fremden Sprache. Das Selbstbewußtsein hat viel früher die Stufe der Klarheit errungen, und das Kind entwickelt sich nun mit klarem Bewußtsein; nicht blind nachahmend ergreift es das fremde Wort, sondern es verlangt, nach der Stufe seiner Lebensentwicklung, das Verständniß desselben. Messen wir überhaupt die Bildung der Menschen nach den Graden

ihres helleren oder dunkleren Bewußtseins, und ist es unsre Aufgabe in allem geistbildenden Unterricht, die Bewußtseinsentwicklung möglichst zu fördern, so dürfen wir jene Forderung des Kindes, das außer ihm liegende Fremde, an das bereits klar Erkannte anzureihen, das Unbekannte durch das Bekannte zu verstehen und seiner sich durch dasselbe zu bemächtigen, nicht zurückweisen, sondern aller Unterricht, also auch der der fremden Sprache, muß das klare Bewußtsein in Anspruch nehmen und bethätigen. Die Muttersprache hat das Kind vor der Entwicklung des klaren Bewußtseins und stufenweise mit dessen Ausbildung erlernt, die fremde Sprache soll es mit wachem Selbstbewußtsein und stetem Verständniß, nicht auf dem Wege der blinden Nachahmung erlernen. Was die einzelnen Wörter der Muttersprache, ihre Formen und Veränderungen bedeuten, hat es unmittelbar mit der Auffassung der Beziehungen der Dinge in seinem Vorstellungskreise erlernt; die Wörter und Formen der fremden Sprache kann und soll es nur an und durch die Muttersprache erlernen. Daraus folgt, daß die Muttersprache, ihr Wesen und ihre Formen überhaupt, ihm zum klaren Bewußtsein gebracht sein müssen, bevor es nach den Grundsätzen einer natur- und sachgemäßen Methode zur Erlernung einer fremden Sprache durch den Schulunterricht geführt werden kann und soll.

Wenn nun zufolge des Früheren der Elementarunterricht der Muttersprache auf der unteren Stufe des Schulunterrichts die Aufgabe hat, die dem Schüler geläufigen Formen derselben zum Bewußtsein zu bringen, und dafür im Allgemeinen bis zur Vollendung ein Alter von mindestens zwölf Jahren angenommen werden muß, so ergiebt sich daraus weiter, daß vor diesem Alter der Unterricht in einer fremden Sprache nicht wohl gedeihen kann. Es ist ein unbestrittenes Gesetz der Entwicklung und darum jeder naturgemäßen Methode, daß das Unbekannte nur durch das Bekannte ergriffen und dadurch ein Eigenthum des Geistes wird. Uebt man daher eine fremde, ausländische Wortform dem Kinde ein, bevor ihm die entsprechende analoge Form in der Muttersprache zur Kenntniß gebracht ist, so fehlt die Handhabe, an der das Fremde ergriffen werden kann, und ein blind gedächtnißmäßiges, todtes Auffassen der unbekannten, leeren Formen und Formeln ist unvermeidlich, und der Lehrer zu einem geistlosen Lehren gezwungen.

Wir setzen daher für die Regel den Anfang der Erlernung einer fremden Sprache an das Ende des Elementarunterrichts, der keinem

Schüler entzogen werden darf, weil er sich an die Entwicklung der Menschennatur anschließt, der Schüler besuche nur eine ausschließlich für den Elementarunterricht bestimmte, oder eine für höheren Unterricht zugleich sorgende Anstalt. Vor dem Beginn des Unterrichts einer fremden Sprache müssen die einzelnen Formen der Muttersprache zur Betrachtung gezogen, ihre Bedeutung nachgewiesen und lebendig ergriffen sein, und es ist eine Zusammenstellung der verwandten Formen und eine Uebersicht über das Ganze erforderlich. Für diesen Zweck wird daher in beschränktem Maaße an der Gränze des Elementarunterreichts die zusammenstellende, ordnende und ableitende constructive Methode angewandt, analog ihrem umfassenden Gebrauch an dem Schlusse des gesammten Sprachunterrichts in der Schule überhaupt, so, daß sie dort auf die tieferen, wissenschaftlichen Einsichten und Resultate keine Rücksicht nimmt, sondern nur das in ihren Bereich zieht, was durch den Elementarunterricht auf der unteren Stufe wirklich ermittelt ist. Man kann es daher auch nur billigen, wenn Lehrschriften, die sich unmittelbar auf die erste Stufe des Elementarunterrichts der Muttersprache beschränken, an dem Schlusse ihres Lehrganges eine übersichtliche, der wissenschaftlichen Darstellung sich nähernde Zusammenstellung geben, theils um dadurch die Grundlegung für den Unterricht in fremden Sprachen zu gewinnen, theils um den folgenden, zweiten Lehrgang des höheren Elementarunterrichts einzuleiten.

Eine fremde Sprache ist im eigentlichen Sinne des Wortes zu erlernen; die Muttersprache aber ist nicht im eigentlichen Sinne des Wortes zu erlernen, denn der Schüler kann sie sprechen, wenn er zur Schule kommt; und sollte er nur eine Mundart, nicht rein hochdeutsch sprechen, so hat er doch nur die nicht sehr bedeutsamen Abweichungen der Allgemeinsprache von den Dialekten aufzufassen, was denn freilich zu erlernen ist. Die Hauptsache bei der Muttersprache ist das Verstehen derselben; es ist Hauptzweck ihrer Erlernung in der Schule. Das Richtigsprechen und Richtigschreiben sind Folgen des Richtigverstehens; dieses ist eine unerlaßliche Bedingung von jenen. Zum Verstehen einer Sprache gehört wesentlich die innerliche Kenntniß der Wörter, der Wortformen und der Redeformen. Wörter versteht man entweder durch ihre Ableitung aus einer unmittelbar klaren Wurzel, oder unmittelbar durch den Gebrauch, die Wortformen durch Auffassung des Gegensatzes der Stamm- und Ableitungsbegriffe und

der Verhältnisse dieser zu jenen, die Redeformen durch Einsicht in die Bedeutung der Aussageweisen, der Fallformen, der Präpositionen und Conjunctionen, kurz aller der Sprachformen, welche Beziehungen bezeichnen. Dieses Verstehen der Sprache wird auf der Stufe des Elementarunterrichts unmittelbar aus einzelnen Beispielen und Sätzen erlernt, welche zweckmäßig gewählt sein, namentlich die Erkennung der Ableitungsbegriffe aus dem Wurzelbegriffe erleichtern müssen. Wir ersehen daraus, daß wie Sprechen und Denken Eines sind, so auch Sprachbildung und Verstandesbildung zusammenfallen. Der Sprachunterricht soll nicht bloß zu Denkübungen benutzt werden, er soll überall selbst eigentliche Denkübung sein. Durch geistesbildenden Sprachunterricht lernt der Schüler erstens die Auffassung der Begriffe und Beziehungen, welche in die Sprache niedergelegt sind, d. h. die Sprache verstehen. Zweitens, da der Geist selbst der Sprache, seinem Erzeugniß, unmittelbar sein Gepräge, seine Natur einverleibt, so kommen dem Schüler die Gesetze des Denkens zum Bewußtsein. Drittens erlangt er dadurch die Gewandtheit, jeden andern Unterricht, jedes Buch besser zu verstehen, da er nun nicht mehr mit der Form ringt, sondern hauptsächlich seine Aufmerksamkeit auf den Inhalt richten kann. Endlich viertens gewinnt er die Fertigkeit, selbst richtig und gewandt zu sprechen und zu schreiben.

Wenden wir nun den unbestrittenen methodischen Grundsatz, welcher verlangt, daß das Unbekannte, Fremde, an das Bekannte angereihet werde, auf den Unterricht fremder Sprachen an, so folgt, daß die Methode, sie zu lehren, diesem Grundsatze gemäß sein würde, welche von der Muttersprache aus zu der fremden Sprache hinüberlenkte, diese durch jene erschlösse und von dem bekannten Gebiete der eigenen Sprache das Gebiet der fremden Sprache zu gewinnen versuchte. Man würde also das Erlernen der fremden Sprache mit dem Uebertragen oder Uebersetzen der Wörter und Sätze der Muttersprache in die zu erlernende beginnen und so lange damit fortfahren, bis der Schüler zu einem bestimmten Grade von Geläufigkeit in dem Sprechen und Schreiben der fremden Sprache gelangt wäre. Unläugbar ist dieses die naturgemäßeste Methode der Erlernung einer jeden fremden Sprache, und wirklich wird jede lebende fremde Sprache, in welche der Lehrer lebendig eingedrungen und die er vollständig in seinen Besitz gebracht hat, also auf die kürzeste und fruchtbarste Weise gelehrt, wie wir an französischen und englischen Bonnen und Sprachmeistern

in den Häusern unsrer Vornehmen gewahr werden. Die deutsche Redensart wird in die fremde Sprache übertragen; nun bedient man sich dieser, bis sie uns geläufig geworden, und so erobert man nach und nach das Gebiet der fremden Sprache, um dessen Produkte dann umgekehrt in deutsche umzuwandeln. Bei der Erlernung der todten fremden Sprachen herrscht der umgekehrte Gebrauch; man beginnt mit Wörtern und Redensarten der fremden Sprache, um, weil man dieses für leichter erkennt als das Umgekehrte, das Fremde in das Deutsche übertragen zu lehren. An naturgemäßer Richtigkeit steht diese allgemein gewordene Unterrichtsweise offenbar hinter der zuerst beschriebenen zurück. Die Annahme derselben findet ihre Erklärung darin, daß die fremde todte Sprache dem Lehrer nicht mundrecht geworden ist, daß er sich derselben nicht vollständig bemächtigt hat, was wir, eben weil die Sprache nicht mehr gesprochen wird, auch als eine Unmöglichkeit anerkennen. Darin findet denn die herkömmliche Methode der Erlernung todter Sprachen ihre völlige Rechtfertigung. Diese erklingen nicht mehr in lebendigen Tönen aus dem Munde in ihr denkender Völker; sie leben nicht mehr als gesprochene Sprachen, d. h. sie leben gar nicht mehr; es sind nur noch von ihnen sichtbare Rudimente übrig, die Abdrücke der Worte und Gedanken, nicht diese selbst in ihrer Unmittelbarkeit und Wahrheit, nur Reflexe derselben; es sind Wörterherbarien, wie man Herbarien der Naturprodukte des Pflanzenreichs angelegt hat; die Ueberreste, die auf uns gekommen, bilden nicht einen wogenden, fluthenden Ocean, sondern ein Eismeer, dessen Theile festen Steinmassen gleichen, das wohl von sprachbegabten Menschen durch das Licht des Geistes und durch die Wärme lebendiger Phantasie theilweise aufgethaut und in ein Fluidum verwandelt werden mag, nimmermehr aber ein lebenerzeugender Ocean wird, weil die Ströme des Volksgeistes ihm fehlen, und die bewegenden Kräfte naturkräftiger, dem Naturorganismus angehöriger Elementargeister nicht auf ihn einwirken, weshalb er stets ein todtes Meer bleibt, das in seinem Innern keine Zeugekraft birgt, und dessen Ufer nur von todtem Gesteine bedeckt sind. So wenig es selbst dem tiefsten Geiste gelingt, aus Herbarien die lebendige Natur in der Fülle ihrer Produktionen und in ihrer schaffenden Kraft zu begreifen, so wenig ist es möglich, aus Wortherbarien und aus ihren todten Rudimenten den entwichenen Geist einer Sprache hervorzuzaubern und heraus zu citiren, daß er, statt eines Schemens oder eines Gerippes, als lebendiger Geist Rede stehe

und Antwort gebe, und sich als Urwesen in seiner Naturkraft von neuem manifestire. Eben darum, weil eine todte Sprache nur in ihren sichtbaren Ueberresten vor uns liegt, muß sie auch durch das Gesicht aufgefaßt und erlernt werden, wogegen eine lebende Sprache von dem sprechenden Munde aus den Geist durch den unmittelbar sprachauffassenden Sinn des Gehörs trifft. Eben darum ist die Art des Erlernens einer todten Sprache aus ihren schriftlichen Ueberresten geboten; das fremde Wort und die fremde Sprachform wird dem Auge vorgerückt und dem Lernenden gegeben und die Uebersetzung in die Muttersprache beigefügt. Aber auch hier erkennen wir die unerlaßliche Nothwendigkeit, daß, falls nur von Lernen mit Bewußtsein und Verstand die Rede sein soll, vorher der Inhalt und die Formen der Muttersprache aufgefaßt und begriffen sein müssen, um das Unbekannte und Unverstandene durch Bekanntes und Verstandenes dem Geiste einzufügen, oder es entsteht die Nothwendigkeit, zwei fremde Formen und Sprachen, die todte ausländische und die unbekannte inländische, zugleich zu erlernen, was aber die Methode nimmer gut heißen und billigen kann. Denn diese verlangt, auf jeder Stufe den Geist des Lernenden nur mit Einem zu beschäftigen, nicht auf derselben Stufe und gleichzeitig mehreres Verschiedenartige oder Alles zugleich zu treiben, weil dadurch nothwendig Unklarheit und Verwirrung entsteht. Soll sich daher z. B. der Schüler bei Erlernung der Zeitwörter der lateinischen Sprache der Bedeutung der Endsylben o, as, at etc. mit Verstand bemächtigen, so muß vorher von ihm die Bedeutung der deutschen Endformen e, est, et u. s. w. begriffen sein. Aus dieser Darstellung erhellet indeß zugleich der hohe Werth der Erlernung einer fremden Sprache für das rechte Verständniß der Muttersprache, weil die ähnlichen Formen eine Vergleichung verschiedener Formen für ähnliche oder gleiche Vorstellungen und Beziehungen ermöglichen, wodurch der Lernende nothwendig zu allgemeineren Ansichten über die Muttersprache selbst gelangt, indem man einen Gegenstand nie durch isolirte Betrachtung desselben, sondern durch dessen Beziehung auf andre und durch Vergleichung mit verwandten vollständig kennen lernt.

---

Nachdem wir in dem Bisherigen den allgemeinen Grundsatz, vom Concreten zum Abstracten fortzuschreiten, auch auf den Sprachunterricht angewandt und in demselben geltend gemacht haben, könnte unsre

Ansicht in dieser Beziehung entweder falsch verstanden oder eine verkehrte Folgerung daraus gezogen werden. Um dem zu begegnen, dürfen wir uns hier einer ausgedehnten Bemerkung nicht entschlagen.

Gewöhnlich setzt man den Gegensatz zwischen dem Abstracten und Concreten dem des Allgemeinen und Besondern gleich. Dieses mag in dem meisten Fällen zulässig sein. Daß aber zwischen beiden Begriffsdifferenzen keine Gleichheit statt findet, wird dem gleich durchsichtig sein, welcher bedenkt, daß auf dem Gebiete des Concreten der Unterschied des Allgemeinen und Besondern wiederkehrt, ohne daß hier eigentlich vom Abstracten die Rede sein könnte. Wenn wir nun in dem gesammten Unterrichte, auf allen Stufen der Bildung ohne irgend eine Ausnahme, das Concrete als den Anfang, das Abstracte als das Ende des Unterrichts verlangen, so wollen wir das nicht so verstanden wissen, daß überall mit dem besondersten Einzelnen, und von da aus zu dem weniger Besondern oder Allgemeineren fortgeschritten werden solle, sondern wir verlangen nur, daß das Concrete, hier noch gleich viel, ob es ein Concretes-Einzelnes, oder ein Concretes-Besonderes, oder ein Concretes-Allgemeines ist, überall den Grund des Unterrichts abgebe. Solches setzen wir daher auch für den Sprachunterricht fest. Für diesen aber verlangen wir nun specieller: daß innerhalb des Gebietes des Concreten in der Regel die Betrachtung des Allgemeinen der Unterscheidung des Besondern vorhergehen müsse, wenn eine genaue Unterscheidung aller Hauptgegenstände und eine glückliche Orientirung des Schülers von Anfang an durch den ganzen Unterricht hindurch gehen soll. Um Beispiele zu nennen, verlangen wir also, daß der Auffassung der verschiedenen Bedeutungen des Objects die Auffassung des Objects im Allgemeinen, als des Verhältnisses eines Gegenstandes zu einer Thätigkeit, vorhergehe, und daß darauf erst das bestimmende und ergänzende Verhältniß und in dem letzteren, demnächst erst die darin liegenden Verschiedenheiten nach Sache und Person und nach den Richtungen, und in dem ersteren die Differenz nach Zeit und Ort, Art und Weise, Ursache und Wirkung unterschieden werden. Deßgleichen lehren wir zuerst das Wesen des Prädicats im Allgemeinen, natürlich immer an Beispielen, also auf dem Gebiet des Concreten, kennen, gehen nachher zu den besondern Arten und Formen des Prädicats über, wie von der allgemeinen Betrachtung des Attributs zu den verschiednen Formen desselben. Dieser Absicht gemäß bleiben wir also bei der Auffassung der drei Satzverhältnisse, des

prädicativen, attributiven und objectiven, zuerst stehen, ehe wir die verschiedenen Formen des Prädicats, Attributs und Objects aufstellen. An sie reihen wir nachher die Arten der verschiedenen Nebensätze, wieder zuerst im Allgemeinen und später erst mit genauer Unterscheidung der einzelnen Arten und Verschiedenheiten. Soll sich der Schüler nicht in der unendlichen Menge von Formen und Unterschieden verlieren; so muß ihm durch die Betrachtung des Allgemeinen immer erst der Anhalt oder die Einheit gegeben sein, an den er die Vielheit anreichet, und er muß von Anfang an gewöhnt werden, das Besondere als ein Allgemeines mit bestimmter Begriffsdifferenz zu denken, und von den nebengeordneten, verwandten Besonderheiten zu unterscheiden. Dieser Sprachunterricht gleicht daher ganz dem Verfahren auf dem Gebiete der Naturgeschichte. Zuerst betrachten wir mit dem Schüler eine einzelne, den Sinnen vorliegende Pflanze im Allgemeinen nach ihren Haupttheilen: Wurzel, Stamm, Zweige und Blüthe; dann gehen wir zur Betrachtung der Verschiedenheiten an den Haupttheilen über und sehen nun die einzelnen Theile und die speciellsten Verrichtungen derselben in jedem Hauptorgan an, um dadurch allmählig zu einer fortschreitend lebendigen Erkenntniß der Pflanze in der Gliederung ihrer Organe und in den Functionen der einzelnen Theile zu gelangen. Wir würden aber verkehrt verfahren, wollten wir der Bedeutung der Blüthe im Allgemeinen die Wirkungen der Staubfäden, diesen die Bedeutung der Staubbeutel und des Blumenstaubs vorausgehen lassen. Oder, um aus dem Gebiete der Pflanzenkunde noch ein schlagenderes Beispiel zu wählen, denken wir nur an die, wenn auch noch nicht allgemein erkannte, aber allein richtige Methode ihres Unterrichts. Dieselbe besteht zu oberst in dem Fortschritt von dem Concreten zum Abstracten, von der Anschauung zum Begriff, also von den einzelnen Pflanzen zu den Arten, von den Arten zu den Gattungen, von den Gattungen zu den Familien u. s. w. Aber ein großes Mißverständniß dieses richtigen Grundsatzes wäre es, wollte man mit der Unterscheidung der einzelnen Arten derselben Gattung anfangen; denn diese Unterschiede sind viel feiner, liegen viel tiefer und entziehen sich viel eher dem Auffassungsvermögen, als die Differenzen von Arten ganz verschiedener Gattungen, als die Unterschiede zwischen verschiedenen Familien und Ordnungen. Mit diesen allgemeinsten, gröbsten Unterschieden beginnt man daher, und steigt von ihnen herab zu feineren Unterscheidungen, wie man auch in der Zoologie erst den

Unterschied von Säugethier und Vogel auffassen lehrt und viel später zu den Differenzen der Arten der Katzen oder der Finken z. B. übergeht.

Dieser auf dem Gebiete der Naturkunde geltende methodische Grundsatz gilt auch für den Sprachunterricht. Ohne Zweifel hat sich in dieser Richtung auch die Sprache selbst entwickelt. Der Entstehung des ausgebildeten Satzes ging der nackte Satz, der Hineinlegung einzelner Begriffsunterschiede in ihren weiteren Verzweigungen in untergeordneten Arten die Unterscheidung allgemeiner Differenzen vorher, ganz gemäß der Entwicklung eines Gewächses, dessen Theile sich aus einer bestimmten beschlossenen Einheit in immer weiter gehenden Differenzirungen entwickeln. Alles aber auf dem Boden des Concreten, nirgends von einer vorausgegebenen abstracten Regel, sondern überall von der unmittelbaren lebendigen Anschauung aus. Diese bildet die Einheit der Betrachtung, von der Alles ausgehen muß. Sie besteht in der unmittelbaren Erfassung eines Gedankens; sie ist also eine innere Anschauung, d. h. genaue Unterscheidung des Gedankens und der Vorstellungen von dem Worte und dem Satze, welche äußerlich, in äußeren Anschauungen aufgefaßt werden. Von diesen inneren Anschauungen geht alle Klarheit in der Auffassung der Sprachformen, wie jede Sprachforschung selbst aus; denn diese beruht auf der Vergleichung der Wort- und Satzformen mit den in ihnen liegenden Vorstellungen und Gedanken. Von ihr geht man über zu der Auffassung der in ihr zu einer Einheit verknüpften Vorstellungen und Begriffe, dann zu deren Beziehungen zu einander, und diesen inneren Verhältnissen gemäß zu den ihnen entsprechenden äußeren, dem Satze im Allgemeinen, den einzelnen Wörtern des Satzes, den Biegungsverhältnissen, den Aussageweisen rc. über. Kurz, das Besondere kann vom Schüler nur dann begriffen und verstanden werden, wenn das Allgemeine, unter dem es enthalten ist, von ihm aufgefaßt worden und er das Besondere als ein Allgemeines, in einer bestimmten Weise ausgeprägt, denkt. Die Gegensätze, welche einander wechselseitig beleuchten, wie z. B. die inneren von Person und Sache, Begriff und Beziehung, Ding und Thätigkeit und die ihnen entsprechenden grammatischen treten also nicht von Anfang an hervor, sondern sie entwickeln sich in allmähliger Fortschreitung aus der Einheit des Satzes heraus. Daß späterhin eine Zurückführung des Besonderen auf das Allgemeine, der Vielheit auf die Einheit, der Gegensätze in untergeordneten Beziehungen, also der relativen, nicht absoluten Gegensätze, auf die sie

einschließende neutralisirende Einheit des Satzes und des Gedankens geschieht, bedarf keiner besondern Ausführung.

Offenbar gehört aber zur Auffassung wenigstens der meisten dieser Verhältnisse, der Unterschiede der Arten der Satzverhältnisse, der Bedeutung der Biegungsendungen und Aussageweisen, ja schon zur scharfen Unterscheidung des Gedankens von seiner leiblichen Erscheinung in dem Satze, eine Verstandesreife, wie wir sie den Schülern unsrer Elementarschulen nicht zutrauen dürfen. Wir verweisen daher auch diese strenge Art des grammatischen Unterrichts aus der Elementarschule hinaus in das Gebiet der mittleren Stufe der höheren Schulen, dahin, wo der Uebergang zu einer späteren Construction des Ergebnisses des Unterrichts gemacht werden soll. Gleichzeitig lassen wir mit ihm den Anfang des Unterrichts in fremden Sprachen machen. Wir verlangten oben die Anschauung des Gedankens und die Unterscheidung desselben von dem Satze. Beide sind aber für das gewöhnliche Bewußtsein Eins und Dasselbe. Dem Kinde wird daher die Unterscheidung beider keineswegs leicht, und die Sache wird ihm in der That erst dann klar, wenn es so weit gekommen, daß es lernt, denselben Gedanken, wenn auch mit einiger Schattirung, in verschiedne Sätze niederzulegen, noch mehr aber, wenn solches in verschiedenen Sprachen geschieht. Tritt daher mit dem oben beschriebenen Sprachunterricht gleichzeitig der Unterricht in einer fremden Sprache ein, so erleichtert das Eine das Andre auf eine sehr erfolgreiche Weise. —

Die constructive oder wissenschaftliche Methode, welche an dem Ende des ganzen Sprachunterrichts eintritt, kann einen doppelten Weg einschlagen:

entweder geht sie von der reinen Denkthätigkeit und deren Formen, in dem Systeme Kant's und seiner Schüler von den Kategorien, oder von allgemeinen metaphysischen Sätzen aus und zur Untersuchung der ihnen entsprechenden Sprachformen über;

oder sie stellt die in dem wissenschaftlichen Bewußtsein bis jetzt aus der Sprache ermittelten Allgemeinsätze und Principien an die Spitze, um ihnen alles Mannigfaltige in gegliederter Abstufung unterzuordnen.

Die erste Methode würde die streng wissenschaftliche, rein synthetische, die andere die auf ursprünglichem Empirismus und Abstraction beruhende empirisch-wissenschaftliche sein, jene die Anforderung der Wissenschaft im höchsten Sinne des Worts befriedigen, diese dagegen den

Vorzug der größeren Sicherheit und Gewißheit vor ihr voraus haben. Beide aber stellen eine Theorie auf. Theorie ist Entwicklung und Erklärung von Thatsachen aus Principien und allgemeinen Gesetzen. Die Erkenntniß der Thatsachen wird jederzeit und überall aus der Beobachtung oder durch Versuche gewonnen, die Erkenntniß der allgemeinen Gesetze und Principien durch Reflexion und Speculation. Die Erklärung jener aus diesen geschieht durch Analogie und Induction. Zu untrüglichen Resultaten führt bekanntlich niemals die Analogie, sondern nur die Induction als die einzig sichere Schlußweise von dem Besonderen auf das Allgemeine (regressiv). Damit haben wir denn von anderer Seite unsere obige Feststellung, daß der Sprachunterricht sich der rückwärtsschreitenden oder analytischen Methode zu bedienen habe, als richtig nachgewiesen. Die rechte Methode enthält sich vorab überall des voreiligen Systematisirens und Ableitens aus allgemeinen Principien, und sie verweiset das progressive Verfahren an das Ende der von den erfahrungsmäßig aufgefaßten Thatsachen ausgehenden untersuchenden Methode.

Den Gränzen gemäß, die wir uns für den gegenwärtigen Aufsatz gesteckt haben, bleibt uns nur noch übrig, mit Bezug auf die bisherige allgemeine Darstellung die Methode und beziehungsweise den Werth der in den neueren Zeiten erschienenen Lehrschriften für den Unterricht in der deutschen Sprache anzudeuten. Einzelnes, was bisher, um die Uebersicht nicht zu stören, nicht wohl seine Stelle finden konnte, wird bei dieser Bücherschau von selbst hervortreten. Wir können uns dabei der Kürze befleißigen, einmal weil der Maaßstab vorgezeichnet ist, nach dem wir Leistungen auf dem Gebiet des Sprachunterrichts würdigen zu müssen glauben, und dann auch, weil die aufzuführenden Schriften ohne Zweifel den Lesern größtentheils bekannt sind. Es würde daher nicht zeit- und ortsgemäß erscheinen, jetzt noch eine ausführliche Kritik von denselben zu geben; auf die Beurtheilung der neuesten Schriften werden wir aber etwas näher eingehen, um uns mit unsern Lesern auf den Standpunkt der Gegenwart zu stellen, und uns den Zustand, bis zu welchem die Methodik des Sprachunterrichts gefördert ist, und die Leistungen der dahin einschlagenden Lehrschriften zu vergegenwärtigen. Was in der einen oder andern Beziehung nach unserm Ermessen etwa noch zu leisten sein möchte, werden wir wenigstens andeuten.

---

Sämmtliche Sprachschriften für die Wissenschaft oder für den höheren, wissenschaftlichen Unterricht können in Betreff der Methode, die sie anwenden, in drei Abtheilungen gebracht werden. Sie gehören nämlich entweder zu den Schriften, die in der bekannten Weise der lateinischen Grammatiken verfaßt sind. Als einen Repräsentanten derselben nennen wir die Adelung'sche Grammatik. Oder sie gehen von gewissen wissenschaftlichen, logisch-psychologischen oder philosophischen Grundgedanken, sogenannten Principien, aus, aus diesen Eintheilungsgrund und Art der Anordnung und Entwicklung des Stoffes hernehmend. In dieser Weise sind vorzüglich die neueren Schriften des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache gearbeitet, und wir nennen Becker als ihren Repräsentanten. Die dritte Art der wissenschaftlichen Schriften für deutsche Sprache wandelt den historischen Weg; wir denken beispielweise an Jacob Grimm. Wir hätten demnach drei verschiedene Schulen: die Adelung'sche oder die der alten lateinischen Grammatik, die wissenschaftliche und die historische.

Die erstere hat längst angefangen zu veralten, und die von ihr befolgte Methode wird hoffentlich bald aus allen Lehranstalten Deutschlands verschwunden sein. Denn auch selbst zu des mit der Methodik nur vom Hörensagen bekannten Lehrers Ohren ist doch die Notiz gelangt, daß die lebendige Muttersprache nicht behandelt werden dürfe, wie man eine abgestorbene Sprache zu tractiren gewohnt ist.

Die historische Schule fesselt hier nicht unser besonderes Interesse. So wichtig auch die Ergebnisse ihrer Forschungen, z. B. die von J. Grimm, Graff 2c. für die Wissenschaft selbst sind, so beschränkt sich ihr Einfluß doch auf den Inhalt des deutschen Sprachunterrichts, ohne die Methode desselben, von der hier die Rede ist, näher zu bestimmen oder umzugestalten. In der nächsten Berührung mit unserem Zwecke stehen die Schriften der wissenschaftlichen Schule. Als ihre bedeutendsten Schriften gelten noch bis heute die des oft genannten Triumvirats: Becker, Herling und Schmitthenner. Schon jetzt haben die Arbeiten Becker's von seinem Organismus an bis zu dem Worte in seiner organischen Verwandlung auf den Unterricht und die meisten der neueren Schulschriften über die Muttersprache den bedeutendsten Einfluß ausgeübt, und die reichen Anbrüche, die sie eröffnen, sind noch lange nicht erschöpft. Weniger glücklich, denn als Sprachforscher, ist Becker als Sprach-

lehrer gewesen. Nicht als wenn wir seiner Grammatik, sowohl der größeren als der kleineren, besonders in den neuesten Ausgaben, die ihr gebührenden Verdienste absprechen und den bedeutenden Fortschritt, den sie in der Sache begründen, leugnen oder gering achten wollten; aber nach den oben näher erörterten Grundsätzen können wir unmittelbar, d. h. wenn nichts Anderes vorhergeht, ihren Gebrauch in Schulen nicht für zulässig erklären, obgleich wir bis heute für den Unterricht auf höheren Schulen keine besseren Lehrbücher besitzen.

Denselben Vorwurf müssen wir den Lehrschriften Herling's, sowohl seiner Syntax, als auch dem ersten Cursus eines wissenschaftlichen Unterrichts machen, obgleich sie sich durch ein sehr reiches Material, eine Masse der passendsten Beispiele auszeichnen, und kein Lehrer der Gegenwart, der mit der Zeit fortschreiten will, ihr Dasein ignoriren kann. Aber sie sind in der wissenschaftlichen, dogmatischen Lehrmethode gearbeitet. Die Wichtigkeit der Sache möge es entschuldigen, wenn wir noch etwas näher darauf eingehen.

An der Spitze der einzelnen §§. steht ein Lehrsatz, der allgemeine; dann folgt eine kurze Erläuterung und mit kleinerer Schrift Beispiele, welche als Beweis gelten. Diese alte, gewissermaßen durch Alterthum geheiligte, dogmatische Methode hat nach unserem Bedünken dem Unterricht und der Bildung unberechenbaren Schaden zugefügt. Denn sie ist naturwidrig. Sie trägt zum Theil die Schuld, daß so wenig denkende Köpfe aus den höheren Bildungsanstalten hervorgehen, so wenige mit Lust und Liebe zum Forschen erfüllt sind, so wenige den Kreis ihres Lebens mit Klarheit durchmessen. Diese Folgen sind die nothwendigen des naturwidrigen Verfahrens. Nicht begreifen würden wir das zähe Festhalten dieser Methode, wenn wir nicht die Macht der Gewohnheit und der Autorität, nicht die Gewalt der Bequemlichkeit, nicht die falschen Ansichten von dem, was man Wissenschaftlichkeit, wissenschaftlichen Vortrag, wissenschaftliche Methode nennt, kenneten. Sie hat das Ansehen eines seit Jahrhunderten unwandelbar Bestehenden, Geheiligten, Ehrwürdigen. Sie ist für den Lehrer bequem, denn sie muthet ihm nicht zu, die Wahrheit zu suchen oder gar zum Suchen derselben anzuleiten, sondern er trägt die von Andern gefundene auf Andere, denen er sie mittheilt, über, und er beweiset oder beleget das Gegebene. Folglich ist sie, schließt man, dogmatisch und wissenschaftlich zugleich, also — vortrefflich. Denn was will man mehr? — Betrachten wir jedoch die Sache näher, ganz bei unserm Gegenstand

verweilend! Der Lehrer giebt die Wahrheit. Aber wer hat sie ihm gegeben? Er hat sie von seinem Lehrer. Und dieser? Wieder von seinem Lehrer. Und so rückwärts. Aber der Erste? Dem hat man sie nicht gegeben, weil man sie noch nicht hatte, sondern er hat sie gefunden. Darum darf man im Geiste eines gereiften Schülers fragen: Warum lässest du, Lehrer, den Schüler die Sache nicht finden? Warum leitest du seine Schritte nicht auf den Weg des Suchens und Findens, sein Nachdenken nicht durch Fragen von einer Stufe zur andern, von dem Standpunkte aus, auf dem er steht, bis zur selbstthätigen Ergreifung der Wahrheit? — Das ist doch allein die wahre, geistbildende Elementarmethode. Bei ihr bedarf es der nachträglichen Hinzufügung eines Beweises nicht mehr, denn der Beweis liegt in dem eingeschlagenen Wege. Ueberhaupt beruht das Beweisen meist auf pedantischem Formalismus. Der Arithmetiker, der Geometer stellt eine Behauptung, einen Lehrsatz auf, und demonstrirt nun, d. h. weiset die Richtigkeit des Satzes, und dieses heißt: die richtige Ableitung aus festliegenden Sätzen, die Uebereinstimmung mit ihnen, nach. Aber es ist doch sonderbar, daß man nicht lieber mit den festliegenden Sätzen beginnt und aus ihnen direct durch Schlußfolgen den allgemeinen Satz herleitet, in der Weise, wie er gefunden worden. Jenes ist der herkömmliche wissenschaftliche Gang. Aber was ist wahre Wissenschaftlichkeit, wissenschaftliche Methode? Etwa eine in steifem, regelrechtem Formalismus sich fortbewegende Lehrweise=Lehrform, oder ist es die Methode, durch welche der Lernende zu vollständiger Einsicht des Gegenstandes auf naturgemäßem Wege gelangt? Liegt das Wesen der Wissenschaftlichkeit in vorgeschriebenem Schematismus, oder in der Durchdringung des Gegenstandes? Den darin liegenden Unterschied scheint man nicht klar genug aufgefaßt zu haben: Bei richtigem Verfahren bedarf es keines hintendrein folgenden Beweises, sondern des Bewußtseins des eingeschlagenen Weges und der Richtigkeit der Ableitung eines Satzes aus dem andern, welche der Beweis ist. Ein an die Spitze gestellter Lehrsatz enthält die unbekannte neue Wahrheit. Der Schüler soll sie ergreifen, auffassen, einsehen. Aber er kann sie in der Regel nicht einsehen, denn die Gründe liegen nicht vor. Im glücklichsten Falle denkt er sich mit Mühe hinein; in der Regel nimmt er sie aber auf Autorität an, faßt sie gedächtnißmäßig auf. Damit ist die Lust des Forschens schon vernichtet. Denn diese besteht in der Freudigkeit, neue Wahrheiten aufzusu-

chen, auf Entdeckungen auszugehen. Das Verborgene reizt die Wißbegier. Die Forschlust ruht in dem Reiz des Suchens, nicht in der Freude an gegebenem oder ererbtem Besitzthum. Der Lehrer soll Hebammendienste leisten, mehr nicht. Thut er mehr, so giebt es unreife Geburten, oder er tödtet vorhandenes Leben. Das ist eine eben so alte Wahrheit, als jene alte Methode, also Autorität gegen Autorität; aber ihre Anwendung ist selten. Denn sie ist schwer, sehr schwer. Sie setzt voraus, nicht nur, daß sich der Lehrer der Wahrheit bemächtigt habe, sondern auch des Weges sich bewußt sei, auf dem sie gefunden worden; und dieses weiß er selbst nur äußerlich, nicht innerlich lebendig, wenn er sie selbst nicht auf diesem Wege gefunden hat. Ihre Anwendung setzt in jedem Augenblicke das wachste Selbstbewußtsein, die Lebendigkeit der Verfolgung des Entwicklungsprozesses in dem Geiste des Schülers voraus; darum erscheint sie so selten im Leben, in den Schulen.

Aus diesen allgemeinen Gründen können wir nicht damit zufrieden sein, daß Herr Professor Herling mit vielen Andern seine neuen Wahrheiten nicht in der rechten Weise vorgetragen hat. Er hätte sich nach den Forderungen der Elementarmethode auf den Standpunkt des Schülers stellen sollen, der mitten in der Sprache selbst liegt. Er mußte ihm die Beispiele, aus welchen gefolgert werden konnte, was der Verstand des Lehrers in jedem Falle folgern lassen wollte, finden lassen, oder er konnte auch in dem Buche die Beispiele selbst geben, um aus denselben durch Reflexion die allgemeinen Sätze, die Regeln, finden zu lassen, sie daraus abzuleiten. Denn also sind sie von ihm und Andern gefunden worden. In solcher Weise entsteht ein lebendiger, naturgemäßer Entwicklungsprozeß und einzig ein fruchtbares, lebendiges Wissen. „Dann wäre das Buch sehr breit geworden!" Allerdings, etwas voluminöser, denn jetzt; doch nicht sehr bedeutend, aber der Gewinn wäre ein unendlicher gewesen. Der Selbstlernende hätte den Weg des Suchens und Findens gewandelt; dem Lehrer wäre der einzuschlagende Weg vorgezeichnet und derselbe angeleitet worden, das schwerere Geschäft zu übernehmen, wie es ihm zukommt. Bei der angewandten dogmatischen Methode aber macht der Lehrer sich die Sache leicht, und muthet dem unreiferen Schüler das Schwerere, meist das Unmögliche zu. Aber die methodischen Lehrschriften sollen den Weg ebnen; sie dürfen nicht dem Lehrer die Umwandlung der Anordnung zumuthen; denn den meisten fehlt dazu die Lust und

die Kraft. Wer daher die Herling'schen Schriften methodisch-richtig gebrauchen will, muß das Spätere zum Früheren, die Noten zum Texte, den Text zu Folgerungen machen. Denn die synthetische, sogenannte wissenschaftliche Anordnung soll als letztes Resultat des ganzen Ganges erscheinen. Daß diese Verfahrungsweise nicht eingeschlagen worden, daher rührt es, daß sich die Schriften des Verfassers nicht weiter verbreitet haben. Einen Theil der Schuld trägt freilich auch der schwere, zu gedrängte Styl derselben. Er ist zwar prägnant, inhaltsvoll und reich, aber zu abstrakt, zu schwer. Darin verdienen die Schriften Becker's den Vorzug; sie schlagen mehr den Gang der Entwicklung, der Deduction ein, und in einfacherem Style.

Nahe liegt hier noch eine Bemerkung, die man nicht als hierher nicht gehörig betrachten möge: die Andeutung eines der Hauptgründe, warum die für den Unterricht auf Gelehrtenschulen bestimmten Lehrschriften, in Betreff der Methode, hinter den besseren Lehrgängen der neueren Zeit, die für Elementarschulen erschienen, zurückgeblieben sind, was wir als eine, wenn auch nicht allgemein zugegebene, doch als zuverlässige Thatsache ansehen. Die höheren Schulen legen, obgleich man sich in Aeußerungen oft zum Gegentheil, nämlich zum formalen Unterricht, bekennt, in der Wirklichkeit entschieden den höchsten Werth auf Kenntnisse, auf Massen, auf Gelehrsamkeit, die in dem Reichthum des Wissens gesucht wird. Die Schüler sollen Gelehrte werden, alle Schüler, und zwar Wissende auf der breitesten Grundlage. Man hat offenbar dabei übersehen, daß die Mehrzahl der Schüler dazu die Befähigung nicht erhalten hat, wenn man nämlich nicht auf einsichtsvolles Wissen, auf selbstthätiges Ergreifen desselben verzichten will. Und doch ist nur mit diesem ein freudiges, geistbildendes Lernen verbunden; nur ein solches erzeugt geistige Productivität. Will man diese in Allen nach Maßgabe ihrer (meist mittelmäßigen) Gaben entwickeln, was man doch wollen muß, wenn wahre Bildung des Einzelnen der Zielpunkt des Strebens bleiben soll; so muß man auf die Sammlung von Massen des verschiedenartigsten Wissens verzichten. Das hat man aber nicht gethan. Und doch ist beides zugleich in den bei weitem meisten Fällen unerreichbar. Darum ist die Forderung einer Umkehr d. h. eines Ablassens von dem abtödtenden Jagen nach Erkenntniß- oder Kenntnißmassen, wie uns bedünkt, eine zeitgemäße Forderung. Die Beachtung der Forderungen einer geistbildenden Methode, d. h. der wahren individuellen Menschenbildung, ist unerlaßlich, wenn ein freu-

digeres Lernen, energischere Geistkräftigkeit und herzerfreuende Frische mehr und mehr in unsern höheren Schulen Platz greifen soll.

Daß die Elementarlehrer von den neueren, außerordentlichen Fortschritten der Methodik mehr Gewinn gezogen haben, als die höheren Schulen, ist eine leicht begreifliche Erscheinung. Die Untersuchungen einer naturgemäßen Unterrichtsmethode beschränkten sich vorzugsweise auf die Elemente des Unterrichts, gingen nicht von Gelehrten, sondern von Männern aus, die nach den Wurzeln der Bildung gruben, und die Schulen, für die sie arbeiteten, hatten keinen festen Bestand, so daß nicht erst umgerissen und weggeschafft zu werden brauchte, um Raum zu gewinnen für die neue Saat. Dazu kam, daß man neue Anstalten in's Leben rief, in welchen die Grundsätze einer besseren Dialektik und Methodik praktisch geübt und auf dem fruchtbaren praktischen Wege angehenden Volksschullehrern angeeignet wurden. Dergleichen Anstalten fehlen aber größtentheils noch für den höheren Unterricht, oder sie erzeugen nicht in gleichem Maaße die erzielten Resultate, weil man auch in ihnen in althergebrachter Weise mehr auf Erweiterung der Kenntnisse, welche in der neueren Zeit unendlich ausgedehnt worden sind, als auf methodische Durcharbeitung des vorhandenen Stoffes Werth legte. Jene Beschränkung der Anforderungen an die einzelnen Schüler in Betreff der Grundlagen und Massen des verschiedenartigsten Wissens wird, hoffen wir, zusammenfallen mit der Ergreifung geistbildenderer Methoden, damit man an Intension gewinne, was scheinbar an Extension verloren gehen möchte. Diese Umbildung würden wir nach unserer Ueberzeugung als ein viel versprechendes Ereigniß zu begrüßen haben.

Kehren wir zu den Sprachschriften zurück, so haben wir noch aufmerksam zu machen auf eine geistvolle Kritik neuerer Ansichten, welche den Titel führt:

„Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre, mit einer Beurtheilung der Theorien Becker's, Herling's, Schmitthenner's, Thiersch's und Anderer. Von Dr. K. Hoffmeister. Erstes und zweites Bändchen. Bädeker in Essen, 1830," und der Aufmerksamkeit aller philosophischen Sprachforscher, wie aller Lehrer an höheren Schulen in hohem Grade würdig ist.

Zwischen den bisher genannten, für wissenschaftliche Schulen bestimmten Lehrschriften und den eigentlich elementarischen, von welchen zuletzt die Rede sein wird, stehen einige der neueren Zeit in der Mitte,

die so den Uebergang zwischen beiden machen, wie äußerlich die sogenannten höheren Bürger- oder Realschulen, für welche sich die zu bezeichnenden Schriften auch vorzugsweise eignen.

1) „Deutsche Sprachlehre für Schulen, von Götzinger, zweite Auflage, Arau, 1833", welche sich durch gründliche Verarbeitung neuerer Forschungen, nicht ohne Eigenthümlichkeit der Ansichten, durch einen großen Reichthum des ausgesuchtesten Materials und durch eine treffliche Beispielsammlung ausgezeichnet.

2) „Deutsche Grammatik, wissenschaftlich bearbeitet von B. F. Glückselig ꝛc., Prag, 1832".

3) „Kleine Regellehre der deutschen Sprache von demselben, 1833.

Die dogmatischen Sprachlehren, zu welchen auch die vorliegenden gehören, gehen entweder, wie die weitverbreitete von Heyse u. A., in alter Weise von den Lauten und Buchstaben aus und von da zu den einzelnen Redetheilen über, mit der Syntax endigend; oder sie beginnen, wie fast alle neueren Sprachlehrschriften, mit dem Satze, als der organischen Einheit aller andern Vielheiten, welche durch Auflösung jener, also auf dem analytischen, früher als richtig bezeichneten Wege gefunden und stets in ihrem organischen Verbande zu dieser Einheit betrachtet werden, so daß Formenlehre und Syntax überall in einander eingreifen und in einander übergehen. Man kann aber auch noch einen dritten, beide eben bezeichneten in gewisser Hinsicht vermittelnden Weg einschlagen, um den Versuch zu machen, die Vortheile beider mit einander zu vereinigen. Jene isolirende, begriffsmäßige Methode gewährt den Vortheil, daß alles unter demselben Begriff Stehende zusammengeschaart und das Gleichartige hintereinander abgehandelt wird; aber sie reißt dabei das Einzelne aus seiner natürlichen Verbundenheit heraus, in welcher es doch nur begriffen werden kann. Der vom Satze überall ausgehenden Lehrweise fehlt dagegen die Uebersichtlichkeit und Einheit, sie bedarf daher einer Ergänzung. Dieser Mangel ist aber offenbar viel geringer als der der erstgenannten Methode und leicht zu beseitigen. Die Vereinigung beider wird nun darin bestehen, daß man das dem Begriffe nach Zusammengehörige vereinigt, aber es zugleich in seinem Verhältnisse zum Satze und in seiner Verbundenheit mit demselben betrachtet. Diesen vermittelnden Weg hat der Verfasser der zuletzt genannten Schriften eingeschlagen, und wir müssen gestehen, daß er auf demselben Anerkennenswerthes geleistet hat. Die erste Schrift eignet sich namentlich vortreff-

lich dazu, um den Schülern, nach Vollendung eines Sprachcursus in der Elementarmethode, die wir nach unserer Ueberzeugung festhalten müssen, eine übersichtliche Zusammenstellung alles Gleichartigen zu geben. *)

2) „Deutsche Sprachlehre, zunächst für höhere Bürgerschulen, von Fr. Aug. Lehmann, Oberlehrer in Bunzlau. Sorau und Bunzlau, bei Julien. 1834."

Ueber diese, besonders für höhere Bürgerschulen und Schullehrer-Seminarien bestimmte Grammatik haben wir uns bereits anderwärts **) ausführlich geäußert, weshalb wir darauf verweisen müssen. Wir hatten von ihr zu rühmen: außerordentliche Reichhaltigkeit, systematische Anordnung und besonnene Prüfung der neuesten Forschungen, besonders der frankfurtischen Schule. In diesen Beziehungen mußten wir ihr den Vorzug vor allen ähnlichen Bearbeitungen der deutschen Sprache zuerkennen. Aber die beobachtete, raisonnirend-wissenschaftliche, positive oder dogmatische Methode konnten wir nicht billigen. Auch kann keine Schule den ungeheuren Reichthum dieses Werkes vollständig durcharbeiten. Dagegen eignet sie sich vortrefflich zum Studium für alle diejenigen, welche den praktischen reinen Ertrag der wissenschaftlichen und auch zum Theil der historischen Bearbeitungen der Sprache in den letzten zwei Decennien kennen lernen wollen, ohne sich zu den Quellen selbst zu wenden.

---

Wir berühren nun noch kurz die in der neuesten Zeit erschienenen, nach unserem Ermessen unterrichtlich bedeutendsten Schriften für den Elementarunterricht oder den Unterricht in der Volksschule. Es sind folgende:

1) „Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre von Becker, Frankfurt a. M. 1833", nebst der dazu gehörigen Abhandlung: „Uber die Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache, ebendaselbst."

Jene Schrift ist in der dogmatischen Lehrmethode abgefaßt, nicht in der elementarischen. Aber sie enthält viel Treffliches, wie die kleine

*) Ausführlicher haben wir über Glückselig's Schriften berichtet in: Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht, Bd. 9, Heft 3, S. 364 ff.

**) Wegweiser zur Bildung für Lehrer ic. Essen, 1835, S. 697.

Schrift über die Methode. Becker hat bis jetzt nur Lehrreiches geschrieben. Eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung beider Schriften haben wir anderwärts *) geliefert. Es würde uns sehr erfreulich sein, wenn der mit Recht hochgeehrte Verfasser auf die oben von uns vorgetragenen Ansichten über die Methode des Muttersprach-Unterrichts eingehen wollte.

2) „Begründung, Unterscheidung und Uebung der ersten und wesentlichsten Sprachbegriffe, von W. Stern, Karlsruhe, 1832".

3) „Deutscher Sprachschüler, von Scholz, vierter Lehrgang, Halle, 1834.

4) „Uebungsbuch für den deutschen Sprach-Unterricht in Volksschulen, von Wagner, Essen, 1834, in zwei Abtheilungen, neue Auflage, nebst einem dazu gehörigen methodischen Handbuche für den Lehrer.

4) Uebungsbüchlein für den Rechtschreibe-Unterricht von demselben, ebendaselbst, 1834, neue Auflage, nebst einem methodischen Handbuche für den Lehrer.

Diese und ähnliche Schriften haben und machen keine Ansprüche auf wissenschaftliche Erweiterung der Einsichten in die Gebiete der Sprache. Ihr Verdienst kann nur in der methodischen Zweckmäßigkeit liegen, in welcher Hinsicht sie in der That empfohlen zu werden verdienen. Doch wir müssen hier abbrechen, und können dies um so eher, da wir uns über den Sprachunterricht in Volks- und Bürgerschulen und über die dahin gehörige Literatur in dem schon citirten „Wegweiser" (S. 314 — 382) weitläuftig ausgesprochen haben.

Ehe wir schließen, wollen wir noch auf zwei Schriften eines sehr denkenden Mannes hinweisen, ohne jedoch für jetzt in eine nähere Erörterung ihres Inhalts eingehen zu können, die aber jeden Falls der Aufmerksamkeit der Lehrer in hohem Grade würdig sind:

„Ueber das Verhältniß zwischen Form und Bedeutung in der Sprache. Von C. Poggel, Lehrer am Gymnasium in Recklinghausen. Münster bei Theissing, 1833."

„Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge mit besonderer Rücksicht auf Göthe. Ein Versuch von Demselben. Hamm, 1834. (149 S.)

*) Rheinische Blätter rc. Band 10, Heft 2, S. 249 ff.

Endlich wollen wir noch als Ergänzung zu den besprochenen Ansichten über die Methode des Sprachunterrichts der davon ganz abweichenden Lehrweise des Franzosen Jacotot gedenken. Derselbe lehrt jede fremde Sprache wie die Muttersprache, in soweit letztere ein Gegenstand des Schulunterrichts ist. Seine Methode besteht darin, daß er irgend ein Buch von dem Schüler auswendig lernen läßt, und daß der Lehrer prüft, ob der Schüler Alles versteht. Die einzige Vorschrift, die er giebt, heißt: Lerne ein Buch recht und beziehe alle andern darauf! Diese Methode ist eine vollständige Durchführung des bekannten didaktischen Grundsatzes: „Knüpfe das Unbekannte an das Bekannte an!" Demgemäß veranlaßt der Lehrer den Schüler, alles Gelernte mit einander zu vergleichen, auf irgend eine Art zu verknüpfen, Alles bis zur Unvergeßlichkeit dem Gedächtniß anzueignen und in der mündlichen und schriftlichen Darstellung eine möglichst vollendete Fertigkeit zu gewinnen. Anstatt der Vielheit der Stoffe herrscht in Jacotot's Unterricht eine große Einfachheit. Er findet nach seinem Ausdrücke „Alles in Allem". Manche seiner methodischen Ansichten stimmen mit den oben entwickelten Ansichten so überein, daß dadurch eine günstige Vormeinung für seine Sache erweckt wird, z. B.: „Man kennt nur das, was man in einzelnen Thatsachen erlebt hat, und man spricht nur von dem richtig, was man durch anschauendes Bewußtsein kennen gelernt hat. — Man gewinnt nicht wahre Bildung durch Studium der Prinzipien, sondern durch Auffassung der Thatsachen. Das Generalisiren und Reflectiren kommt später. — Die Grammatik muß zuletzt vorgenommen werden; erst Thatsachen, die Sprache selbst, dann Regeln!" — Zur Erlernung der Muttersprache legt er den bekannten Telemach zu Grund und als Basis des Unterrichts in der lateinischen Sprache dient ihm die epitome historiae sacrae. Nach glaubwürdigen Berichten erlernen diese die Schüler in zwei Monaten, mit dem Cornelius Nepos sind sie in eben so kurzer Zeit fertig, und in dem Zeitraum eines Jahres, von Anfang des Lernens an, haben sie den Horaz beendigt. Es steht uns nicht zu, diese Thatsachen zu leugnen, noch ist es dieses Ortes, in eine Untersuchung dieser Methode einzugehen. Jeden Falls scheint sie einer größeren Aufmerksamkeit, als ihr bisher in Deutschland zu Theil geworden, werth zu sein. Auch zugegeben, daß zum Theil dem Enthusiasmus des Erfinders zur Rechnung geschrieben werden müsse, was er als unausbleibliches Resultat allein der Methode nachrühmt, steht

doch so viel fest, daß unsere Methoden auch bei dem höchsten Enthusiasmus solche Resultate nimmer erzielen. Diejenigen nun, welche mit uns die Ansicht haben, daß unsre — was Niemand leugnen wird — sehr langsam zum Ziele führende Schulmethode von Neuem einer gründlichen Untersuchung bedürfe, und auch die Möglichkeit zugeben, daß wir Deutsche, ungeachtet unserer hochgepriesenen Meisterschaft in Schulsachen, auch noch vom Auslande, z. B. von Franzosen und Engländern etwas lernen können, verweisen wir auf sämmtliche Schriften Jacotot's, die jetzt in deutscher Sprache unter dem Titel erschienen sind:

„Universal-Unterricht, oder Lernen und Lehren nach der Naturmethode. Von J. Jacotot, Ritter 2c. Enthaltend Jacotot's sämmtliche Schriften nebst den Zugaben zu den älteren Auflagen derselben, den Berichten von Kinker, Fraussard 2c. Aus dem Französischen übersetzt von J. P. Krieger, Professor am Gymnasium in Zweibrücken. Zweibrücken, 1833. Druck und Verlag von Ritter. XVI. und 777 enggedruckte Seiten".

A. Diesterweg.

# IX.

## Ueber das Wort Hahnrei
und
die entsprechenden Wörter verschiedener Sprachen.

Bei den meisten Völkern pflegt der Ehemann, dem das Monopol seiner Eherechte geschmälert wird, ohne daß er etwas davon merkt, ein Gegenstand der bittersten Spottes zu sein, was sich besonders in den Namen bemerklich macht, mit denen die kundige Menge ihn belegt. Aber eben weil solche Namen Spottnamen sind, die eigentlich von anderen Verhältnissen und Gegenständen entlehnt werden, so verbreitet sich mit der Zeit darüber eine gewisse Dunkelheit, die sich in manchen Fällen schwer ganz entfernen läßt. Das natürlichste Bild, was man für diesen Zweck anwandte, findet sich im Thierreiche vor, nämlich in der Gewohnheit des Kuckuks, sein Ei in das Nest eines fremden Vogels zu legen und dort ausbrüten zu lassen; der Vogel merkt den Betrug nicht, brütet einfältiger Weise das fremde Ei als sein eignes aus und füttert das ausgekommene gefräßige Junge zum Nachtheile der eigenen Brut groß. Dieser überlistete Vogel wäre also das eigentliche Bild des überlisteten Ehemannes, wird aber dennoch höchst selten als solches gebraucht. Zu einem leichtgläubigen Ehemann sagt Juvenal einmal (VI. 276): tu tibi tunc currúca places, und wendet es also hier an, denn curruca ist, wie der Scholiast zu der Stelle sagt, ein kleiner Vogel, der fremde, namentlich des Kuckuks, Eier ausbrütet, die Grasmücke. Dieser Ausdruck kommt sonst nirgends weiter bei den römischen Klassikern vor, aber die lateinischen Schriftsteller des Mittelalters gebrauchen ihn

öfter, und zwar gleich im Sinne von Hahnrei, z. B. im encomium sacri calvitii, v. 77: cistophorῶν curruca cluis? wozu der Herausgeber der leydner Ausgabe von 1623 die Bemerkung macht: parva avis, quae alienos pullos pro suis educat. Sapienti verbum sat est. Uebrigens ist das Wort wahrscheinlich gar kein ursprünglich lateinisches, daher auch an jener Stelle des Juvenal vielfältige Varianten in den Handschriften sind: uruca (auch ein unerklärtes und an keiner anderen Stelle weiter vorkommendes Wort, was nach dem Scholiasten ein sich auf der Bohne erzeugendes häßliches und stachliges Thier, wie der Igel, bedeutet, wahrscheinlich eine Raupe) eruca, urtica u. a. Die curruca entspricht theils der griechischen ἐπιλαΐς oder ὑπολαΐς (s. Harduin zu Plin. N., H. X. 9. Aristot. hist. an. VI. 7. IX. 29 und 37.) theils dem πάππος, von welchem Vogel Ael. H. A. III. 30. erzählt, daß er, wie auch die Lerche und einige andere Vögel, dem Kuckuk die Eier ausbrüten müsse.

Aber, wie gesagt, diese eigentliche Bezeichnungsart des Verhältnisses ist höchst selten, denn der Spott und die Verhöhnung haben bei ihren Bezeichnungen und Bildern eine andere Gewohnheit, sie wenden sich an den Gegensatz und benennen z. B. den Betrug nach der Ehrlichkeit, das Schlechte gut, das Häßliche schön und dergl. So auch hier, wo die Vergleichung der Ausdrücke ergiebt, daß ein solcher Spottname in seiner ursprünglichen Bedeutung nie den gekränkten, beleidigten Theil ausdrückt, sondern den beleidigenden, also auf jenen angewandt, zum Ausdruck der höchsten Ironie wird. Am auffallendsten zeigt sich dies in den neueren Sprachen, die bei der Beibehaltung des Bildes vom Kuckuk und der Grasmücke, den Hahnrei stets Kuckuk nennen. Im Altfranzösischen z. B. heißt ein solcher Ehemann cous, und im Neufranzösischen cocu, beides ist entstanden aus coccyx oder noch näher aus cuculus, was in solchen Verhältnissen von den Alten ebenfalls gebraucht wurde, z. B. Plaut. Asin. V. 2, 73, at etiam cubat cuculus, surge amator, i domum; etwas anders Trin. II. 1, 18. Das altfranzösische Wort coux (cous) kommt im Roman du Renart sehr oft vor, z. B. Tom. I. v. 491: Als Isengrin, der Wolf, nach Hause kommt, erzählen ihm seine betrübten und heulenden Kinder (denn Renart hatte sie eben verlassen, nachdem er Dame Hersante, ihre Mutter, beschimpft und ihnen selbst beim Herausgehen aus der Höhle, die Augen durch seinen Urin geblendet, um den alten Wolf damit zu ärgern) ihr eben erlittenes Un-

glück, und daß der Fuchs sie überdies Hurensöhne und Bastarde, ihn, den Alten, aber Hahnrei geschimpft habe:

> Si fil se sont à lui clamé,
> que batuz sont et afamé,
> et compissiez et traïnez,
> et laidengiez et puis clamez
> fil à putain, bastart, avoutre,
> et encore dist-il tot outre
> certes que vos estiez cous.

Dies Wort cous wird schon so erklärt in einem alten Lexic. Lat. Gall. was Du Fresne v. Cugus anführt: Niminvir, couz, c'est de qui sa femme fait avouterie (dessen Frau Ehebruch treibt). Eine andere wichtige Stelle ist im Roman de la roze, die Du Fresne auch anführt: Suis je mis à là confrairie Saint Arnoul le Seigneur des coux, aus der wir zugleich erfahren, daß der Schutzpatron dieser betrübten Brüderschaft (confrairie) der heilige Arnold ist. Daß bei diesem Worte auch im Mittelalter die Idee an den Kuckuk noch lebendig war, ergiebt sich aus folgendem höchst beißenden Volksliede, was aus der Normandie herstammt und mit mancherlei eingeflochtenen Wortspielen einen Hahnrei verspottet, der zur Bezeichnung seiner Dummheit Janin Janot genannt wird:

> Or sus, or sus! par dessus tous les aultres begni
> Soyt le coqu! oncques tel oysel ne feust vu.
> Janin Janot! es tu point marié!
> Hé! oui, dist il; [que Dieu en ayt bon gré!]
> A une dame qui d'aymer m'a pryé
> He! Janin Janot! es tu point maryé?

---

> Hé Dieux! hellas! puis le jour de mes nopces oysel suys devenu.
> Janin Janot, mais quel oysel es tu?
> Es tu pinchon, linot, merle ou cahu?
> Nennin, dist il; je suys un vray coqu;
> En Normendye sommes cent mille et plus.

---

Hellas, Janin Janot! beste tu es devenu par plaisance de ta femme.
Suis, je singe, marmot ou chat barbu,
Nennin, dist il; tu es un cherf cornu,
Allant par ville tout chaussé, tous vestu,
Hé, Janin Janot! beste tu es devenu.

(Wolffs altfranz. Volkslieder S. 58.)

Aus diesem Wortstamme haben sich in der französischen und lateinischen Sprache des Mittelalters mancherlei Formationen gebildet, wie denn überhaupt beide Sprachen in der angegebenen Zeit für Endungen und Orthographie höchst schwankend sind. Am häufigsten finden sich folgende Formen: Coucuol oder couyoul; coquard, in einem alten Volksliede aus der Normandie, wo Jemand zu einem dummen Ehemann sagt, der Fuchs sei bei seinen Hühnern, er solle ihn fangen, und als der Einfältige wirklich geht, sich zu dessen Frau begiebt, und ihn deswegen coquard nennt.

Je retournay sus le coquart
Et lui diz: Que querez vous, Jouen?
Par Dieu, Syre, c'est le regnart
Qui ne nous laisse tout o rien.
Vous dictes vray, il s'en va la.
Courrez aprez, il sera prinz.
Jouen me creust et y alla
O sa fame je m'en revinz.

(Wolff a. a. O. S. 65.)

Für coquart findet sich auch die verlängerte Form Coquillart, und ganz verändert Hugho; dann sowohl französisch als lateinisch das Wort cugus (cf. Du Fresne) wozu Du Fresne den Vers aus dem Joannes de Condato anführt: Ce fu li kugus de pute aire. Ganz lateinisch (versteht sich, für das Mittelalter) sind cucussus und cuciatus, woher cucucia, der Ehebruch, und auch das Entführen von Mädchen. In dem alten Ehepakt eines Grafen Raymund, vom Jahre 1055 bei Du Fresne, heißt es unter andern: Valentiam filiam vestram in conjugium accipio — et nunquam eam dimittam dum vixero nisi propter cucuciam, quam ipsa mihi faciat, et ipsa cucucia mihi sit probata a me legaliter et manifeste convicta et non sit facta per meum assensum nec per meum consilium nec per meum stabilimentum. Ferner finden sich die Formen cucutus und cucurbita, wovon ein eigenes Zeitwort cucurbitare, zum

Hahnrei machen, gebildet ist, was z. B. in einem Edikt Kaiser Heinrichs vorkommt, dessen hierher gehörige Worte Du Fresne anführt, nämlich: Si vasallus inhonestis factis atque indecentibus machinationibus dominum offenderit, vel si eum cucurbitaverit, feudo privabitur. Noch deutlicher wird die Sache gemacht im liber feudorum I. tit. 5. §. 1. und anderwärts: si fidelis cucurbitaverit dominum, i. e. cum uxore ejus concubuerit, etc. Alle diese Wörter sind wohl durch den Stabreim mit einander verwandt, wie etwa die euphemisch für Teufel gesetzten Wörter in der Volkssprache (z. B. Teuxel, Deiker u. a.) und man hat z. B. nicht nöthig, das letztere Zeitwort, cucurbitare, von dem Lateinischen cucurbita abzuleiten, wie es Du Fresne thut: cucurbitare, uxorem alterius adulterio polluere, proprie de vasallo, qui domini uxorem adulterio polluit et ejus ventrem instar cucurbitae inflat, i. e. impraegnat (!). Dagegen sind von ganz fremdartigem Stamme die Wörter minarius, minnarius, für denselben Begriff, die unstreitig von dem deutschen Minne stammen und zuerst einen Liebhaber bedeuten, wie noch jetzt das holländische minnaar. Ganz dunkel sind die Wörter Nima, Nimnarus, Niminvir, die indessen wahrscheinlich, so wie auch Mimarius durch Corruption aus minnarius entstanden sind. Vergl. die Erklärer der Pitture antiche di Ercolano. Napoli 1765. Tom. IV. tav. 33: e si avverti a questo proposito, che coloro, i quali sapeano e soffrivano gli adulterii delle loro mogli da latini diceansi Ninnarii cf. Jungermann zum Pollux. VII. 193. Von eben so dunkeler Abkunft ist das altfranzösische Wort wihos oder wihot, welches in dem vom verstorbenen Prof. Meon herausgegebenen Renart le Nouvel öfter vorkommt, 3. B. V. 384, 1573, 4799, 6545.

Das englische Wort für Hahnrei, cuckold (davon cuckoldom, Hahnreischaft) kommt ebenfalls vom Kuckuk, cockoe (cuckoo); ja dieses letzte Wort selber bedeutet bei Shakespear fast immer den Hahnrei, z. B. in dem schönen Frühlingsliedchen zu Ende des Lustspiels: „der Liebe Mühe umsonst, dessen Refrain immer heißt:

> The cuckoo then on every tree,
> Mocks married men, for thus sings he
> Cuckoo;
> Cuckoo, cuckoo, — o word of fear
> Unpleasing to a married ear.

Nicht anders verhält es sich mit dem deutschen Worte Kuckuk;

denn niemals ist der Ehebrecher Kuckuk genannt worden, sondern stets der betrogene Ehemann, z. B. in Joach. Rachels (lebte von 1616 — 1669) erster Satire p. 19:

Wer selbst sein eigen Hauß bringt in ein böß Geschrei,
Ein solcher Narr ist wehrt, daß er ein Kuckuk sei.

Dagegen heißen die aus dergleichen ungesetzlichen Verhältnissen hervorgehenden Kinder im Mittelalter Kuckuksbrut, gouche oder gouchelin, z. B. im Nibelungen Liede, wo Hagen zu den Brüdern der Chrimhilde sprechend, die mögliche Nachkommenschaft der Brunhilde vom Siegfried so nennt, indem er V. 3481, sagt: suln wir gouche ziehen? Vergl. auch den Schwank von zwein Kaufman in Grimms altd. Wäldern I. p. 46, wo ein Kaufmann im Wirthshause von seiner Frau spöttisch erzählt:

si ist frolich unde fruom
zu hant so ich von ir kum,
uber ir ebenkristen erbarmet si sich,
daz dem suzzen got ist lobelich;
des zuch ich zwei gouchelin.

Mit obigen Ausdrücken vom Kuckuk, die im Spotte die umgekehrte Bedeutung von der annehmen, welche sie eigentlich haben, kann man das dem Sinne nach nicht fern liegende altfranzösische Wort avoutre vergleichen, was in der oben angeführten Stelle des Roman du Renart und sonst sehr oft vorkommt. Dieses Wort, auch avoltre geschrieben, und offenbar vom lateinischen adulter stammend, bedeutet nichtsdestoweniger nicht den Ehebrecher, sondern die Frucht des Ehebruchs, den Bastard; und das Wort avoutrer, welches an einigen Stellen wirklich Ehebruch treiben heißt, also die obige Etymologie außer Zweifel setzt, bedeutet an andern, z. B. Tom. I. v. 6781, Jemanden einen Bastard schimpfen.

Anders als mit dem Worte cous und seiner Familie verhält es sich mit einer andern Anzahl von Ausdrücken, welche für dieselbe Sache in der in dieser Hinsicht sehr reichen altfranzösischen Sprache vorkommen, und sich sämmtlich auf das Wort cop zurückführen lassen. Dieses Wort, in der Bedeutung Hahnrei, findet sich z. B. im Roman du Renart Tom. II. v. 9700:

Et cil qui tiennent les granz Cors
Deviennent cop hui et li jors.

Davon gebildete Formen sind: coppaut, coupaut, copereau, couppere, ja selbst ein Zeitwort accoupaudir, zum Hahnrei machen,

und das barbarisch lateinische Wort copaudus. Diese ganze Familie findet wahrscheinlich ihren Stammvater in dem lateinischen capus oder capo, ein Kaphahn, und wenn dies Bild auf den Hahnrei angewandt wird, so ist es freilich fast in seiner eigentlichsten Bedeutung zu nehmen. In einer Urkunde vom Jahre 1475, die Adelung im Wörterbuch unter Hahnrei anführt, wird obiges Zeitwort accoupodir ausgedrückt durch fair Jean, einen zum Hans machen, hänseln, weil Jean eben so wie Hans, sehr oft zur Bezeichnung eines dummen Menschen gebraucht wird, und in sofern ein Hahnrei ein dummer Mensch ist, kann er allerdings auch durch das niederdeutsche Dudeltop ausgedrückt werden, aber an und für sich bedeutet dieses Wort keinesweges Hahnrei, wie Adelung behauptet.

Ganz abweichend von den bisherigen Stämmen, ist das longobardische Wort arga, in derselben Bedeutung, dessen Zusammenhang und Etymologie unklar ist; vielleicht ist es aber mit dem deutschen Worte arg verwandt; die Bedeutung ist aber klar aus den Beispielen, welche Du Fresne unter arga anführt, z. B. aus Paul Warnefried lib. VI. cap. 24. Memento dux Ferdulfe, quo me esse inertem et inutilem dixeris et vulgari verbo arga vocaveris; und aus den longobardischen Gesetzen lib. I. tit. 5. §. 1, wo der Anfang so ist: si quis alium argam per furorem clamaverit — — wo Papias und Boherius das Wort arga erklären, mit cucurbita in der oben angegebenen Bedeutung. Jenes longobardische Gesetz giebt auch die Buße an, welche Jemand zu zahlen hat, der einen andern arga nennt, denn da dieses Wort, so wie cous und cugus, so viel Bitterkeit enthält, so sah man es im Mittelalter als eine große Injurie an, einen Mann öffentlich so zu nennen, der Schimpfende konnte also verklagt und nach einem bei Du Fresne angeführten handschriftlichen Gesetze zu 20 Unzen Strafe verdammt werden. Ja in Frankreich stand es sogar einem Ehemanne, den ein anderer cocu genannt hatte, frei, seinen Beleidiger auf der Stelle zu tödten. S. Furetière Dict. de la langue franç. v. cocu. (Beaumanoir rapporte, que cil, à qui telle vilenie fut dite, sacca un coutel et occit cel qui le fait; et fut delivré par jugement par le bon roi Philippe et son conseil.)

Ein anderes, nicht minder passendes Bild, braucht der Italiäner, kehrt aber das Verhältniß ebenfalls um, so gut wie der Franzose und Deutsche; das Wort heißt nämlich becco, Bock, auch becconazzo, bezeichnet also eigentlich wohl den Ehebrecher; und dieses Bild hat wahr=

scheinlich zu den Redensarten Veranlassung gegeben: Hörner aufsetzen, Hörner tragen u. dergl., also Jemanden zum Bocke (nämlich in der umgekehrten Bedeutung) machen, ein solcher Bock sein. In der neuesten Zeit, wo man an den eigentlichen Ursprung der bildlichen Redensart nicht mehr denkt, hat man freilich meistentheils das glänzendere Bild eines Hirschgeweihes an die Stelle der einfachen Bockshörner gesetzt. Joach. Rachel, der wie wir sogleich sehen werden, das Wort Hahnrei in einem andern Sinne braucht, hat für diesen Begriff, von den Bockshörnern ausgehend, das Wort Hornemann gebildet, p. 19.

Es ist kein Hornemann in dieser ganzen Welt
Als der sein keusches Weib für nebengängig hält,
Der alle Tritte zählt, der kaum dem Weibe trauet,
Daß ihr ein alter Mann recht ins Gesichte schauet.

Die Idee indeß, das Bild der Hörner, also auch des Bockes, auf den Hahnrei überzutragen, ist weit älter, indem sie sich schon bei den Griechen findet. So erklärt Artemidor in seiner Traumauslegung II. 12: wenn einem träume, daß man auf einem Bocke reite und dann herabfalle, so bedeute das, die Frau sey untreu: *ὅτι ἡ γυνή σου πορνεύσει καὶ τὸ λεγόμενον κέρατά σοι ποιήσει*, es gab also auch schon die Redensart *κέρατα ποιεῖν*. Dies *κέρατα ποιεῖν* heißt aber auch: zur Verspottung eines Hahnrei's mit den Fingern die Gestalt von zwei Hörnern machen, wie man noch jetzt dieses Zeichen macht, indem man eine Hand mit der Außenseite gegen die Stirn hält und zwei Finger getrennt erhebt. Die Alten machten das Zeichen mit dem Zeige- und kleinen Finger einer Hand, die sie ausstreckten, während die zwischen liegenden Fingern zugedrückt wurden, wie man es recht deutlich an einem herkulanischen Gemälde sehen kann (Pitture d'Ercolano Tom. IV. tav. 33), auf welchem sich 3 Figuren befinden: ein Sklave, der eben mit der linken Hand jenes Zeichen macht, indem er auf ein junges Mädchen sieht, welches verschämt etwas überlegt, wahrscheinlich einen Antrag oder Vorschlag, den ihr ein hinter ihr stehendes altes Weib macht (was Adelung wunderlicher Weise für einen Mann, und zwar für den Herrn jenes Sklaven angesehen hat). In dem italiänischen Texte zu jenen Kupfern heißt es von der Stellung des Sklaven: Questa situazione delle dita perche il esprima il gesto, che anche oggi si usa far per ingiuria a' mariti a' cui le mogli non son fedeli o che fan loro le fusa torte o le corna, come anche volgarmente si dice. In

demselben Sinne brauchte man im Mittelalter das Wort cornu und cornua, z. B. im Encomium sacri calvitii V. 91: concinnare cui currucae cornua cuivis, concedunt cauti Concilii canones, und im carmen de curia Romana, bei Du Fresne unter cornu angeführt:

Femina, si qua suo quaesivit cornua sponso,

Das Hörnertragen als eine im Mittelalter übliche Strafe, wie sie z. B. in einem Reichsabschiede vos 1427 denen zuerkannt wird, die Frauen mit ins Feldlager bringen, und von 1431 denen, die gemeine Frauen mitbringen, gehört nicht hierher.

Bei den späteren Griechen waren die Wörter *κερασφόρος, κερατάδας, κερατίας*, für Hahnrei sehr geläufig und kommen daher oft vor. Interessant ist in dieser Hinsicht eine Vorrichtung, die sich in Constantinopel befand, an der ein Ehemann, wenn er Zweifel in die Treue seiner Frau setzte, sichere Ueberzeugung gewinnen konnte, ob er ein Hahnrei sei oder nicht. Der unbekannte Verfasser des Buches de originibus Constantinopolitanis nämlich (den die Meisten für den Michael Psellus halten) hat im 162sten Kap. folgende Stelle, welche Fabricius zum Sextus Empiric. II. 22 mittheilt: *Νεώριον τὸ λεγόμενον κερατοεμβόλιον· ἐκεῖσε καμάρα χαλκῆ ἦν, καὶ ἵστατο ἄνωθεν αὐτῆς στήλη ἔχουσα ἐν τῇ κεφαλῇ κέρατα τέσσαρα. Θαύματα δὲ ἐγένοντο ἐν αὐτῇ· εἴτις γὰρ εἶχεν ἐν αὐτῷ ὑπόληψιν εἶναι κερατᾶς, ἐκεῖσε ἐπερχόμενος καὶ προςεγγίζων τῇ στήλῃ, εὐθέως ἐγυρίζετο ἕως τρίτου, εἰ δὲ ἔκτος ὑπολήψεως ἦν, ἵστατο ἀσάλευτος ἡ στήλη, καὶ οὕτως ἠλέγχοντο οἱ κερατᾶδες.* Auch bei den heutigen Griechen in *κερατας* ein Schimpfwort, was im Aerger angewendet und dabei mit der sprechenden Pantomime von zwei an die Stirn gelegten Fingern begleitet wird; indessen wird dies auch von dem Beleidigten allemal so aufgenommen, daß der Beleidiger alle Ursache hat, Leib und Leben in Acht zu nehmen, denn so wenig der Grieche auch aus sonstigen Ehrenkränkungen sich zu machen pflegt, so sehr ergrimmt er über jede Anspielung, welche eheliche Verhältnisse betrifft; sonderbar ist dabei nur, daß das Wort *κερατας* eben so sehr den Unverheiratheten wie den Verheiratheten beleidigt, wogegen es wieder in Freundschaft und Vertraulichkeit scherzweise angewendet wird ohne zu beleidigen, und das Deminitiv keratopolo ist sogar in Zärtlichkeit häufig zwischen Eltern und Kindern gebräuchlich*),

*) S. das Ausland 1833. Nr. 69.

Eben so gebräuchlich, wie das ebengenannte Wort, ist bei den Neugriechen für denselben Begriff der Ausdruck γκίδης, welcher seine ursprüngliche Bedeutung ebenfalls umgekehrt hat, denn er ist entstanden aus ἐγκοίτησ, heißt also, wie alle andere schon genannte Wörter für den Begriff Hahnrei, eigentlich Einlieger oder Ehebrecher.

Was endlich das deutsche Wort Hahnrei betrifft, (welches im Niederdeutschen in derselben Form vorkommt, und in der schwedischen Sprache sich zwar auch findet, aber von Ihre im Glossar als ein fremdes Wort erklärt wird, also wahrscheinlich aus dem Deutschen erst ins Schwedische verpflanzt ist) so hat auch dieses, den Wörtern der angeführten neueren Sprachen ganz analog, seine jetzige Bedeutung nicht immer gehabt, also nicht den hintergangenen Ehemann bedeutet, sondern einen lüderlichen, selber Ehebruch treibenden Menschen. Das Wort ist ein sehr neues, erst seit der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Umlauf gekommenes, indem es sich zuerst, und zwar sogar für beide Geschlechter gebraucht, in der **Sarepta** oder den Bergpredigten des **Matthesius** findet (**Jos. Matthesius** lebte in der Mitte des 16ten Jahrhunderts in Joachimsthal); in der 14ten Bergpredigt (fol. 176) heißt es nämlich: „Solches (der **quadrans**) war bei den Römern gar eine geringschetzige Müntz, darumb sie auch lose und leichtfertige Leut **Quadrantarios** nenneten, wie wir eine oder einen Hahnrey, ein Hellermann oder Hellerhörre nennen." Eben so abweichend von der jetzigen Bedeutung ist das Wort noch weit später, z. B. in Joach. Rachels erster Satire p. 6, wo eine zanksüchtige aber häusliche Ehefrau ihren Mann mit großer Zungengewandtheit so ausschimpft:

> Ich Arme bin bemüht und fresse schimmlicht Brot,
> Du Haanrey seuffest nur und weist von keiner Noth,
> Juchschreier, Schneideluft, Trotzmärtel, Windverkauffer,
> Weingurgel, Suchebier, Zwei= Drei= Vier=Pegelsauffer,
> Durchfresser, Pfeifenheld, Tobackrauch, Speichelmaul,
> Bei allen Zechen frisch, zu aller Arbeit faul u. s. w.

In den Gesichten des Philander von Sittewald (Moscherosch) wäre die häufigste Gelegenheit, das Wort in der jetzigen Bedeutung zu gebrauchen, denn namentlich steht im 4ten Gesicht des 2ten Theils eine Schilderung eines solchen Ehemannes, aber im ganzen Philander kommt das Wort Hahnrei dafür noch nicht vor, sondern statt dessen der Spottname Horn=Affe (p. 271). Vielmehr kam das Wort, ganz den Umständen gemäß, zu der Zeit in Umlauf, wo man in der

Poesie die größte Frivolität mit den Verhältnissen der Liebe und Ehe trieb, nämlich durch Hoffmannswaldau und seine Schule zu Ende des 17ten Jahrhunderts, z. B. in Hoffmannswaldau's Gedichten 1. Th. S. 86. (Ausg. von 1697) und öfter; dann zunächst bei dem ersten und kräftigsten Gegner dieser Schule, Christian Wernike, im fünften Buche der Epigramme S. 110:

> Der gute Balbus sagt, er hätte nie gedacht,
> Daß auch ein häßlich Weib den Mann zum Hahnrey macht.

Aber schon zu dieser Zeit war der Ursprung des Wortes, wenigstens der zweiten Silbe desselben, nicht mehr klar, denn in folgendem Epigramm zerlegt Hoffmannswaldau das Wort in die Bestandtheile Hahn und Reh (Hoffm. Ged. 2. Th. S. 134):

> Man hat mich offtermahls genennet hahn und reh,
> Nach diesem als ich kaum war kommen in die eh:
> Der todt der nahm mich doch, ließ sich's nicht fechten an,
> Ob ich ein rechter Mensch, ein reh sey oder hahn.

Es ist dieses Gedicht nämlich die Grabschrift: Eines bequemen Mannes.

Die Etymologie des Wortes hat aber die Sprachforscher von Leibnitz bis Leonh. Frisch sehr beschäftigt, ohne ein sicheres Resultat herbeizuführen; seit Frisch hat man, so viel ich weiß, das Wort ruhen lassen. Mehrere haben es aus dem Isländischen herleiten wollen, namentlich die letzte Silbe, die Leibnitz aus ri, von dem isländischen runa, schneiden, entstanden denkt, und dann Hahnrei erklärt, für einen verschnittenen Hahn, Kapaun. Wachter führt im Glossar eine Ableitung der ersten Silbe von dem Angelsächsischen Heanra, Pöbel, Volk, und der zweiten von dem Isländischen ria, spotten an, so daß das Ganze bedeuten solle: aller Leute Spott. Eckard erklärt die letzte Silbe aus dem nordischen rehe, müde, also Hahnrei ein abgematteter oder unbrauchbarer Hahn oder Ehemann. Ihre endlich meint, es sei das bretagnische Hannerey, was freilich ähnlich klingt, aber die Hälfte bedeutet; indeß stößt er sich nicht sehr daran, daß man mit dieser Bedeutung nicht viel Gescheidtes anzufangen weiß, indem er sagt, es bedeute hier einen Ehemann, der die Rechte des Ehebettes nur halb genießt. Diese Ableitungen werden indeß, als höchst gezwungen, wohl Niemanden befriedigen; überhaupt werden die alten nordischen Dialekte hier wohl wenig Hilfe gewähren, da das Wort so neu ist. Am wahrscheinlichsten erscheint im ersten Augenblick immer noch

die Erklärung welche Wachter im Glossar schon andeutet, Leonhard Frisch im Wörterbuche p. 397 aber genauer ausführt, daß das Wort gar nicht für ein Compositum von Hahn zu halten sei, sondern für eine verderbte Aussprache des italiänischen **cornaro**, des Hornträgers, welches vielfältig in der Bedeutung Hahnrei vorkommt, so wie das entsprechende französische **cornard**. Aus jenem Worte nun sei Hahnrei entstanden, inden **c** in **h** übergegangen sei, wie schon in Horn aus **cornu**, und öfter, und nach Versetzung der 2 Liquiden **r** und **n** in **n** und **r** habe Hahnrei sich zuerst gebildet aus **honraro**. Nun kann man zwar diese letzte Umstellung der Liquiden allerdings als möglich zugeben, indem sich selbst im Deutschen manches Analoge dazu findet, z. B. **bernen** und **brennen**, **fruchten** und fürchten u. a.; auch haben sich allerdings mehrere aus fremden Sprachen stammende Wörter gefallen lassen müssen, im Munde des deutschen Volkes ein ganz eigenthümliches Gewand anzulegen, an denen man nicht einmal immer Buchstabe für Buchstabe den Gang der Corruption nachweisen kann, wie der tölpelhafte **Pulcinella** im Niederdeutschen zu einem Putznelleken geworden ist, und Osterluzei und Baldrian jetzt wenig Verwandtschaft mit **aristolochia** und **valeriana** zu haben scheinen; wie auch auf ähnliche Weise die älteren Römer **Catamitus** aus **Ganymedes**, und die Türken **Effendi** aus αὐθέντης gebildet haben, und dergleichen viele. Aber dennoch hat Frischens Ableitung etwas Gezwungenes, da die Deutschen schon den Stamm von **cornaro** in dem allgemein gangbaren Worte Horn hatten; sie werden sich also nicht einen neuen Stamm Hahn daraus gemacht haben. Ueberdies liegt der Gedanke an Hahn wirklich sehr nah bei dem Begriffe des Hahnrei, wenn wir auf die spottende, überall bemerkte Umdrehung der Begriffe Rücksicht nehmen; der Hahn kann, als ein Wesen, das, wie offenkundig, das böse Beispiel der Vielweiberei giebt, wohl mit dem Bocke in eine Klasse gesetzt werden, und zum Spotte dienen für Männer, die nicht einmal einer Frau genügen. Danach müssen wir also die erste Silbe als rein germanisch ansehen. Aber auch die Endung ei in der zweiten Silbe ist germanisch. Zwar hat sie mit dem gewöhnlichen Ablaute ei in deutschen Wörtern nichts gemein, denn dieser hat immer den Ton, und bezeichnet Substantive weiblichen Geschlechts, ist auch gar nicht einmal ursprünglich deutsch, sondern aus dem romanischen **ìa** oder **ìe** entstanden, woher er sich zunächst nur bei ursprünglich fremden Wörtern findet, wie **massenîe**, **astronomîe**, **prophezîe** u. a. dann aber auf ächt deutsche

übertragen wurde, wie Jägerei, Zauberei und viele andere. Indessen die Endung rei in Hahnrei ist eine, wenn auch seltne, im Niederdeutschen vorkommende Bezeichnung einer männlichen Person, so wie auch ei, und entspricht der Bildungssilbe er, so daß also das Wort in einer uns geläufigeren Form hieße, Hahner oder Hahnrer. So kommt ein Name für den Hahn vor in einem holländischen Volksliede, dessen Anfang Grimm in den Anmerk. zu den Hausmärchen (Th. 3. p. 234) mittheilt: koekeloery heet myn haan, prys heet myn hennetjen; auf ähnliche Weise ist im Reineke Fos I. cap. 9, der Name eines Bauern, Kuckelrey, gebildet; ferner kommen in Fischarts Gargantua mehrere Spiele vor, die sich auf rei oder ei endigen, und deren Namen wahrscheinlich die Hauptpersonen der Spiele bezeichnen, als: der Hupffelrei, Tölpelrei *) Ballenripotei (cap. 25. p. 160. b.) Man könnte auch das so mahlende und einen faulen Menschen bezeichnende Wort Lulei hiermit vergleichen, so wie das in der Kindersprache übliche Trulei, was einen trulenden, rollenden Körper bedeutet.

Nach dieser Ansicht von der Ableitung ist auch das Zeitwort hahnen, zum Hahnrei machen, gebildet, welches M. Opitz in dem Gedichte: Lob des Kriegsgottes Martis, braucht. (s. dessen Weltliche Poemata. Bresl. 1690. 1 Th. p. 91). Diese Stelle ist in mehrfacher Rücksicht nicht unwichtig zur Bestimmung der Ansicht, und des Gebrauchs, der zu dieses Dichters Zeit von diesem Worte üblich war, sie heißt nämlich:

— — Wie oft ist Reu ankommen
Dem lieben Feuergott, daß er geoffenbahrt,
Gradiv, die eigne Schmach als er gehahnet ward.
Das Hahnen kömmt von dir: als Gallus sollte wachen
Und du dem Mulciber zwei Hörner wolltest machen
Die jetzt nicht seltzam sind, und die sein Feuer zeigt
Im Fall die Glut empor mit ihren Spitzen steigt,
Entschlief der junge Mensch, so daß du von der Sonnen
Ergriffen worden bist; hierauff hast du gewonnen
Gerechte Rach' und Zorn, und einen Hahn gemacht
Auß deinem Wächter Gall, der noch biß heute wacht.
O Mars, wenn keiner nicht ohn einen Hahn sich wolte
Zu buhlen unterstehn, der ihn verhüten solte,
Ich fürchte leider nur, es würde gar kein Hahn
Auff dieser gantzen Welt zum Essen abgethan;

*) In diesen beiden Wörtern kann aber rei auch Tanz bedeuten.

Nun Hahnen kömpt von dir und aller Hörnerträger
Ihr Vater ist Vulkan der grosse Harnischfeger
Der seine Hörner weiß.

Aehnlich diesem Zeitworte hahnen ist das von Molière gebrauchte cocufier gebildet.

Lütcke.

# X.

# Ueber den Wortaccent
## in der
## deutschen Sprache.

Es ist bekannt, daß in allen Sprachen einzelne Sylben der Wörter von den übrigen durch eine besondere Verstärkung der Stimme beim Aussprechen unterschieden werden. Man nennt diese Sylben betonte oder accentuirte Sylben, denkt aber bei diesem Ausdruck nicht an eine musikalische Erhöhung des Tones, sondern eben nur an diejenige Erhebung der Stimme, welche zur verstärkten Aussprache nothwendig ist. So wie der musikalischen Höhe des Tones die Tiefe entgegensteht; so steht der Hebung die Senkung der Stimme entgegen. Man sieht also, daß der Sprachaccent von dem Gesangton wesentlich verschieden ist; indem jener das Quantitative des Lautes, dieser aber das Qualitative desselben bestimmt. Indeß wollen feine musikalische Ohren auch im gewöhnlichen Sprechen einen qualitativen Unterschied der betonten und nicht betonten Sylben wahrnehmen, der sich bei sehr lauten und lebhaften Reden auch dem weniger geübten Ohre deutlich zu erkennen giebt. Je mehr nehmlich jemand seine Stimme zu verstärken sucht; desto mehr wird, wenn er nicht im Sprechen geübt ist, das Organ nach einer Erhöhung des Tones streben. Eine Erscheinung, die mir Gesangkundige bestätigt haben und die sich meiner Meinung nach auch natürlich erklären läßt. Bei der Anstrengung der Stimme müssen die Muskeln der Sprachorgane mehr gespannt werden; dies muß noth-

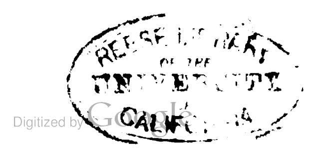
wendig eine Erhöhung des Tones hervorbringen, da die Kehlbänder sich hier wie schwingende Flächen verhalten, die bei größerer Spannung höhere Töne angeben. Je weniger also ein Mensch seine Stimme in Gewalt hat, desto mehr wird er in den Fehler verfallen, niemals lauter ohne auch zugleich höher reden zu können. Es ist daher leicht möglich, daß im gewöhnlichen Sprechen diejenigen Sylben, welche lebhafter hervorgebracht werden, auch zugleich ein etwas höheres musikalisches Verhältniß annehmen, was geübten Hörern nicht entgeht. Dem Wesen des Accentes ist die musikalische Tonveränderung aber durchaus fremd; so wie eine Saite, stärker oder schwächer angeschlagen, immer nur denselben Ton giebt, im ersteren Falle aber ein weiteres Schwunggebiet in der Luft hat als im letzten.

So wenig nun der Accent seinem Wesen nach etwas mit dem musikalischen Tone zu thun hat, eben so ist er auch durchaus verschieden von der Länge oder Kürze der Zeit, in welcher der accentuirte Laut gehört wird; d. h. von der Quantität der Sylben; daß es aber auch hier in der Natur der Sache liegt, wenn sich eine gewisse Hinneinung der accentuirten Sylbe zur Länge offenbart, läßt sich ebenfalls leicht begreifen. Die Wirkung des Kraftaufwandes, den die Stimmwerkzeuge beim Accentuiren ausüben, dehnt sich begreiflicher Weise leicht über die der Sylbe durch das Quantitätsverhältniß verstattete Zeit aus und macht sie dadurch zur langen.

In der Idee sind also Tonhöhe, Tonhebung und Tonlänge der Sylben von einander verschieden; in der Wirklichkeit fallen sie vielleicht öfter zusammen, als man sich vielleicht denkt. Wie die Griechen das Räthsel gelöst haben, ihre sehr verwickelten metrischen Tonverhältnisse mit dem Accente zu vereinbaren, so daß beides noch deutlich unterschieden blieb, ist uns noch jetzt unerklärlich; da wir kaum in einzelnen Wörtern Quantität und Accent wiederzugeben im Stande sind. Es gelingt uns dies zum Theil noch in solchen Fällen, wo die accentuirte Sylbe eine lange ist, weil wir dafür etwas Analoges in unserer Sprache finden; schwerer wird es uns aber in den Fällen, wo der Accent sich mit einer kurzen Sylbe vereinigen soll; denn dergleichen Fälle treten in der deutschen Sprache genaugenommen gar nicht ein, sondern können nur durch Künsteleien erzwungen werden. Es ist uns daher noch möglich, das bekannte: *ἄνθρωπος*, der Mensch, *ἀνθρώπου*, des Menschen, in Beziehung auf den Accent richtig auszusprechen, da sie in dieser Hinsicht mit unsern deutschen Wörtern: Antwor-

ten, Empfindung übereinstimmen. Sehr schwer fällt es uns, aber die Imperativen γράφε, γραφέτω, γράφετε, γραφέτωσαν u. dergl. wiederzugeben, weil es uns hier an etwas Aehnlichem in unserer Muttersprache gänzlich fehlt. Zuweilen, wenn der Redeaccent uns nöthigt, gewisse Sylben, die an und für sich kurz sind, aber in der Verbindung des Ganzen ihres Gegensatzes wegen schärfer hervortreten müssen, herauszuheben, giebt es wohl Fälle, die im Deutschen dem griechischen γραφέτω entsprechen, z. B. du wirst nicht ungerühmt, doch unberühmt bleiben. Man sieht aber, wie künstlich diese Beispiele herbeigeholt werden müssen, die sich in der griechischen Sprache unzählig oft vorfinden. Für sehr viele Fälle giebt es aber durchaus nichts Analoges in unserer Muttersprache. Schon aus diesen wenigen Bemerkungen läßt sich schließen, daß der Accent in der griechischen Sprache von ganz anderer Art sein müsse als in der deutschen. Eine genauere Vergleichung beider Sprachen zeigt dies aber noch auffallender, und nimmt man noch die römische und die aus ihr entsprungenen Tochter-Sprachen mit in die Betrachtung auf, so entdeckt man sehr bald nicht nur den Hauptunterschied der deutschen und aller ihrer Stammverwandten von der griechischen und römischen sondern man findet auch in den neueren Tochtersprachen der alten römischen den germanischen Einfluß im Accente der Wörter ausgesprochen. Ehe wir die Hauptzüge dieser Untersuchung durchführen, wird es aber zweckmäßig sein, zuerst von dem Wortaccente selbst einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken.

Wenn die einzelnen Sylben der Wörter nur nach der Gültigkeit ihrer Zeitdauer ausgesprochen würden, wäre es unmöglich, eine zusammenhangende Rede zu verstehen, da die Wörter nicht durch Zwischenräume, wie in der Schrift, abgesondert werden können, und es auch an einem Mittel fehlen würde, die Interpunction deutlich zu machen. Nur dadurch, daß wir in einem jeden Worte e i n e r Sylbe den Hauptton geben und die andern minder lebhaft aussprechen, wird es dem Ohre erleichtert, die einzelnen Wörter von einander abzusondern. Das Innehalten zwischen zwei Wörtern, die Hervorhebung irgend eines Wortes durch einen besonderen, von dem Wortaccente noch verschiedenen Redeaccent machen sodann die Unterscheidung der Perioden und Periodentheile möglich, welche für das Auge durch die Interpunction bewirkt wird. Es ist also der Accent etwas Nothwendiges in einer jeden Sprache. Man versuche es, die Sylben folgendes Satzes: „Voran



beginn des Festes Ruf", syllabirend zu lesen: „Vor = an = be = ginn = des = Fest = es = Ruf", so wird der Hörer in Verlegenheit über die Verbindung der Wörter bleiben, bis man durch Hinzufügung der richtigen Wortaccente, entweder spricht: „Voran beginn des Festes Ruf", oder „Vor Anbeginn des Festes ruf' (nämlich etwa die Gäste ꝛc.) wo dann alles Schwanken aufhört. Es ließen sich sehr viele Beispiele der Art geben. Am merklichsten wird aber die Wichtigkeit des Wortaccentes auch noch erkannt, wenn man Anfänger deutsch reden oder lesen hört, denen die deutsche Sprache nicht Muttersprache ist. Das Vernachlässigen oder Verwirren des Accents macht die Rede durchaus unverständlich, wozu dann auch noch die Verwechselung der Quantität hinzukommt, um das Chaos zu vollenden.

Wie verschieden also auch die Gesetze sein mögen, nach denen der Wortaccent in den verschiedenen Sprachen behandelt wird; so ist doch soviel gewiß, daß er in allen Sprachen zur hörbaren Unterscheidung der Wörter dient; daß es also in jeder Sprache nur wenige Wörter geben kann, die desselben ganz entbehren oder indem sie gewissermaßen mit einem andern Worte dem Begriffe nach in eins zusammentreten, ihn auch mit diesem Worte verbinden, wie uns die griechische Sprache in den sogenannten **Atonis** und **Encliticis** von beiden Wortarten Beispiele darbietet.

Wir reden hier nur zunächst von denjenigen Wörtern, die eine Sylbe durch einen überwiegenden Accent vor den übrigen auszeichnen und bemerken zuerst das auf den ersten Anblick eigensinnige Gesetz der Griechen und Römer, diesen Accent nie über die dritte Sylbe vom Ende hinausgehen zu lassen, wobei außerdem noch die Länge oder Kürze der Endsylbe auf die Stelle des Accentes einen wichtigen Einfluß äußert. In den gesangreichen Sprachen der alten Welt unter denen die griechische, nach Herders Ausdruck, wie ein Saitenspiel in dem Aether des reinen Olymps erklang, waren die Endsilben volltönend und bedeutsam, ersteres durch die schönen Vocale, die in ihnen hauptsächlich rein ausklangen, letzteres durch die Mannigfaltigkeit der Beugungsformen des Hauptworts und Zeitworts, die sich in den Endungen kund gab und zum Verständniß der Wortverbindungen am meisten beitrug. Es erscheint daher natürlich, daß die hörbaren Unterscheidungszeichen der Wörter in diesen Theilen derselben vernehmbar wurden, die ja bei der schönen Freiheit der Wortfügung am meisten zu erkennen gaben, wie sich ein jedes Wort zum großen Ganzen des Satzes verhielt.

Die deutsche Sprache geht, in Beziehung auf den Accent, von einem anderen Grundsatze aus.

Nicht so sehr besorgt, das einzelne Wort als Theil des Ganzen hervortreten zu lassen, zeigt sie vielmehr ein größeres Bestreben, jedes Einzelne für sich deutlich und leicht verständlich machen zu wollen; daher wird in der Regel die Stammsilbe eines jeden Wortes betont und bei Zusammensetzungen diejenige der Stammsilben, welche als neue Bestimmung des zum Grunde liegenden Hauptbegriffs betrachtet wird. An kühnen Inversionen war die alte deutsche Sprache arm. Man vergleiche alle Bruchstücke der Vorzeit, überall wird man eine einfache Construction finden. Die Besorgniß, jedes einzelne Wort als Theil des Ganzen nicht zu erkennen, war also aufgehoben, wenigstens viel geringer als in der griechischen und der ihr hierin ähnlichen lateinischen Sprache. Kein Wunder also, daß der Sprachgeist nun die eigenthümliche Richtung nahm, welche wir eben angedeutet haben. Mit der Sorge für die Bemerkbarmachung der Stammsilben verband sich unvermeidlich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Nebensilben; daher diese mit der größeren Ausbildung der Sprache nicht ohne Nachtheil für den Wohlklang immer mehr und mehr verstummten. Die Tochtersprachen der alten Römischen sind fast alle durch germanischen Einfluß aus derselben hervorgegangen. Nach der Eroberung des Römerreiches thaten die Sieger freiwillig, was die Römer früher durch Zwang zu erreichen strebten; sie nahmen die wohltönendere römische Sprache an; wandelten sie aber nach ihrer eigenthümlichen Denkweise um; daher die einfachere Construction, die nur wenig Inversionen erlaubt, daher der Artikel, daher hauptsächlich die Abkürzung und Abschleifung so vieler bezeichnenden Endungen des Altlateinischen, die immer auffallender wird, je weiter sich die Sprache von dem Kernsitze ihres alten Mutterstammes entfernt. In Gallien und Lusitanien ist die Sprache flacher und abgeschleifter als in Italien und Hispanien. Mit der fremden Sprache zugleich war höhere Bildung in jene Völker übergegangen; sie konnten also raschere Fortschritte machen als die in Deutschland zurückgebliebenen Stämme, welche die Einwirkung der römischen Sitte und Sprache selbstständiger abgewehrt hatten. Dazu kam, daß das Christenthum in lateinischer Sprache verkündet wurde und natürlich die göttlichen Funken da zuerst zünden mußten, wo die Worte des Lehrers auch der Sprache nach befreundeter klangen. Deutschland gelangte daher später zur Bildungsreife als die westlichen

und südlichen Länder, aber es hatte seine Bildung auf dem Wege der Selbstständigkeit erlangt und dies in der Sprache mehr als in irgend einem andern Gebiete des Wissens und der Kunst. Diese Selbstständigkeit in der Sprache zeigt sich nun wie in vielen andren, so auch besonders in dem Wortaccent, dessen Eigenthümlichkeit ich in wenigen Worten schon oben angedeutet habe, nun aber etwas ausführlicher durchgehen muß, um recht anschaulich machen zu können, wie gerade der Wortaccent mit dazu beiträgt, unsere Sprache fortwährend von jeder unbewußten Einmischung des Fremdartigen frei zu erhalten.

Hauptregel ist für die Wörter mit einer Stammsilbe, daß sie den Accent d. h. die überwiegende Tonhebung mit dieser Stammsilbe verbinden.

Man vergleiche die Aussprache der Wörter: Väterlich, Gesundheit, Wissenschaftlichkeit.

Nur sehr wenige Ableitungssilben ziehen den Ton an sich, und es läßt sich bei allen ein Grund angeben, der diese Abweichung von der Hauptregel erklärlich macht. Um zuerst des Wortes Arbeit zu erwähnen; so sehen wir an ihm deutlich, daß beit nicht Stammsilbe sein kann, da wir kein anderes Wort in der Sprache finden, das von diesem Stamme hergeleitet wird, d. h. da ein solcher Stamm bedeutungslos sein würde. Die betonte erste Silbe hingegen, entdeckt sich uns als Stamm, indem nämlich aran (gewiß mit arare verwandt) ein altdeutsches Wort für pflügen ist. So wie man nun bei Ableitungen häufig ein w einschob, das nachher in b überging, wie die Wörter Farbe, entstanden aus Farwe, dies aus Var, was sich im Niebelungenliede noch findet, und gärben, aus gar abgeleitet, beweisen; so konnte das von aran hergeleitete Substantivum mit der Bildungssilbe de am Ende leicht in Arwde übergehen, wie es denn auch im älteren Schwedischen arfwode heißt. Im Deutschen aber erweiterten sich die Ableitungsveränderungen auf de, wenn das stumme e am Ende abgeworfen wurde durch mancherlei Einschaltungen; so wurde aus Armde Armuth, aus Heimde Heimath, aus Arwde Arbeit. Dieses Wort bildet also keinen Einwurf gegen die oben festgestellte Hauptregel, wenn es den Accent auf der ersten Silbe annimmt. Sehr häufig oder vielmehr fast immer bekommt die Vorsilbe Ur den Accent, woraus hervorzugehen scheint, daß auch sie eine alte Stammsilbe gewesen ist, welche die Bedeutung des Alterthümlichen und Vorzüglichen in sich

vereinigte. Die Ausdrucke Urwelt, Urtheil (Ur-Theil) liegen uns als Beispiele nahe. Ursache, Ursprung, Urenkel (wie Urahne gebildet) gehören auch hierher. Als Abweichung von der über die Verbindungen mit Ur bestehenden Analogie ist es anzusehen, wenn man häufig ursprünglich statt ursprünglich aussprechen und betonen hört. Der verneinende Vorsatz un bemeistert sich in den meisten Fällen des Accentes, z. B. Undank, Unwesen, unzart, unsauber, untüchtig, unfreundlich, und so überall, wenn der Stamm des Wortes substantivisch oder adjectivisch ist; dahingegen pflegt bei einigen Adjectiven, die von Zeitwörtern hergeleitet sind, der Ton auf die Stammsilbe gelegt zu werden, z. B. unsäglich, undenkbar, unerschöpflich, unglaublich, unweigerlich, unbeschreiblich, unscheinbar. Die meisten dieser Adjective sind ohne un gar nicht oder doch nicht oft in Gebrauch. Bei den andern schwankt der Accent in der Verbindung mit un, und scheint auf dieser Silbe zu bleiben, so bald das Adjectivum für sich im Gebrauch ist. Als Beispiele können dienen die Wörter, unerheblich, unwägbar, unsichtbar.

Bei dem letzten zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied. Unsichtbar nämlich heißt nicht sichtbar; dahingegen unsichtbar bedeuten würde, was sich nicht sichten läßt. Hieran kann die oben gegebene Regel deutlich gemacht werden, indem sichtbar soviel als sehbar als Adjectivum für sich bestehend durch un im ersten Falle verneint wird, dahingegen im zweiten Falle das Adjectivum von sichten nicht gebräuchlich ist, das Wort unsichtbar also durch die Betonung der Stammsilbe allein deutlich werden kann. Ein noch feinerer Unterschied, der so wenig wie das Ebengesagte in Sprachlehren berücksichtiget ist, findet bei denjenigen mit der Verneinungssilbe un gebildeten Wörtern statt, die einen verschiedenen Accent haben. Ich wähle als Beispiel das Wort unbändig, das man oft unbändig sprechen hört und zwar, wie ich bemerkt zu haben glaube, in der ersten Betonung als Adjectivum in der zweiten als Adverbium. Man sagt: das Kind ist unbändig. Aber: er hat sich unbändig geärgert, (d. h. ohne Band und Maaß). Wollte man im letzten Falle sprechen: er hat sich unbändig geärgert, so würde die Bedeütung des Satzes sein, daß durch den Aerger ein Unbändigsein hervorgebracht worden wäre. Wie man sagt: er hat sich todt geärgert. Doch ist es nicht meine Absicht, mich in die feinsten Unterscheidungen einzulassen, die durch den Wortaccent hervorgebracht werden, da ich nur in Hauptzügen seine Wirksamkeit in unsrer Muttersprache darzustellen versuche.

Wir haben bisjetzt von den Vorsilben geredet, die den Accent an sich ziehen. Es geschieht dies aber auch von einigen Nachsilben. Zuerst ist zu bemerken, daß in dem Worte lebendig der Accent durch den Gebrauch eine sonderbare Stellung erhalten hat, so daß dieses mit zu den sehr wenigen Wörtern gehört, in welchen eine an sich bedeutungslose Silbe betont wird. Wie nämlich aus Güte, gütig, aus Wille, willig u. s. w. entsteht, so entsteht auch aus Leben eigentlich lebenig. Da es indessen in der älteren deutschen Sprache gewöhnlicher war, das Lebend für das Leben zu sagen, so entstand daraus das Adjectivum lebendig, mit versetztem Ton, wie auch aus Elend, elendig geworden ist. Hätte wir noch mehrere Hauptwörter dieser Art, so würde bei den von ihnen abgeleiteten Adjectiven wahrscheinlich etwas Aehnliches stattfinden. Denn es hat bei diesen Substantiven die zweite Silbe die mittelzeitige Quantität, nähert sich also jenen Längen die wir später bei Zusammensetzungen betrachten werden; welche auf eine betonte Länge folgen. Wie wir der angegebenen Regel gemäß Ursprung sagen, aber davon das Adjectivum ursprünglich mit verändertem Accent herleiten, ganz so verfahren wir mit den Wörtern Elend und elendig. Wir hätten also auch für diese Ausnahme eine in den Accentverhältnissen der Sprache begründete Analogie gefunden. Bei nothwendig schwankt der Accent; der Sprachgebrauch scheint sich aber für das auch mehr Analogie für sich habende nothwendig zu erklären.

Zunächst tritt uns nun unter den betonten Ableitungssilben, lei entgegen, das an viele bestimmte oder unbestimmte Zahlwörter angehängt wird, z. B. einerlei, mancherlei 2c. Es ist aber dieses eine alte Stammsilbe, welche Art und Weise bedeutet hat (ähnlich dem lateinischen lex). Es ist im Niebelungenliede noch in der Gestalt Leiche vorhanden, wo es Gesangweisen vorzugsweise ausdrückt. Vom Volker, der bei der Ermordung der Hunnen in Etzels Saale sein Schwert, welches mit einem Fidelbogen verglichen wird, weil er ein Spielmann war, so muthig und mordend schwingt, heißt es: Sin Leiche lutent übele. Seine Weisen lauten übel. Wie wir nun bei solchen Zusammensetzungen, in welchen nicht das erste Stammwort zur Bestimmung des zweiten dient, den Accent auch nicht auf dieses erste Stammwort zu setzen pflegen; sondern ihn bei dem zweiten lassen, wie in einmal, wenn ein nicht das Zahlwort ist, so bleibt auch auf der Silbe lei dieser Accent, und mancherlei steht für mancher Art; so daß noch dazu das Ge-

nitivsverhältniß in der Mitte des Wortes angedeutet ist. Es findet indessen auch bei diesen Adjectiven, die nicht deklinirt werden können, etwas ähnliches Statt, wie bei dem oben angeführten Worte Unbändig. Nämlich unmittelbar vor dem Substantivum geht der Accent auf die erste Stammsilbe. Ein Kleid von einerlei Farbe. — Ich habe vielerlei zu thun und ich habe vielerlei Geschäfte. Dahingegen. Was du thust ist mir einerlei. Ja es offenbart sich ein unverkennbares Streben des Sprachgebrauchs, den Accent auf die erste Stammsilbe zu bringen, je mehr die etymologische Entstehung des Wortes sich der Wahrnehmung entzieht. Daher von vielen durchgängig nur einerlei und mancherlei gesprochen wird.

Eine zweite Ableitungssilbe ist ei, die aus gewissen Hauptwörtern andere herleitet, z. B. Abtei aus Abt, Probstei, Pfarrei u. s. w. Es scheint, daß diese Ableitungsilbe fremden Ursprunges ist und durch Verkürzung aus der lateinischen ia (Abbatia) gebildet. Da wir nun in allen fremden Wörtern, wie weiterhin bemerkt werden wird, den Accent auf die letzte (lange) Silbe zu legen pflegen, Philosophie oder Philosophei, so wurde auch bei den eigentlich deutschen Wörtern, nachdem man ihnen diese fremdartige Endung gegeben hatte, der Accent nach der Endsilbe fortgerückt. Derselbe Fall tritt auch ein, wenn diese Endung an den Stamm mancher Verba mit vorhergehendem r oder ohne ein solches angehängt wird z. B. Heuchelei, Schreiberei, u. s. w.

Die Endsilbe iren ist gewiß fremden Ursprunges und nicht gar zu alt in unserer Sprache, halbiren, handtiren, hofiren, hausiren sind wie curiren und philosophiren gebildet und haben daher auch den Accent auf dem eigentlich undeutschen Theil ihrer Sylben.

Außer den hier angegebenen Fällen finden sich nur sehr wenige, die noch eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildeten (das hybride Flötist und ähnliche Soldat, gehören hieher), daß der Accent sich mit der Stammsilbe eines Wortes verbindet, wenn das Wort nur eine Stammsilbe hat. Alle übrigen Ableitungssilben, sie mögen noch so ausgedehnt, vocal- und consonantenreich sein, erhalten nie den Accent; z. B. tugendhaft, Eigenheit, Wissenschaftlichkeit u. dergl. m.

Wir kommen nun zu den Zusammensetzungen, in denen mehr als eine Stammsilbe vorkommt. Bei diesen geht der Accent immer auf die erste Stammsilbe, wenn die Zusammensetzung eine solche ist, daß der erste Theil derselben eine nähere Bestimmung des zweiten ent-

hält, so daß gewissermaßen letzterer die Art, ersterer die Gattung bestimmt. Kirchhof, Gartenraum, Wissenschafts-Eifer, Fechtkunstlehrer. Daher werden Zusammensetzungen wie Staatsschuldentilgungskassenrechnungsabnahme unerträglich; weil der eine Haupt-Accent, den die erste Sylbe erhält, alle übrigen folgenden tragen soll, und man wird genöthigt, das Wort zu theilen. Selbst in dem Worte Staatsschuldentilgungskasse, bildet sich auf der dritten Stammsilbe til, ein kleiner Ueberton, der aber doch dem Haupton in der ersten Silbe nicht gleich kommt.

In manchen Zusammensetzungen steht das Bestimmungswort nach dem bestimmten; in diesen findet sich auch der Accent auf der zweiten Stammsilbe.

Dies ist z. B. der Fall in den Wörtern Jahrhundert, Jahrtausend, Viertelmetze.

Zuweilen enthält der erste Theil der Zusammensetzung nur eine adverbielle Bestimmung, die aber mehr erweiternd als genauer bezeichnend ist; dann geht auch der Accent zu den zweiten Stamm hinüber z. B. hochpreislich, hochwürdig, großmächtig, Reichs-Hofrath ꝛc.

Bei den Zusammensetzungen mit Präpositionen, wenn diese nämlich die erste Stammsilbe enthalten, gilt als bekanntes Gesetz, daß wenn die Zusammensetzung trennbar ist, die Präposition den Accent erhält, im entgegengesetzten Fall aber das Verbum, von solchen Zusammensetzungen nämlich, in denen der letzte Theil ein Verbum ist, kann hier nur vorzüglich die Rede sein. Der Unterschied zwischen übersetzen und übersetzen ist bekannt genug, die erste Zusammensetzung ist trennbar, weil man im Präsens sagt: Ich setze über; die zweite ist untrennbar, denn man sagt: Ich übersetze. Aehnlich ist es mit durchschneiden, durchlesen u. s. w.

Bei Zusammensetzungen, deren letzte Theile weder Hauptwörter, Eigenschaftswörter noch Zeitwörter sind, pflegt gewöhnlich das zweite betont zu sein, vorbei, hinzu, mithin, kurzum, zunächst, damit, dieweil ꝛc. Zwischen damit und damit wird gewöhnlich ein Unterschied beobachtet, der aber in dem Worte womit keine Analogie findet.

Wenn Zusammensetzungen durch das Aneinanderfügen mehrerer Wörter entstanden sind, so richtet sich der Accent derselben nicht immer nach dem Redeaccent, der in dieser Verbindung geherrscht hat; z. B. Vergißmeinnicht, Stelldichein, Vaterunser, so daß

auch dem Gehöre die Verbindung zu einem Worte bemerkbar gemacht wird.

Ueberall wirkt demnach der deutsche Wortaccent dahin, Deutlichkeit und Bestimmtheit im Verstehen des einzelnen Wortes zu bewirken, und erinnert bei einem jeden entweder an den Stamm oder an die Art der Bildung des Wortes aus seinen Bestandtheilen.

Sehr wichtig ist daher die Betrachtung, welches Gesetz im Deutschen sich bei der Betonung der fremden Wörter offenbare, deren doch so viele in die Sprache aufgenommen worden sind. Hier findet sich keine bekannte Stammsilbe, die ihrer Bedeutsamkeit wegen den Ton an sich zöge. Soviel Silben das fremde Wort hat, soviel Stammsilben müßte eigentlich der Deutsche, der es in seine Sprache aufnimmt, in demselben annehmen, da er die eigentliche Wurzel desselben nur durch gelehrte Forschungen kennen lernt, und die Stammsilbe in den Sprachen, woraus er entlehnt hat, nicht immer betont werden. Er folgt also in der Betonung dem Gesetze der fremden Sprache, so weit er kann; indem er jedesmal auf der letzten langen Silbe des Wortes, in der Gestalt nämlich, wie er es aufgenommen hat, den Ton setzt. So erhalten wir Philosophie, Natur, Nation, National, Nationalität u. s. w.

Bildet er durch deutsche Zusatzsilben Ableitungen aus dergleichen Fremdwörtern, so wird die einmal betonte Silbe als Stammsilbe behandelt und demgemäß verfahren. Daher Person, persönlich, Persönlichkeit 2c. Bei Zusammensetzungen gilt dasselbe Gesetz, wie bei echtdeutschen Wörtern; nur daß die in dem ersten Fremdworte einmal betonte Silbe auch hier als Stammsilbe behandelt wird, z. B. Personal-Chronik Litteratur-Geschichte, Litteratur-Briefe 2c. Diese Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, sichert ihr die Reinheit vor Einmischung der Fremdwörter mehr, als die Bestrebungen aller Puristen. Des Deutschen Ohr, immer gewöhnt den Accent in einer bedeutsamen Silbe zu vernehmen, erkennt daher gleich die Fremdwörter, bei denen er in einer für ihn bedeutungslosen gehört wird, und kann sich auch nie gewöhnen, eine solche Silbe als Stammsilbe anzuerkennen, da sie den Ton verliert, sobald wieder eine Ableitungssilbe aus der fremden Sprache entlehnt, hinzukommt, wie das Beispiel von Nation und National ganz deutlich zeigt. Nie wird also die deutsche Sprache, das läßt sich mit Gewißheit voraussagen, eine solche Mengsprache werden, wie es die englische ist, in der ein fremdes Wort durch die Annahm

des englischen Accents auch gleich das vollkommene Bürgerrecht erhält; denn nation und national haben beide den Accent auf der ersten Silbe. In dieser Sprache müssen fremde Wörter gleich so einheimisch werden, wie Fenster, Pabst und ähnliche es bei uns sind, denen wir theils einen eigenthümlichen Accent verliehen haben, und an die wir auch nicht die fremden Ableitungssilben mehr anzuhängen pflegen. Indeß hält die Wirkung jener Scheu vor dem Fremden, die tief in der Sprache begründet ist, lange vor, und die Wörter Altar und Pallast geben durch das Schwankende ihres Accentes noch immer zu erkennen, daß sie noch fortwährend nur Bewerber um das Bürgerrecht sind, es aber noch nicht vollkommen erhalten haben, obgleich sie doch schon beinahe 2000 Jahre sich darum bemühen. Ja man scheint ihnen im Zeitalter des Nibelungenliedes günstiger gewesen zu sein, als es jetzt der Fall ist. Denn dort lese ich „Pallas und Saal, da man jetzt noch sehr oft Pallast sprechen hört.

Man darf es daher nicht als eine Thorheit den Deutschen anrechnen, daß von Zeit zu Zeit Männer unter ihnen aufstehen, die auf die Reinigung der Muttersprache dringen, da diese selbst durch die eigenthümliche Art ihrer Bildung immer von neuem auf die Fremdwörter aufmerksam macht und in einem fortdauernden Ausgährungs-Processe begriffen ist. Nur die Pedanten müssen verlacht werden, die von einem einseitigen Standpunkte aus alle Fremdwörter auf einmal verbannen und neue an deren Stelle setzen wollen. Welche babylonische Sprachenverwirrung würde entstehen, wenn nach den Wünschen eines Jeden diese Verdeutschungen vorgenommen würden. So haben, um nur ein kleines Beispiel anzuführen, nicht unnamhafte deutsche Grammatiker den Infinitivus theils durch Wandelwort, theils durch Schwebewort zu bezeichnen vorgeschlagen. Keins von beiden wird denen genügen, die im Worte die Sache erkennen wollen, und doch glaubten die Abfasser derselben dem Begriff durch den Ausdruck ganz nahe gekommen zu sein. Aber darin liegt eben die größere Schwierigkeit der Verdeutschung des Fremden, daß man bei dem fremden Worte über die Bedeutung nicht weiter grübelt, sondern dasselbe so versteht, wie es der Gebrauch eingeführt hat; in dem an die Stelle gesetzten deutschen aber durchaus eine vollkommene Definition des bezeichneten Begriffs verlangt. Hier bedarf es eines kühnen Geistes, der wohlbekannt mit den Wurzeln und Gesetzen der Sprache und innig vertraut, mit den Gegenständen, deren Ausdrücke er umschaffen will, solche Wörter wählt, die durch Wohl-

klang ansprechen, durch Neuheit reizen und durch ihren tiefen Zusammenhang mit dem Sprachstamme selbst, dem neugebildeten Worte die rechte Weihe geben. In solchem Geiste, glaube ich, muß in die Sprache geschaffen werden, und so auffallend auch anfänglich manche Schöpfungen der Art sind, werden sie doch lebendiger fortdauern als die durch verwickelte Zusammensetzungen gebildeten Verdeutschungen. Auf die Art haben sich Wörter wie Sternwarte, Heerschau, Volkthum, Turnplatz ꝛc. wie von selbst eingeführt, da sie aus deutschen Stämmen den deutschen Bildungsgesetzen gemäß erwuchsen. Aber auch die Möglichkeit, neben den alten Stämmen neue Schößlinge aufsprießen zu sehen, ist gegeben; wenn zu den neuen Wortstämmen Laute benutzt werden, die den deutschen Wurzeln verwandt tönen Seltsam mögen allerdings gegenwärtig noch die meisten Okenschen Namen in der Naturlehre klingen; sie sind aber bezeichnend haben einen deutschen Anklang, und sind eben, weil sie bis dahin nichts bedeutet haben, am meisten geeignet, Benennungen in Classen, Gattungen und Einzelweisen zu werden. Wen sollte der Name Fransel für die Polypen, Bolke für Säugethier, Lurche für gewisse glatte Amphibiengattungen, Spricken für die hurtigen Insekten, zu denen auch der Ohrwurm gehört, und dergleichen mehr, nicht ansprechen. Wer könnte zweifeln, daß sie in einem geistreichen System aufgestellt, sich nicht bald das Bürgerrecht erwerben würden. Dann aber von Mund zu Mund in den Naturgeschichten der Kinder verpflanzt, würden sie bald dem Volke so einheimisch klingen, daß man glauben müßte, sie wären von den ältesten Zeiten so genannt worden. Doch es war nicht meine Absicht, über die beste Art der Puristik mich zu verbreiten, sondern nur die Wirksamkeit des deutschen Wortaccentes zu zeigen, dessen Hauptgrund ich neben der Verdeutlichung der Rede auch vorzüglich darin setze, daß er die deutsche Sprache rein erhält, und in Reden und Gedichten, wo sich die Kraft der Worte besonders zeigen soll, demjenigen warnend entgegentritt, der ein undeutsches Wort an die Stelle eines guten deutschen zu setzen im Begriff ist.

(Gelesen im Juli 1826.)

August.

# XI.

# Gedichte
## des
# Pfaffen Wernher
## in einer Handschrift zu Hanover.

Folgende Nachricht verdanke ich dem Professor Maßmann, welcher vor mehreren Jahren schon bei seinem Aufenthalt in Hanover die bisher nur durch einige Anführungen in Eccardi catechesis Theotisca bekannte Handschrift *), auf meine Bitte, untersuchte. Daß dieser Pfaffe Wernher von mehreren gleichnamigen und gleichen Gegenstand behandelnden Altdeutschen Dichtern (als: Wernher von Tegernsee, Dichter der ältesten Marienlegende; Wernher, Dichter einer jüngeren Marienlegende; und Liederdichter Bruder Wernher) verschieden ist, habe ich bei dem letzten (Leben und Werke der Minnesinger 117) gezeigt.

v. d. Hagen.

Die Handschrift ist Pergament kl. 8, und besteht aus 19 Lagen, je zu 8 Blättern eigentlich; aber Lage 12 hat nur 5 Blätter, Lage 13 hat nur 6 Blätter, Lage 18 nur 2 Blätter, Lage 19 nur 4 Blätter — das ergiebt 137 Blätter. Die Schriftzüge sind im Wesentlichen durch die ganze Handschrift ähnlich: Lage 11 und 12 aber weichen schon von den früheren etwas ab, und neigen zu 13 — 19, die, mit dem Anfange eines anderen Gedichtes, sichtlich von anderer Hand sind, und wo auch die Zeilen zwischen Linien von Dinte, und nicht, wie vorher, von Reißblei stehen.

*) Vergl. meinen litt. Grundriß zur Gesch. der Deutschen Poesie S. 270. 281. Vgl. ebd. 251. 475. 482. 549 die anderen Wernhere.

Mit der Sprache verhält es sich ebenso. Sie ist wohl Sassisch, aber mehr Niederrheinisch. Die Handschrift stammt aus Köln. Auf dem ersten Blatte unten steht nämlich, von späterer Hand:

lib^s dom^s stē Barba^se I Colō ordę Carthȳ
de laudibȝ btē Ma^sie v^s gę. †. lv.

Die Anfangsbuchstaben sind roth, die Reimzeilen nicht abgesetzt, die Reime nur durch Punkte bezeichnet, welche außerdem auch als Unterscheidungszeichen dienen.

I. Leben und Lob der Maria (Lage 1—12). Dieses Gedicht ist zu Anfang, Mitte und Ende von Abschnitten in verschiedenen freien Reimarten durchwebt, deren mehrere auch abgesetzt geschrieben, und die Reimwörter durch Striche verbunden sind, z. B. solche vierreimige Sätze, womit das Gedicht beginnt: *)

Ih bin de lof der reinesten urowen.
Du godes ougen ie mochten beschowen.
Du godes geist so wolde bedowen.
Dat si is urowe ůuer alle urowen.
Ich bin geschriuen zů dineme loue.
Du gelouet bis in deme ouersteme houe.
Vor dineme kuninge. vor dineme bischoue.
Godes muder. it is recht dat ich dich loue.
Heilige Maria ich loue dich ff.

Nach 11 Zeilen wird Jesus angeredet:

JHesu. der reinester muder kunt.
Bit diner wisheide min herze umbewunt.
Du ie gewart. e. one. sunt.
Bit diner minnen min herze bunt. (l. -int für -unt)

Nach 20 Zeilen folgt wieder das fortan durchgehende Lob und Leben Mariä:

Maria. muder der barmh^scicheide.
Cum suze selue. wirt min geleide.
Din sun. in du. geleidet mich beide.
Al ane gescheit. bit aller stedicheide. u. s. w.

Maria ist der himel ho — ertte reine — der schoue man beceichent dich — Maria du bis de besloz{z}ene garde den godes hude selue bewarde — — in dines lines bǒmgart de bǒm

*) Aehnlich dem nachmals oft nachgeahmten Eingange zum Tristan.

des leuenes geplantet wart. — Maria. Du bis de besigelde brunne. den hat entfenget die gotliche sunne. — — siuen riuire — wazer reine — alse milch gedan — luter honech — edel win. also olei gedan — balsem dure — luderdräc — ulizent uan dir. — Maria. du bis die heilige elter stat — din herce is de elter so reine. geciret bit golde inde bit gesteine. dat golt is wisheit inde minne. die gemmen sint reinicheit diner sinne. — Maria. din namen ist louesam. bediutnisses uol inde minnesam. — erluchtet — du bis de leidesterre gut inde suze. de name is bedudet bitterheit. — Hiemit kömmt der Dichter auf das Leiden Mariä beim Tode ihres Sohnes; er redet sie lebendig an, und läßt sie selber eine schöne Klage sprechen, in freien, kühnen Reimarten. Nun aber wendet er, und sagt:

ich han geclaget inde geweinet bit dir.<br>
urowede inde blitschaft gif ǒch mir.

und schildert nun Mariä Freude, bei der Geburt Christi — Krippe — Hirten und Engel. Freude im Tempel. Simeon. Anna. Ja der Mutter Freude bei des Sohnes Tode, „der den Tod tödtete" und selber der Siegesbote bei Maria ward, in der Auferstehung und Himmelfahrt. Nun ist Maria über alle Engel erhöht: ůuer nun chore algemeine. bis du gesat ei maget reine. Diese neun Engelchöre und ihre ambacht werden geschildert, alle aber nur, um die dazwischen gepriesene Mutter Gottes zu erhöhen. Nach 63 Seiten solcher Schilderung (Lage 5 bis 9), heißt es endlich:

Nu is it wisheit. it is rat.<br>
dat wir ouch průuen dine dat.<br>
dat wir unse hercen erheuen.<br>
an din minnesam heilich leuen.

und es folgt nun wieder eine sehr lebendige und dichterische Erzählung aus Mariä Munde, wie sie troz dem Gange der Natur dem Gebote des alten euen und wider die gewonheit der lude so hochbegnadigt worden und als muder maget blieben sei. Von Klein auf habe sie Gott gesucht und geminnet, und die Erde in ihrer Pracht, die Gestirne, die Luft nach dem Schöpfer gefragt:

Ich sach den manen bit der sunnen.<br>
die hauent alle schone dinc uerwnnen.<br>
si driuen mich upwert zů mineme herren.<br>
ich besach die hogere creature.

die die wisheit hauent uan nature.
ich meinen die selen bit den geisten. —
ihrer geistlichen clarheide geluste mich sere.
wan si wiseden mich upwert zu ireme scheppere.

bis sie den Höchsten fand, dessen Herrlichkeit und suzicheide sie nun schildert. Da habe seine cracht si uerschaduet. Er belebte ihren Muth wider das Gesetz der Natur, Moses und der Gewohnheit. Auch stärkten sie die godes brude. bit iren bispilen wider die lude. (Judith, Rahel, Joseph 2c.) Da kam der Engel, der ihr verkündete:

dich sal bescheduen godes cracht.
dat du salt dragen die heilige dracht.
iñ godes sun sal werden geborn uan dir.
des gelachte ich. inde also geschide mir.

Als Maria ihre Rede vollendet hat, sagt der Dichter ihr genade irrer mildecheide, und beschreibt nun, da er mit ihr hoch hinaufgestiegen, ihr himmlisch und geistlich Gekleide: unter ihren Füßen stehet der Mond; sie ist schön von zwiefältigem Schein, ihr Geist ist schön, schön ist ihr Leib; ihr Gewand ist weiß und roth, das bedeutet ihre Reinheit und das Blut ihres Sohnes am Kreuze, das zugleich ihr Blut ist. Das goldene Gewand mit edelem Gesteine, welches Lucifer trug vor seinem Hochmuth und wurf in den hellischen val, das trägt jetzo Maria. Die Steine sind Sardiüs, Topazius, Jaspis, Crisolitus, Onix, Berillüs, Safir, Carbunkel, Smaragdus; Pracht und Kraft derselben wird geschildert und gedeutet durch ihre Tugenden. Auch strahlt ihre Krone gulden ersam — si schinet van zwelif sterren schon — das sind zuelif ordene der engeln inde der lude, nämlich 9 der Engel und 3 der Menschen. Noch drei Kronen, der Märtyrer, Prediger und reinen Leute. Die letzten heißen de godes brůde de megede, und der megede crone is gare van blůmen. si blůent ůur deme brudegůmen. Hierauf schildert der Dichter schön den Wettstreit der roder rose inde der wizen lilien. di rose is di birnende minne — di lilie is di renicheit — Ich en wez noch nit we mich bescheide. of di lilie der reinicheide. of di rose der birnender minnen. an der cronen den sigen sůle gewinnen. Maria ist die rode rose ane allen dorn und der edele jachant de is himelvare. he ciret [d]ir hende iñ vuze al gare.

Die zwölfte Lage schließt mit einer Anrede an Maria, worin der Dichter ihre Barmherzigkeit anfleht, dineme knehte gerůche sinen

loin geven, nämlich du mûzes in bedenken in der stunden. also sine sele wirt entbunden. Auf der letzten Seite dieser Lage folgt noch eine Anrede an Christus:

Minnesame iHū getrue leidere.
Aller warheide gewar lerere.
Des ewigen levens milde gevere.
Diner gûde geven ich lof inde ere.

wieder vierreimig, sechs Stanzen. Weil aber an dieser Lage drei Blätter fehlen, so ist dieses Schlußgebet, welches dem Anfange mit Jesus entspricht, wohl nicht vollständig.

II. Mit der dreizehnten Lage, der auch die beiden ersten Blätter abgehen, beginnt nun ein neues Gedicht, ohne daß diesem der Anfang fehlte, mit rother Ueberschrift:

Dit ist Veronica.
Dat di wilde man gedichtet hat.
der heilige geist gab im den rat.
da alle duget anne geschit.
allen in kan er der bûche nicht.
jr meistiret di godis craft.
di givech di wiseheit uñ math.
so wer einir dûgede wile biginnen.
he salis an den heiligen geist gesinnen.
so machet he dat ende gût.

Es wird erzählt, wie Veronica vom Heilande das Tuchbild erhalten, nachdem Lukas sich dreimal vergeblich bemüht, ihr dessen Bild getreu zu malen: es wird gleichwohl beim Vergleiche mit dem gegenwärtigen Herrn als schlecht erfunden. — Dann heilt sie mit dem Bilde den „maselsuchtigen" Kaiser Vespasianus. Ein Jude hatte in Rom vom „heilenden Jesus" erzählt. Des Kaisers Sohn, Titus, fährt mit Kielen, Schätzen und Mannen nach Jerusalem. Aber der Herr ist schon todt. Da wird ihm von Veronica gesagt; er eilet zu ihr und bewegt sie, mit ihm nach Rom zu fahren. Sie heilt den alten Kaiser, und dieser zieht hierauf nach Morgenland und vertreibt und zerstreut die Juden.

„Der wilde Mann," welchen der Anfang des Gedichtes nennt, kommt L. 14, Bl. 5 a. nochmals vor:

des gisinnit ovch der wilde man.
want he der rede also bigan *).

III. Dann folgt L. 15, Bl. 3:

Van der girheit wil ich iuh kunden.
Si gilichit des meris vnden.

Lebendige Schilderung der girheit, geitigheit, des hoemudes.

Furchtbare gegenseitige Verfluchung des Vaters und Sohnes, die sich in der Hölle treffen: dit ist ein iemerlich strit.

Zuletzt, Ermahnung und guter Rath, die Weisheit zu erringen; dazu führe true inde othmudicheit. L. 16, Bl. 6 schließt dieser „Leich" also:

Amen. Di dit buch giscribin hat.
gibuzzin muse he sine missetat.
vndi imm^s ewiliche.
bisizzin dat himilriche. Amen.

IV. Mit rother Ueberschrift: Di vier Schiven. Deutung der vier Scheiben (Räder) an Aminadabs Wagen; beginnt:

Alle di da sint gidouft.
di ůnsir herre widere hat gikouft.
got der vvil gude.
mit sinime unsuldigen blude.
di sůlin vlisigin dar ane.
dat di minne an irme h^ezen wane.
di got selue gibot. u. s. w.

Jener Wagen ist der cristinheide lith fas. der heligin evangelien lere. Die vier Schiben daran sind unsin heren geburt. Wieder, wie im Lobgedicht auf Maria, Schilderung ihres jungfräulichen Gemüths; Verwunderung, daß iman zviuilin mach an des Herrn magdlicher Geburt, der der Eselinn gebot, daß sie sprach, der das rothe Meer zum Durchgange staute, der des Abgrundes Tiefe gemessen, und des Himmels Höhe nicht hat vergessen, der die Tage

---

*) Ist etwa ein Sylvester, als Verfasser einer Lateinischen Urschrift dieser Legende, gemeint? — Verschieden von diesem Gedicht ist das von Schottky in den Wien. Jahrb. 1819 angeführte Leben der „Feronica" in der Wien. Hofbibl. Nr. 297, Bl. 57 b — 74 a, welches so anfängt:

O susser got alle deyne gnoden ich begere
Sende mir von himmel deynen engil hyr
Das ihr yn buch wol mache dyr.

zählte, die vier Elemente band, der da schuf, daß die Erde auf dem Wasser schwebt, ohne zu sinken u. s. w.

dat in dunkit mich nit seltsene.
de dis allis mac vualden.
dat he sinir muder renicheit had bihaldin.

Auch hier heißt es von Maria wieder:

si is rose sunder dorn.
si is duve sundir zorn.

Die anderen Radscheiben bedeuten Gottes und des Heilandes Länge, Breite und Höhe; die Himmelfahrt ꝛc. Mit L. 18, Bl. 2 a schließt dies Gedicht, und ergiebt endlich den Namen des Pfaffen Wernher:

Van einir dufe wir horin zellin.
dat si di quali van der hellin.
da di unrehtin.
di wider got vechtin.
jr schulde solin arnin.
da vor wil uns got warin.
zv ime so had he uns gispannin.
da sulin wir imm^s^ mit ime wanin.
da sal unsich der engile spisi gisadin.
alda muse uns bistaden.
durch sinir mudir ere.
dit dithe der phaffe. WErnHERE.

Darunter noch ein Glückwunsch an den Leser: Ich bivelich dich hude † dem alemetigin gode und allen Heiligen, durch drei Seiten. Endlich

V. beschließt, L. 19, Bl. 1 b bis 4 a, mit rother Ueberschrift:

Vnsir vrowen clage.

Hi bivore in wistich wat leit were.
nu bin ich uirladit mit sere.
di iuden hant binumin der werilde ir lith.
vndi mir alli mine zu virsith.
minis herzen sůzicheit.
vnde so was ich lives hadde dat zegeit u. s. w.

Das Ganze zählt 155 Reimzeilen. Der Schluß redet die dochtere von syon an:

Helpit mir liuin kint min leit clagin.
so mach ich deste baz uirdragin.
alse ich v dun dut mir also.
van einin sachin wil ich wesin vro.
roth: Dissis Buchis ist ende.

Doch läßt sich noch der Schreiber vernehmen, und nennt sich einen Jüngling Heinrich, der dieses Buch für eine Frau Bele geschrieben:

Di bůch di hi gischriuen sint.
mit trůwen unde mit eren.
Dat het gitan ein iungelinc.
den ruwit also sere.
swas he thorheit i. biginc.
— — — — — — —
— — — — — — —
Di dit huch schrivin det.
di is geheizzen Bele.
allir erin is si wert.
zo himile muzsi ir sele.
gischriwin undi irwelit sin.
dat helfh ir unsir trechtin. A. M. E. N.
roth: Di dit Buch hat giscriven.
di ist geheizzin Henrich.

Die beiden letzten Wörter und die folgende Zeile sind ausgekratzt, aber jene noch aus einzelnen Zügen zu lesen, da es nachher noch heißt:

So het giscriwen Henrich dit Bůch.

# XII.

## Nibelungen.

### Uebersicht der seit 1820 bekannt gewordenen Nibelungen-Handschriften und Bruchstücke,

und

### Abdruck der letzten.

Die in meiner dritten Ausgabe der Nibelungen (1820) aufgeführten (Einleit. S. XXXVIII ff.) und benützten eilf vollständigen Handschriften oder Bruchstücke sind seitdem manigfaltig vermehrt worden, zum erfreulichen Beweise der Würdigung, weiten Verbreitung und des Fortlebens des wundervollen alten Liedes, welches man immer wieder von vorn anfangen muß.

Zuvörderst theilte mir der für unsere Freundschaft, wie für unser gemeinsames Studium, leider zu früh verstorbene Docen, bei meinem letzten Besuch Münchens 1823, zwei kürzlich gefundene Pergamentblätter mit, welche sich den beiden früheren (Einleit. S. XXXV. LX) anschließen. Ich nahm davon Abschrift, was mir um so lieber ist, als alle 4 Blätter, wie mehr dergleichen Denkmäler, in seinem Nachlasse vermißt werden.

12. Das schon von mir (ebd. S. XXXVII) angemeldete Karlsburger Bruchstück, welches ich nach eben vollendetem Drucke meiner Ausgabe abschriftlich erhielt und noch auf einem einzelnen Blatte, als S. XLV und XLVI der Einleitung, hinzufügte. Da es sich gleichwohl bei wenigen Exemplaren vorfindet, so lasse ich es hier nochmals ganz ebenso folgen. Es gehört zu der jüngeren Bearbeitung in der Hohen-Ems-Laßbergischen Handschrift.

13. Zu derselben gehören die ebendort erwähnten Leichtlenschen Bruchstücke, zwei Pergamentblätter kl. 4., im Besitze des Freiherrn

von Röder zu Offenburg, welche J. Leichtlen in seinen Forschungen Bd. 1, Heft 2, 1822, mit geschichtlichen Erläuterungen herausgab.

14. Pergamentbruchstück (ein Doppelblatt) aus der Klage, welches Freiherr von Laßberg zu Beromünster im Lucernischen fand und erwarb, und ebenfalls der Familie seiner Handschrift angehört. Es muß auch für Ueberbleibsel einer Handschrift der Nibelungen selber gelten, weil in allen bekannten Handschriften derselben auch die Klage sich findet, und diese nirgends allein vorkömmt.

15. Die in des Fürsten von Oetting-Wallerstein zu Wallerstein befindliche vollständige Papierhandschrift (191 Bl. kl. Fol.) der Nibelungen sammt der Klage; welche zwar schon manchmal genannt (unter andern auch im Kunstblatte), jedoch bisher noch nicht näher bekannt ist. Weil sie aber, laut des Bibliothekars Kohler Angabe, die in meiner Ausgabe von 1816 (nach der St. Galler Handschrift) fehlenden Stanzen hat, so gehört sie vermuthlich mit diesen auch zu der letzten Ueberarbeitung.

16. Ein Papierblatt einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts in 8, im Besitze des Prof. H. Hoffmann zu Breslau, abgedruckt in den Altdeut. Blättern von M. Haupt und H. H. (Leipzig 1835) S. 47, enthält die Zeilen 909 bis 969 meiner Ausgaben, mit deren Text es gegen die jüngste Bearbeitung völlig übereinstimmt.

17. Berlin hat kürzlich zwei bisher ganz unbekannte Handschriften aus Süddeutschland erworben. Die eine, der Königl. Bibl., ist auf Pergament in Fol., aus dem 14ten Jahrhundert, und enthält auf 68 Blättern: *a*) **Der Nibelunge not** (Bl. 1 — 57.); *b*) **Daz liet diu clag** (Bl. 58 — 61); *c*) **Der werltlich rat** (Bl. 61 — 68). Sie ist vermuthlich Abschrift einer schon unvollständigen Handschrift, indem der vordere Theil der Nibelungen eine ansehnliche Lücke hat, ohne daß Blätter fehlen.

18. Die andere, im Besitze des Herrn von Meusebach in Berlin, ist auf Papier und eine alte Abschrift der vorigen, so daß sie auch die Lücke derselben theilt, also nochmals dasselbe Verhältniß darbietet, wie die Heidelberger Papierbruchstücke zu dem einen Görres'schen Pergamentbruchstück. Ebenso enthalten auch beide Berliner Handschriften die ältere Darstellung, in der Nibelungen Noth, nicht die jüngste Ueberarbeitung in der Nibelungen Lied.

---

Ich beginne diese Sammlung der Bruchstücke mit denen aus der Nibelungen Noth, und eben mit den Heidelberger *) Blättern, von welchen ich die nähere Beschreibung und das erste Stück schon 1817 in Büschings wöchentlichen Nachrichten geliefert habe. Ich habe hier, wie dort, die Abkürzungen ɪ (für in, im), d' für der, meist aufgelöset, das für uo, ue, ü, und u geltende zweifelhafte Zeichen ů oder ŭ immer durch ü ausgedrückt, und die nicht bezeichneten Stanzen durch einen kleinen Abstand angedeutet. Einige Ergänzungen stehen in Klammern.

## A. Die Heidelberger Bruchstücke.

### (II.)

S. 1.

Da sprach der grymme ferige d*a* wirt nummer getan 6252

Er hüp ein starkis rüder michel vñ breit
Er slüg vil vaste vf Hagne des wart er vngemeit
Daz er in dem schiffe struchte vf sine knie 55
So rechte grymmer ferige der kam dem Troyer nie

Da wolt er baz erzürnen den vbirmüden gast
Er slüg yme eine schalten daz die gar zü brast
Hagn*e* vber heu*bt* er waz ein starker man
Da von der Elsen ferige den groszen schaden da gewan 60

Mit grymmig*e* müde greif Hagne zü hant
Vil balde zü siner scheiden da er ein wafen vant
Er slüg yme daz heubt abe *vm̄e* warf iz an den grünt
Die mere worden schiere den stolzin Burgonden künt

In den selbin stünden da er den schifman slüg 65
Daz schif daz floz enowe daz waz yme leit gnüc
E. er iz gerichte widere . müden er began
Da zoch vil crefticlichen des künig Günthers man

*) Wenn die obigen (S. 100) Nachrichten von der Mainzer-Hundeshagen'schen Handschrift gegründet sind, so müßte man die, vor Heimkehr der Heidelberger Handschriften aus Rom, dort durch Glöckle verlautbarte Kunde von einer Vatikanischen Nibelungen-Handschrift auf diese Blätter beziehen.

Mit zügen harte swinde. kert iz der gast 6269
Bit yme daz starke rüder an siner hende brast 70
Er wolde zü den recken vz an einen sant
Da waz de heines mere. hey wie schire er daz gehant

Mit eyme schilt vessel daz waz ein borte smal
Gen eyme walde da kerte er hin zü dal
Da vant er sinen herrin an dem stadin stan 75
Da gie yme ingegen vil manig weidelicher man

Mit grüsze in wol intphiengen die snellen ritter güt
Da sehens yme schiffe riechen daz blüt S. 2.
Von einer starken wonden die er dem ferige slüg
Da wart von den degnen gefragit Hagnē gnüg 80

Da der künig Günther daz h'ze blüt er sach
Sweben in dem schiffe wie balde er do sprach
Wan sagit ir mir Hagne war ist der ferige komen
Üwer starkis ellen wer yme daz lebin hat benomen

Da sprach er lögenliche da ich daz schif da vant 85
By einer wilden widen da loist iz myne hant
Ich han de heinen ferigen hüde hie gesehin
Iz ist auch nieman leide von mynen schulden hie geschehin

Da sprach von Bürgontriche der herre Gernot
Hüde müz ich sorgen vf lieber fründe dot 90
Sit wir der schiflude bereide niene han
Wie wir kummen vbere dez müz ich trürig bestan

Vil lüde rief da Hagne ligit nider vf daz graz
Ir knechte daz gereite ich gedenke daz ich waz
Der aller beste ferige den man bi dem rine fant 95
Ja trüwe ich vch wol brengen vbir in Gelpfrates lant

Daz sie des da baldir kummin vbir flüt
Die ross sie ane slüge ir swymmen daz wart güt
Wand der starken ünden in deheines da benam
Etzlich iz owete verre als iz ir müde gezam 6300

Da trügen sie zü schiffe daz golt vn̄ auch die wat
Syt daz sie der verte nit mochten habin rat

Hagne waz do meister den fürt er vf den sant 6303
Vil manigen richen recken in daz vnkünde lant S. 3.

Zü dem ersten brachte er vber düsent ritter her 5
Dar nach die sine recken dannoch waz ir mer
Nün düsent knechte die fürte er an daz lant
Des dagis waz vnmüszig des künen troyers hant

Da er sie wol gesünt brachte vbir die flüt
Da gedachte fremder mere der snelle degin güt 10
Die yme da . e . sageten die wilden mer wip
Des hatte des künigis kappelan noch verlorn sinen lip

By dem kappelsaüme er den paffen vant
Ob dem heiltüme er leinte an siner hant
Des mocht er nit genieszin do in Hagne sach 15
Der godis arme priester müsze lyden vngemach

Er swang yn vz dem schiffe dar zü waz yme gach
Da (riefen) ir genüge vaha herre vach
Gyselher der jünge zürnen er do began
Er in wolde iz doch nit laszin . er in hette yme leide gedan 20

Da sprach von Burgontriche der herre Gernot
Waz hilfit vch nü Hagene des kappelans not
Dede iz anders yeman iz solt vch wesin leit
Vm̃e welche schulde habit ir dem priester wieder seit

Der paffe swam genode er wolde sin genesin 25
Ob yeme yeman hulfe des mochte da niht wesin
Want der starke Hagne vil zornig waz genüg
Er stiez yn zü dem gründe daz in duchte nieman do güt

Da der arme pryester der helfe niht ensach
Da kerte er wieder vbere dez leit er vngemach S. 4. 30
Wie er nit swymmen konde yme half die godis hant
Daz er wol konde gesünder hin wieder vz an den lant

Da stünt der arme priester vñ schütte sine wat
Da bi sach wol Hagene daz sin nit were rat
Daz yme für mere sageten die wilden mer wip 35
Er dachte dise degene müszin verliesin den lip

Da sie daz schif *entrügen* vñ gar *entluden* dan 6337
Waz sie dar vffe hetten der drier künige man
Hagne e*r*slüg zü stücken vñ warf iz an die flüt
Daz hede michel wonder die degen küne vñ güt 40

Zw*are* tüt ir daz brüder so sprach Dancwart
Wie sollen wir kummen vbere so wir die wieder fart
Ryden von den Hünen zu lande an den rin
Syt d*o* sagit yme Hagene daz dez k*o*nde nit gesin

Do sprach der helt von Troye ich dün iz vf den wan 45
Ob wir an dirre reise de heinen zagin han
Der vns entrynnen wolle durch zageliche not
Der müz an diesem wage doch lyden schemelichen dot

Sie fürten mit yn eynen vz Burgond$^s$ lant
Zü sinen handen eynen helt Volker waz er genant 50
Der re*t*de spehelichen allen sinen müt
Waz ie begie her Hagene daz dünkte den videlere güt

Ir ros bereidet waren d$^s$ seümer wol geladin
Sie hetten an der verte noch deheinen schadin
Genomen der sie müde wan des küniges kappelan 55
Der müsze vf sinen füszin hin wieder zü dem rine gan

(26.) S. 5.

## Auent. Wie Gelpfrat erslagin wart von Dancwart

Da sie nü waren alle komen vf den sant
Der künig begünde fragen wer sal vns durch daz lant
Die rechten wege wisen daz wir yt irre varn
Da sprach der starke Volker daz sal ich eine bewarn 60

Nü enthaltēt vch sprach Hagene ritter vñ knecht
Man sal fründen volgen ia dünckit iz mich recht
Vil vngefüge mere die dün ich vch bekant
Wir in komen nummer mere wieder in der Bürgonde lant

Daz sageten mir zwei (mer) wip hüde morgin frü 65
Daz wir nit komen wieder nü rat ich waz man dü

Daz ir vch wafent helde ir solt vch wol bewarn 6367
Wir han hie starke viande daz wir gewerlichen farn

Ich wande an lügene *fünde* die wisen mer wip
Sie iahen daz *b*esunder vnser deheines lip 70
Wieder zü lande queme nit wan der kappelan
Dar vm̄e ich in gerne hüde ertrenket wolde han

Da flügen die mere von schare baz zü schar
Dez worden snelle helde vor leide misse var
Da sie begonden sorgen vf den harten dot 75
An dirre hofe reise des gie in werliche not

Da zü möringen waren sie vber komen
Da dem Elsen ferigen waz der lip benomen
Da sprach abir Hagne sit daz ich fiande han
Verdienet vf der strasze wir werdin schedelich bestan 80

Ich slüg den snellin ferigen hüde morgin frü
Sie wiszen wol die mere nü grifet balde zü S. 6.
Ob Gelpfrat vn̄ Else. hude hie beste
Vnsir in gesinde daz iz in schedelich erge

Ich erkenne sie so küne iz wirdit nit verlan 85
Die ros die solt ir des da sanfter la*iszit* gan
Daz des ieman wene wir fliehin vf den wegin
Des radis wil ich volgin so sprach Giselher der degin

Wer sal daz gesinde wisen vbir lant
Sie sprachen daz düt Volker dem ist iz hie bekant 90
Stige vn̄ strasze der küne spileman
E. daz man iz vollen gerte man sach wol gewafent stan

Den snellen fidelere den helm er vf gebant
In herlicher varwe waz sin wich gewant
Er bant auch zü eym schafte eyn zeichen daz waz rot 95
Sit quam er mit den künigen in eine freisliche not

Da waz dot des ferigen Gelpfrate komen
Mit gewiszē mere do het iz auch vernomen
Else der vil starke iz waz in beiden leit
Sie santen nach ir helden sie waren schierē bereit 6400

In vil kürtzen ziden ich wil vch horen lan 6401
Sach man zü in riden die schaden hedin gedan
In starken vrlügen vil vngefügē schar
Da quamen Gelpfrate wol sieben hündert zü helfe dar

Da sie ir grymmen vianden begünden riden nach 5
Ja leiten sie ir herrin den waz ein deil zü gach
Nach den künen gestin sie wolden *an den* ir zorn
Des wart der herren fründe sider mere verlorn S. 7.

Da hete von Troye Hagne wol gefüget daz
Wie mochte siner fründe ein helt gehuden baz 10
Er *p*lag der nach hüde mit den sinen man
Vñ Dancwart sin brüder daz waz vil willeclich gedan

In waz des dagis zer runnen dez en hetten sie nit mer
Er v*o*cht an sinen fründen leit vñ ser
Sie ryden vnder schilden durch der Beyer lant 15
Dar nach in kurzer wile die helde worden an gerant

Beidenthalp der straszen vñ hinden vaste nach
Sie horten hü*ben* claffen dem lude waz zü gach
Da sprach der küne Dancwart man wil vns hie bestan
Nü binden vf die helme daz ist retlich getan 20

Sie hielten ab ir verte als iz müsze sin
Sie sahin in der vinster der lyechten schilde schin
Da in wolde Hagne nit langer sye verdagin
Wer iagit vns vf der straszin daz müz yme Gelpfrat da sagin

Da sprach der herz*aüw*e vz Beyer lant 25
Wir süchen vnser viandē. vñ haben her nach gerant
Ich in weiz nit wer mir hude mynen ferigen slüg
Der waz ein helt zü den handen daz ist mir leide genüg

Da sprach Hagne von Troye waz der ferige din
Der wolde vns nit furen des ist die schulde myn 30
Da slüg ich den reckin da gieng iz mir an die not
Ich hatte *) von sinen handen vil nach gewonnen den dot

*) hier steht noch noch, aber durchstrichen und unten punktirt.

Ich bot yme ze miede golt vñ auch gewant . 6433
Daz er vns fürte vbir. helt in dine lant S. 8.
Daz zürnde er so sere daz er mich do slüg 35
Mit siner starken schalten des wart ich grymmig genüg

Da quam ich zü dem swerte vñ werte yme sinen zorn
Mit einer starken wonden des wart der helt verlorn
Daz bringe ich vch zü süne wie vch dünket güt
Da gie iz an ein striden sie waren harte *gmüg* 40

Ich wiste wol sprach Gelpfrat da hie für gereit
Günther vñ sin gesinde daz vns dete leit
Hagne von Troye nü sal er nit genesin
Für des ferig*e* ende der helt der müz hie pürge wesin

Sie neigten vbir schilde zü stichin nü die sper 45
Gelpfrat vñ Hagene (in was) zü einander ger
Else vñ Dancwart vil herliche riden
Sie versuchten wer sie war*n* da wart vil grymme gestriden

Wie mochten sich versüchen vmmer helde baz
Von einem starkē ioste hinder daz ors gesaz 50
Hagne der küne von Gelpfrates hant
Ime brast daz vor büge des wart yme striden bekant

Von ir ingesinde der crach der schefte schal
Da erholt auch sich dort Hagne der . e waz zü dal
Qu*a*men von den stichen nider vf daz graz 55
Er wen vnsanftes müdes wieder Gelpfratē waz

Wer in die ros behielte daz ist mir vnbekant
Sie waren zü der erden komen vf den sant

---

(III.)

S. 1.

Vñ die spise zü rünnen sprach Hagne der degin 6562
Wir vindens nirgūt veile vns were wirtes not
Der vns n*a*ch hynacht gebe durch sine dogiinde sin brot

Da sprach abir Eckewart ich zeige vch einen wirt 65
Daz ir zü huse selten so wol bekomen birt

In deheime lande als vch hye mag geschehin 6567
Ob ir vil snellen degne wollet Rüdigern sehin

Der sitzet bi der strasze vñ ist der beste wirt
Der ie quam zü huse sin herze doginde birt 70
Alsam der meye süsze daz graz mit blümen düt
Wan er sal heldin dienen so ist er frolich gemüt

Da sprach der künig Günther wolt ir myn bode sin
Obe vns wolle behaldin durch den willen myn
Min lieber frünt Rüdiger myne mage vñ vnsir man 75
Daz wil ich vmmer dienen so ich aller beste kan

Der bode bin ich gerne sprach da Eckewart.
Mit vil güde willen hüp er sich an die vart
Vñ sagte do Rüdigere als er do hatte vernomen
Ime waz in manigen ziden nit so liebe mere komen 80

Man sach zü Bechelare (ilen) eynen degin
Selbe er kant in Rüdiger er sprach vf diesen wegin
Dort her gahet Eckewart ein Criemhilde man
Er wande daz die viende yme hetten leide gedan

Da gie er vor die porte da er den bodin vant 85
Daz swert er abe gürte vñ leit iz von der hant
Die mere die er brachte die worden nit verdagit
Den wirt vñ sine fründe iz wart in schire gesagit S. 2

Er sprach zü dem marggrafen mich hat zü vch gesant
Günther der herre von Burgonde lant 90
Vñ Giselher sin brüder vñ Gernot
Der recken ieglichir vch sinen dienst her enbot

Daz selbe hat auch hagne vñ auch volker
Mit trüwen flizzeclichen. nach sage ich vch mer
Daz vch des küniges marschalk bi mir daz enbot 95
Daz den güden knechten wer üwer herberge not

Mit lachendem münde antwürt Rüdiger
Nü wol mich dirre mere daz die künige her
Gerüchent miner dinste der wirt yn nit verseit
Koment sie mir zü huse des bin ich fro vñ gemeit 6600

Dancwart der marschalk der hiez vch wiszen lan 6601
Welchen yn zü huse . mit yn soldin han
Sechtzig sneller reckin vñ dusent ritter güt
Vñ nün düsent knechte da wart er frolich gemüt

Nü wol mich dirre geste sprach do Rüdiger 5
Daz mir komet zü hüse diese reckin her
Den ich noch vil seldin yt gedienet han
Nü ridet in engegene beide mag vñ man

Da ilten zü den rossen ritter vñ knecht
Waz in gebot der herre daz dünkte *iz* allis recht 10
Da lieszin sie der dinste zaüwen des da baz
N*a*ch wiste iz fraü Gotlint die in der kamenaden saz

(27.)

Auentüre Wie sie zü Bechelar quamen

Da gie der marggraue da er die fraüwen fant S. 3.
Sin wip mit siner dochter vñ sagit iz in zü hant
Die vil lieben mere die er hat vernomen 15
Daz in *vch* fraüw*e* brüde[s] dar zü huse solden komen

Vil liebē trutynne sprach da Rüdiger
Ir solt vil wol entphahen die edeln künige her
So sie mit ir gesinde her zü hofe gan
Ir solt auch schone grüszin Hagnen Günthers man 20

Mit in komet auch einer der heiszet Dancwart
Der ander heiszet Volker an zuchten wol bewart
Die ses*t*e solt ir kussin vñ auch die dochter myn
Vñ solt auch bi den reckin in zuchten gütliche sin

Daz lobten da die fraüwen vñ waren sin bereit 25
Sie süchten vz den kisten die herlichen cleit
Dar ynne sie begegene den recken wolden gan
Da wart vil michel flizen von schonen fraüwen gedan

Gef*es*chet fraüwen varwē vil lutzil man do fant
Sie trügen vf ir heubit von golde liechte bant 30
Daz waren schappel riche daz in ir schones har
Zerfürten nit die winde daz ist an rechten trüwen war

In solichen vnmüszen soln wir die fraüwen lan 6633
Hie wart vil michel gahen vbir velt gedan
Von Rüdigers fründen da man die fürsten vant 35
Sie worden wol entphangen in des marggrauen lant

Da sie der marggraue zü yme komen sach
Rüdiger der snelle wie frolich er da sprach
Sit wille komen ir herrin vñ auch üwer man S. 4.
Hie in mynē landē vil gerne ich vch gesehin han 40

Da nygen yme die reckin mit trüwen ane haz
Daz er yn gewillig were vil wol erzeiget er daz
Besünder grüszte er Hagenen den hat er . e . bekant
Also det er Volker vszer Burgonds lant

Er intphing auch Dancwarten da sprach der küne degin 45
Sit ir vns wollit berüchen nü wer sal danne plegin
Des vnsern ingesindes daz wir habin bracht
Da sprach der marggraue ir solt habin güde nacht

Vñ alles üwer gesinde waz ir in daz lant
Habit mit vch gefüret ros vñ auch gewant 50
Dem schaffe ich soliche hüde daz sin nit wirt verlorn
Daz vch zü schaden brenge gen einigen sporn

Spannet vf ir knechte die hütten vf daz velt
Waz ir hie verliesit daz wil ich wesin gelt
Ziehit abe die zaüme die ros die laszit gan 55
Daz hat in wirt deheiner da vor seldin gedan

Des fraüweten sich die geste da daz geschaffet waz
Die herren riten dannen sich leiten in daz graz.
Vber alle die knechte sie hetten güt gemach
Ich wene mā der verte nie so liebe geschach 60

Die edel marggrevynne waz vor die bürg gegan
Mit ir vil schonen dochter da sach man bi ir stan
Die mynnēclichen fraüwen vñ manig schone meit
Die trügen vil der bauge vñ auch herliche cleit

Daz edelen gesteine daz luchte verre dan 65
Vz ir vil richen wede sie waren wol gedan S. 5.

Da quamen auch die geste vñ erbeizten sa zü hant 6667
Hey waz man groszer zuchten an den Burgond[s] vant

Sehs vñ driszig megede vñ ander manig wip
Den waz wol zü wünsche geschaffen der lip 70
Die giengen in gegene mit manigē künē man
Da wart ein schone grüszin von schonen fraüwen gedan

Dye jünge marggrefynne küste die konige alle dri
Also det ir müder da stünt auch hagne by
Ir vader hiez yn kussin da blickte sie in an 75
Er düchte sie so vorhtlich daz sie iz vil gerne hede verlan

Doch müste sie da leisten daz ir der wirt gebot
Gemischet wart ir varwe bleich vñ rot
Sie kuste auch Dancwarten dar nach dēn spileman
Durch sines libes ellen wart yme daz grüszen gedan 80

Die jünge marggrevynne nam do bi der hant
Giselher den recken von Burgond[s] lant
Also det ir müder Günther den künen man
Sie giengen mit den heldin harte froliche dan

Der wirt gie bi Gernode in einen widen sal 85
Ritter vñ fraüwen gesaszen da zü dal
Da hiez man balde schenken den gestin güden win
Ja endorften nummer helde baz gehandelt sin

Mit lieben augen blicken wart wol gesehin an
Die Rüdigers dochter waz so wol gedan 90
Ja trütes in den sinen vil manig ritter güt
Daz konde auch sie verdienen sie waz vil hohe gemüt S. 6.

Sie gedachten *wez sie wez sie* wolden dez in mochte aber nit geschen
Hin vñ her wieder wart da vil gesehen
An megden vñ an fraüwen der saz da genüg 95
Der edele videlere dem wirte holdin willen drüg

Nach gewonheide so schieden sie sich da
Ritter vñ fraüwen die gienge anderswa
Da richtē man die dische in dem sale wit
Den vn künden recken man diente yn herlichen sit 6700

Durch der geste liebe hin zü dische gie 6701
Die edele marggrevynne ir dochter sie do lie
Verliben bi den kinden da sie von rechte saz
Die geste sie nit sahin sie müde werlichen daz

Da sie getrünken heden vñ geszin vbir al 5
Da wisete man die schonen wieder in den sal
Gemelicher sprüche der wart da nit verdeit
Der r... *)te vil da volker der degin küne vñ gemeit

Da sprach offenliche der edele spilman
Richer marggrave got hat an vch getan 10
Vil gnedeclichen wand er vch hat gegebin
Ein wip so rechte schone dar zü ein wonneclichis lebin

Ab ich ein fürste were sprach der spilman
Vñ solde ich dragin crone zü wibe wold ich han
Die üwer schone dochter des wünschet mir der müt 15
Die ist mynneclich zü sehin dar zü edil vñ güt

Da sprach der marggraue wie mochte daz gesin
Daz vmmer künig gegerte der lieben dochter myn
Wir sin hie ellende beide ich vñ myn wip S. 7.
Waz hulfe grosze schone der güden Jüngfraüwen lip 20

Des antw^s te Gernot der wol gezogen man
Solt ich trütynne nach mynes willen han
So wold ich solchis wibes vmmer wesin fro
Des antw^s te Hagne vil harte gütlichen do

Nü sal myn herre Giselher nēmen doch ein wip 25
Iz ist so hoher mage der marggrevynnē lip
Daz wir ir gerne dienen ich vñ sine man
Vñ soldis vnder crone da zü den Burgondñ gan

Die rede Rüdige^s düchte harte güt
Vñ auch Gotlinde ia fraüwetes yn den müt 30
Sie trügen an die helde daz sie zü wibe nam
Giselher der edele als iz wol künige zam

---

*) Lücke durch Beschädigung.

Waz sich sal gefügen wer mag daz vnder stan 6733
Man hiez die Jüngfraüwen hin zü hofe gan
Da swür man ym zü gebene daz mynnecliche wip 35
Da lobt er auch ze mynnen den iren schonen lip

Man beschiet der Jüngfraüwen bürge vñ lant
Des sichert da mit eyden des edeln künigis hant
Vñ auch der herre Gernot d*a* w*ir*de daz getan
Da sprach der marggraue sit ich der burge nit *i*n han 40

So sal ich vch mit truwen sus wesin holt
Ich gibe zü myner dochter beide silber vñ golt
So hündert seüm' meiste mogen getragin
Daz iz des heldis magen nach eren wol müge behagin

Da hiez man sie beide sten an einen ring S. 8. 45
Nach gewonheit vil manig jüngeling
In froliche*n* müde ir zü gegen stünt
Sie gedacht*e* in ir synne so noch die dum̄en gerne düat

Da man begonde fragen die mynnecliche meit
Ob sie den reckin wolde ein deil waz ir leit 50
Vñ dachte doch zü nemē*d*e den wetlichen man
Sie schamete sich der frage so manig magit hat getan

Ir riet ir vader Rüdiger daz sie spreche ia
Vñ daz sie in gerne neme vil schiere da waz da
Mit sinen wiszen henden der sie vm̄e sloz 55
Giselher der edele wie lutzil sie sin doch genoz

Da sprach der marggraue ir edele künige rich
Als ir nü wieder ritet daz ist gewonlich
Heym zü Bürgontriche so gip ich vch myn kint
Daz ir sie mit vch fürē daz gelobten sie sint 60

Waz man da schalles horte den müszen sie d[illegible]lan
Man hiez die Jungfraüw*e* zü der kemenaden gan
Vñ auch die geste slaffen vñ rüwen bi*t* an den dag
Da bereite man die spise der wirt ir gütlichen *p*lag

Da sie in bizen waren sie wolden dannen varn 65
Gen der hünen lande daz heiz ich wol bewarn

Sprach der wirt vil edele ir solt noch hie bestan 6767
Wan ich so lieber geste seldin hie gewonnen han

Des antw^s^te Dancwart ia mag iz nit gesin
Wa nemet ir die spise daz brot vn̄ auch den win 70

---

(IV.)

S. 1.

Emphie die helde mere von Amlüngen lant 9226
Giselher der herre die liechten helm vaz
Der frümet er da vil manigez von blüte rot vn̄ naz

Dancwart Hagnen brüder waz ein grymmig man
Waz er da vor hete in stride getan 30
Dez Etzeln recken daz waz gar ein wint
Nü vaht vil tobelichen des künen Adrianes kint

Ritschart vn̄ Gerbart Helfrich vn̄ Wichart
Die haten in manigen stürmen selten sich gespart
Dez brachten sie wol ynnen die Guntheres man 35
Da sach man Wolfpranden in stride herliche gan

Da vaht alsam er wüte der alte Hiltebrant
Vil der güden recken von Wolfhartes hant
Mit tode müszen vallen von swerten in daz blüt
Süs rachen Rüdegern die helde küne vn̄ güt 40

Da vaht der herre Sigstab als yme sin ellen riet
Hey waz er in dem stride güder helm verschriet
Den sinen vianden Dietriches swester sün
Er in konde in dem stürme nummer beszers nit getün

Volker der starke da er daz ersach 45
Daz Sigstab der küne den blutigen bach
Hiew vz herten ringen daz waz dem helde zorn
Er sprang yme hin engegene do hate Sigstab verlorn

Von dem fidelere vil schire da daz lebin
Er begonde yme siner künste alsolichen teil da gebin 50
Daz er von sime swerte müsze ligen tot
Daz rach der alte Hiltebrant als yme sin ellen daz gebot S. 2.

Aüwe lieber herre sprach meister Hiltebrant 9253
Der hie lit erstorben von Volkeres hant
Nü sal der fidelere langer nit genesin 55
Hiltebrant der küne wie konde er grymmiger wesin

Do slüg er Volkern daz yme die helm bant
Stüben allenthalben zü des sales want
Von helm vn̄ auch von schilde dem künen spileman
Da von der küne Volker do *) sin ende gewan 60

Do drüngen zü dem stride die Dietriches man
Sie slügen daz die ringe vil verre dreten dan
Vn̄ daz man ort der swerte vil hohe fliegen sach
Sie holten vz den helmen den heissen fliezinden bach

Do sach von Troye Hagne Volkern dot 65
Daz waz zü der hochgezit sin aller meiste not
Die er da hat gewonnen an mage vn̄ auch an man
Aüwe wie harte Hagne den helt da rechen began

Nü ensal iz nit genieszen der alte Hiltebrant
Mine helfe lit erslagen vor des heldis hant 70
Der beste hergeselle den ich ie gewan
Den schilt den ru*h*t er hoher da gie er howende dan

Helpfrich der starke Dancwarten slüg
Günther vn̄ Giselher den waz iz leit genüg
Da sie in sahen vallen in der starken not 75
Er hat mit sinen handen wol vergolten den dot

Die wile gie do Wolfhart wieder vn̄ dan 9281
Allez howende die.

---

*) Hier steht noch svð, aber als ungültig unten punktirt.

# XIII.

# Ueber die zur musikalischen Composition geeigneten Gedichte

von

**E. Fischer.**

(Vorgelesen am 16ten Januar und 30sten Oktober 1834.)

---

Vor einigen Jahren hatte ich die Ehre, der Gesellschaft eine Abhandlung vorzulesen über die Frage: was eine Sprache zur musikalischen Composition geeignet mache? Das Resultat derselben war, daß die neueren Sprachen im Allgemeinen der Musik eine ausgebreitetere Anwendung verstatten, als die alten Sprachen, besonders die Griechische, welche zwar fast überall die Musik mit der Dichtkunst verband, doch aber so, daß dabei die Musik nur eine begleitende Stelle vertrat; hieraus wurde auch gefolgert, in wiefern die große Entwickelung, welche gegenwärtig die Musik gewonnen hat, zum Theil hervorgebracht sei durch die Natur der neueren Sprachen. Unter diesen erschien die Italienische Sprache wiederum als diejenige, welche die willkürlichste Anwendung der Musik leiden kann und erfahren hat, die Deutsche aber als diejenige, welche nach Ueberwindung vieler nicht unbedeutender Schwierigkeiten des Mechanismus die geistreichste musikalische Bearbeitung erlaubt. Wenn wir aber den Unterschied, den die Verschiedenheit der Sprachen bei der Anwendung der Musik hervorbringt, außer Acht lassen, so soll die heutige Vorlesung betrachten, was ein Gedicht zur Composition geeignet mache. Da es nun bei Beantwortung dieser Frage viele Punkte giebt, welche für alle Sprachen dieselben oder ähnliche sind, so werde ich, da der Gegenstand ohnehin zusammenge-

setzt und von großem Umfange ist, hauptsächlich nur auf die neueren Sprachen, und insbesondere auf das Deutsche Rücksicht nehmen, auch schon damit meine Abhandlung nicht zu sehr außerhalb des Kreises der Deutschen Gesellschaft zu liegen scheint.

---

Wenn man die heutige Zeit charakterisiren wollte durch die Kunstleistungen, welchen sie vorzüglich huldigt, so würden die musikalischen wohl den Hauptrang einnehmen, und unter diesen wieder die Oper und das Lied (im weitesten Umfange des Wortes). Die Kunstwerke beider Art sind Verbindungen der Poesie und Musik, und wenn man leider auch gewohnt ist, die erstere, die Poesie, hiebei (besonders bei der Oper) eine sehr untergeordnete Rolle spielen zu sehn, so ist keine Frage, daß eben oft der größere oder geringere poetische Werth, und überhaupt die ganze Beschaffenheit eines solchen Gedichts, der Menge unbewußt, einen großen Antheil hat an dem Erfolg, dessen sich ein solches Werk erfreut. Es scheint daher der Mühe nicht unwerth, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse Wort und Ton hiebei stehen.

Es fragt sich im Allgemeinen, unter welchen Bedingungen überhaupt zwei Künste sich zu einem Kunstwerke vereinigen? Die Wirkung aller Künste geht zwar (wie alles Aeußere, das auf uns wirkt) durch die Sinne zu uns, doch gar nicht in gleicher Art und Stärke, und wir können hienach zwei Hauptfälle bei der Wirksamkeit einer Kunst unterscheiden. Einige Künste wirken dadurch, daß uns ein idealisirter Gegenstand aus der belebten oder leblosen Natur vorgeführt wird, am häufigsten die menschliche Gestalt, wie in der Sculptur, Malerei, Mimik und Tanz. Da wir gewohnt sind, von Kindheit an die natürlichen Vorbilder von solchen Kunstwerken zu betrachten, und aus dem Aeußern, wenn es eine menschliche Gestalt ist, durch die Erfahrung belehrt, auf das Innere die Empfindung zu schließen, oder wenn es ein Gegenstand der leblosen Natur (z. B. eine Landschaft) ist, auch hier schon gewohnt sind, einen ziemlich bestimmten wiederkehrenden Eindruck durch die wiederkehrende Erscheinung zu haben, so sind in der Regel Kunstwerke der Art für uns auf eine solche Weise verständlich, daß der nur etwas Kunstgebildete nach wiederholtem Anblicke derselben oft in Worten fähig ist, sich Rechenschaft zu geben von den Empfindungen, welche sie hervorbringen, und was ihm mißfalle oder gefalle. So wird es also nicht leicht Jemand geben, der nach dem Anblick des Laakoon, oder des sterbenden Fechters, sich

nicht auch in Worten auszusprechen vermöchte, welche Empfindungen beim Anblick in ihm rege werden, und somit ein mehr oder weniger befriedigendes Verständniß des Ganzen haben. Ebenso bewirkt die Poesie ein ähnliches, noch bestimmteres Verständniß, Bewußtsein einer bestimmten Empfindung, durch eine Reihe von Gedanken und Bildern, oder im Schauspiel, außer durch andere sinnliche Hülfsmittel, auch noch durch den Anblick der menschlichen Gestalt.

Ganz anders aber ist die zweite Art der Wirkung, da nämlich die sinnliche Form gleichsam unmittelbar ohne Zwischenwort und Zwischengedanken unsere Empfindung erfaßt, wie in der Architectur und Musik, so daß uns z. B. in eine gothische Kirche eintretend, oder den Klang der Orgel, oder entfernten Chorgesang vernehmend, ein unbegreiflicher, durch Wort und Gedanke nicht auszusprechender Schauder durchzuckt, und so ohne alle Zwischenstufen die äußere Wahrnehmung in die innersten Kammern des Herzens dringt: eine Wirkung, wie sie in gleicher Stärke und Augenblicklichkeit schwerlich eine andere Kunst hervorzurufen vermag. Sollten vielleicht die letzt angeführten Beispiele weil sie nur von den größten Werken der Art hervorgebracht werden, eben darum nicht allgemein für diese Kunst erscheinen, so erinnere ich an den Ton einer Flöte oder Clarinette im Freien, oder wie Voß so schön sagt, an „die Zwillingstöne des Waldhorns über den See her.“ Hieraus ergiebt sich, warum fast alle Menschen ohne Unterschied, Kunstverständige und Laien, auf das beste durch das Drama und Oper befriedigt werden, welches ihnen das doppelte Verständniß durch den Gedanken und die menschliche Gestalt giebt, und außerdem durch die sinnliche Kraft der Töne anregt; warum ferner solche, die gewohnt sind, mit geübtem und theilnehmendem Blicke den Menschen und die Natur zu betrachten, vollkommnes Verständniß und Befriedigung haben in der Betrachtung von plastischen Werken und Bildern; warum endlich viele mit unwiderstehlicher geheimnißvoller Kraft durch Architektur und Musik angeregt werden, aber auch warum Werke dieser Art, vorzüglich Musikalische, so oft mißverstanden werden, und warum (freilich nicht viele, aber sie kommen doch vor) die gewohnt sind, alle ihre Empfindungen von Gedanken begleitet zu haben, gar nicht befriedigt werden durch solche Kunstwerke, wie rein musikalische, z. B. durch eine Symphonie oder Sonate.

Sollen nun zwei Künste zu einem Werke sich vereinigen, so wird ihre Wirkung am mächtigsten sein, am nothwendigsten erscheinen, wenn

sie aus den beiden verschiedenen Klassen genommen auf zweifache Weise in die Seele dringen, und während das Verständniß durch Wort oder Gestalt eröffnet ist, zugleich der Mensch von der sinnlichen Kraft der andern Kunst durchschüttelt wird. So finden wir in inniger Vereinigung Architektur und Plastik, Architektur und Malerei, Musik und Tanz, endlich Musik und Poesie. Bei einigen der genannten Verbindungen schmelzen beide Künste so durchaus zu einem Kunstwerke zusammen, daß die Theile oft vereinzelt nicht die gehörige Selbstständigkeit haben, oder wenn dies auch wäre, doch in ihrer Vereinzelung ohne Vergleich schwächer sind als im Verein. Denn so erscheint zwar Tanz und Tanzmusik z. B. auch abgesondert ziemlich selbstständig, aber wer weiß es nicht, wie wir in der Jugend beim Anhören einer Tanzmusik uns unwillkürlich hindenken auf den Tanzplan, oder die Beine unruhig bewegen, weil wir fühlen, daß eine Hälfte fehlt; ja wie wir Tanzmusik oft eben nur in Erinnerung des Tanzes genießen, und wie ferner Tanz ohne Melodie fast unmöglich fällt, wiewohl wir doch Takt halten könnten nach einer Trommel. Es würde mich zu weit von meinem Ziele abführen, wenn ich der Verbindungen der Architektur und Sculptur und Malerei gedenken wollte, in welchen also die Architektur die Stelle der Musik vertritt, wie ein Tempel, der für eine Götterstatue erbaut ist. Die Alten verschmähten in ihrem Drama nicht die dreifache Verbindung der Mimik, Poesie und Musik und faßten so den Menschen, wo er nur immer Angriffspunkte erlaubt; mit wie viel Glück wir dies in unserer Oper nachahmen, erwähne ich, wenn wir ins Einzelne gehen. Uebrigens werden unter allen Verbindungen von zwei Künsten wohl die mit der Musik die innigsten bleiben, denn da die Musik zwei Hauptelemente, Rhythmus und Ton hat, so ist sie durch den ersten angewiesen mit dem Tanz, welcher Mimik und Rhythmus vereinigt, in Verbindung zu treten, durch beide aber, durch Rhythmus und Ton, tritt sie in Verbindung mit der Sprache, so daß die Zusammenwirkung der Poesie und Musik oft als eine ganz nothwendige erscheint, nämlich nicht so daß eine Kunst etwa nur bloßer Schmuck oder Zierrath der andern wäre. Denn das Wort ist bei der höchsten Deutlichkeit und Individualisirung des Gedankens, fähig die größte sinnliche, ja eine erschütternde, Gewalt durch den Ton anzunehmen; ich erwähne als ein Beispiel für alle, das den meisten von uns wohlbekannte: „Barrabam" *) in der Bachschen Passion,

*) Nämlich in der neuerlich in Berlin so oft, und mit steigendem Wohlgefallen gehörten Passion nach dem Matthäus, von Johann Sebastian Bach.

oder „Kreuzige, kreuzige", dessen gewaltsamer Wirkung wohl nicht leicht sich jemand entziehen wird.

Nach diesen ganz allgemeinen Erörterungen gehe ich nun zu unserem bestimmten Gegenstande, der Vereinigung der Musik und Poesie über, und frage worin es liegt, daß, wie wir alle wohl fühlen, ein Gedicht vor dem andern eine musikalische Bearbeitung verlange, andere dagegen dieselbe entschieden abweisen. Auf den ersten Anblick ist man sehr geneigt, dies auf die Art der durch das Gedicht ausgesprochenen Empfindung, besonders auf deren größere oder geringere Lebhaftigkeit, auch wohl auf Eigenheiten der äußern metrischen Form zurückzuführen: insofern in einem Kunstwerk jede Einzelnheit genau mit dem Ganzen zusammenhängt, haben auch diese Umstände wohl Einfluß, doch scheint mir der Hauptgrund immer in der Art der Darstellung im Allgemeinen zu liegen, welches mich nöthigt, hier überhaupt über die verschiedene Art, wie ein Dichter sein Werk darstellt, einiges vorauszuschicken.

Es giebt eine Art, durch ein Gedicht eine Empfindung (auch eine Handlung) darzustellen, welche ich einen nakten Umriß nennen möchte; wenn wir dieselbe mit einem Male in ihrer völligen Ausdehnung, aber nicht in ihren Einzelnheiten gesondert aufnehmen, eine zweite da sich vor uns nach und nach ein ausgeführtes Bild, eine vollendete Statue stellt, die wir lang und anhaltend betrachtend, zuletzt aus allen Einzelnheiten den Totaleindruck gewinnen. Die erste Art ist z. B. Göthe in seinen Liedern eigen, da er mit wenigen Reihen uns durch die einfachsten Worte in eine bestimmte Stimmung hineinnöthigt, indem er uns überläßt, diese Stimmung in der jedem Leser eigenthümlichen Art austönen zu lassen. Die zweite Art hat besonders Schiller fast immer und Klopstock in vielen seiner Oden, da eine lange Gedankenreihe uns nach und nach, durch vielfach veränderte Bilder die ganze Empfindung aufthut, welche sich zuletzt unser bemächtigt. Ja es ist sogar möglich, daß ein Dichter nur einen Gedanken zum Gegenstande seines Werkes macht, und diesen durch eine verschlungene Reihe von Gedanken und Bildern ausführt, wovon Ramlers Oden gute Beispiele abgeben. Man kann nicht sagen, daß durch ein solches Gedicht dann immer eine mächtige Empfindung, eine besonders erregte Stimmung hervorgebracht und bezweckt werde, sondern diese Gedankenreihe selbst bildet dann eben das Kunstwerk; ohngefähr wie eine Fuge für Instrumente (selbst sehr schöne von S. Bach) in der Entwicklung der Gedanken

verfährt; wir haben hier, möchte ich sagen, reine Form, so daß nur der Gedanke, das Anschauen einer edlen Symmetrie das Wohlgefallen unseres Geistes erregt. Werke dieser Art hat jede Kunst aufzuweisen und sie sind es, in welchen der Künstler das individuellste Wesen seiner Kunst (objectiv und subjectiv genommen) entfaltet. Sie gehören daher auch am eigenthümlichsten nur einer Kunst an, wie es denn z. B. vielleicht unmöglich sein möchte, einer Instrumentalfuge von S. Bach, falls es auch die mechanische Beschaffenheit der Noten erlaubte, congruente Worte unterzulegen. Die Beschaffenheit von dergleichen Kunstwerken, welche eben nur in der vollendeten Form ihre Schönheit und durch diese allgemein das Gefühl der befriedigten sinnlichen Anschauung geben, erkennen wir am bestimmtesten in der Musik, weil sie, wie wir schon bemerkten, zwar mit mächtigen, aber für die Meisten ganz unübersetzbaren Worten, eine fremde Sprache spricht: schon die Baukunst giebt jedem ihrer Werke einen bestimmten äußern Zweck, an welchen Gedanke und Empfindung sich knüpft, alle plastischen und gezeichneten Darstellungen bedienen sich der verständlichen Sprache durch Naturbildungen, und wenn Werke der angegebenen Art in ihnen erscheinen, nehmen viele Beschauer das gebrauchte Mittel für den Zweck und geben den Kunstwerken einen größern Inhalt der Empfindung, als sie haben. In der Poesie könnte man leicht, ohne genauere Betrachtung, geneigt sein, das Dasein solcher Werke in Zweifel zu ziehen, weil das Material der Poesie selbst gewissermaßen oder zur Hälfte geistiger Natur ist; auf jeden Fall aber wird man zugeben, daß viele Gedichte sich zu dieser Gattung sehr hinneigen*). Uebrigens sind Kunstwerke fast eben so wenig einer strengen Klassifikation fähig als die Naturprodukte, bei welchen unsere Systeme und Eintheilungsgründe nie ausreichen, und es gehen die genannten Arten der Kunstwerke überhaupt, und auch besonders der Gedichte auf das mannigfachste in einander über.

Soll nun die Musik ein Gedicht begleiten, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß hier Poesie und Musik in einer solchen Ver-

*) Wenn ich sagte, daß in solchen Werken der Künstler das eigenthümlichste Wesen seiner Kunst entfalten könne, so meine ich keinesweges, daß diese Werke auch darum die höchsten Kunstwerke überhaupt wären, denn zuletzt ist doch ein jedes Kunstwerk für Alle (die überhaupt eine gewisse Bildung haben) bestimmt, und was auf diese ohne Verletzung der formellen Kunstgesetze am bestimmtesten wirkt, müssen wir wohl am höchsten setzen.

bindung erscheinen müssen, daß die eine das giebt, aufklärt, was die andere eben vielleicht nur angedeutet hat, überhaupt daß beide nicht etwa nur nebeneinander hergehen, und eine gleichsam nur als augenblicklicher Zierat erschiene, der also auch fehlen dürfte, indem die eine in Gedanken oder Worten, die andere in Tönen dasselbe sagte; so wie, um mich einer Vergleichung zu bedienen, ein Basrelief an einem Tempel nothwendigerweise etwas ausführt, was zwar der Idee des Tempels zukömmt, was aber die Architektur nach ihrer eigenthümlichen Darstellungsart oder Material, nicht fähig ist anzugeben, ebenso wenig wie das Basrelief ohne seine bestimmte Stelle in dem symmetrischen Zusammenhange seine Idee vollkommen ausspricht.

Man kann die Wirksamkeit der Musik hiebei auf zwei Punkte zurückführen: einmal, giebt sie dem Rhythmus mehr sinnliche Gewalt, verkörpert ihn durch die größere Dauer und genauere Zeitmessung der gesungenen Töne; zweitens, durch Melodie und Harmonie führt sie die vom Dichter gegebene Empfindung aus; dies ist ihre eigenthümlichste und freieste Wirksamkeit, und von dieser kann man in gewissem Sinne sagen, sie fange da an, wo der Gedanke aufhöre, sie drücke eben das aus, was der Dichter nicht sagen kann. Bringen wir dies letzte nun in Verbindung mit dem, was über die verschiedene Art, einen Gedanken oder eine Empfindung dichterisch darzustellen, gesagt wurde, so ergiebt sich, daß die Musik ihre beste Anwendung finden wird in denjenigen Gedichten, welche wir als Umrisse bezeichneten; diese werden ihre wahre sinnliche Stärke, ihre körperliche Gestalt erst durch die Melodie und Harmonie erhalten, und solche Gedichte werden wirklich die Musik nothwendig fordern, wenn sie in die Reihe der, wenn ich so sagen darf, plastischen Kunstwerke treten wollen; denn mit wie viel Vergnügen wir auch einen schönen empfindungs- und gestaltreichen Flaxmanschen Umriß betrachten, und wie viele Gedanken er in uns weckt, so werden wir doch alle zugeben, ein wohl ausgeführtes Gemälde, eine Statue gewähre noch einen befriedigenderen Kunstgenuß. Je mehr aber ein Gedicht eigenthümlich poetisch durch eine Gedanken- und Bilderreihe seinen Gegenstand entwickelt, und also der zweiten oben angegebenen Darstellungsart sich zuneigt, um desto weniger wird es die musikalische Begleitung fordern, ja einigemal dieselbe, wie sich dies am besten bei Betrachtung der einzelnen Dichtungsarten ergiebt, gänzlich abweisen, und, wenn sie da ist, in vielen Fällen nur jenes erste bewirken, eine erhöhte und sinnlichere Entfaltung des Rhythmus.

Ehe wir nach diesen ganz allgemeinen Erörterungen zur Betrachtung der einzelnen Dichtungsarten übergehen, nur noch ein Paar Bemerkungen über das Metrum. Da das Metrum im Gedichte ein nothwendiger Bestandtheil ist, welcher wesentlich mit der Art der Darstellung und der Empfindung zusammenhängt, so erkennen wir die Verpflichtung der Musik ebenfalls dieses Metrum zu Grunde zu legen, und im Ganzen und Einzelnen in der Melodie nachzubilden. Es wird auch kein so zusammengesetztes Metrum geben, welches nicht befriedigend durch die Musik wiedergegeben werden könnte, und insofern kann das Metrum eigentlich nie Ursache sein, wie es wohl zuweilen ausgesprochen wird, daß ein Gedicht der Composition unfähig wird; erschweren aber kann die metrische Gestalt unter dem Einfluß anderer Umstände die Composition in hohem Grade. Es wurde schon oben erwähnt, daß die Musik das Metrum mehr verkörpere, in bestimmtere und längere Zeit ausdehne, dergestalt daß die Abschnitte des Metrums durch abgemessene Pausen bemerklich gemacht werden, die entweder Generalpausen sind, oder nach der Stärke und Beschaffenheit der Empfindung durch Zwischenspiele der begleitenden Instrumente erfüllt werden. Hiedurch kann es geschehen, daß Eigenheiten des Gedichts, die beim Vorlesen sich beseitigen lassen, beim Gesange unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen; dies ist namentlich der Fall, wenn wie so häufig bei Klopstock, dieselbe Periode durch zwei Strophen (oder auch nur durch zwei metrische Abschnitte) so hindurchgeführt wird, daß am Ende des ersten Abschnittes nicht der geringste Ruhepunkt sich vorfindet, und wenn überhaupt die periodische Eintheilung in auffallenden Contrast mit der metrischen kommt. Ob dies oft angewendet, eine dichterische Schönheit sei, ist eine Frage für sich, für die Musik aber ist sie das größte Hinderniß, da der Sänger hier weit weniger nachhelfen kann, als der Vorleser, und der Componist nicht immer im Stande ist, mit der Musik sich dem Metrum genau anzuschließen und zugleich das Verständniß der Worte zu erhalten. Da wir in unserer Sprache den Reim auch als einen Nebenbestandtheil des Metrums ansehen müssen, so bemerken wir darüber noch folgendes. Die vielfach verschlungenen Reime können, wie ein verwickeltes Metrum, allerdings die Anwendung der Musik erschweren, sind aber besonders für alle ungeübte Ohren ein schönes Begränzungsmittel für die metrische Reihe, was in der Regel der Musik zu statten kömmt, besonders dann, wenn die Musik in größerer Ausdehnung angewendet

den Zusammenhang des Metrums dem nicht ganz scharf folgenden Ohre in den Hintergrund stellt. *)

Wenn wir uns jetzt zur Betrachtung der einzelnen Formen der Dichtkunst wenden, so werden wir dieselben für unsern Zweck in zwei große Abtheilungen bringen. Zur ersten rechnen wir solche Gedichte, in welchen sich ein regelmäßig wiederkehrendes Metrum findet, bestehe dies, wie in vielen epischen Gedichten, nur in einer einzigen, wenn auch viele Veränderungen erlaubenden, kürzern rhythmischen Reihe, oder in wiederkehrenden ausgebildeten Strophen, wie im Liede u. s. f. Die zweite Abtheilung soll die Gedichte (meist größeren Umfanges) enthalten, welche kein regelmäßig wiederkehrendes Metrum haben, wie die Oper, Cantate u. s. f., oder in welchen eine solche regelmäßige Wiederkehr zum wenigsten nicht *wesentlich* ist. Wenn diese Eintheilung auch ganz auf die äußere Form gegründet ist, so scheidet sie doch in musikalischer Hinsicht ziemlich scharf ab; denn indem das wiederkehrende Metrum auch auf ähnliche Art in der Musik wiederkehrende Abschnitte bedingt, beschränkt sich eben dadurch die Anwendung der Musik, so daß diese am meisten selbständig auftritt in den Gedichten, welche der zweiten Abtheilung angehörend, sich aus verschiedenen Metris je nach wechselnder Empfindung oder Handlung zusammensetzen. Wenn wir jetzt die Gedichte der ersten Abtheilung betrachten, so werden wir die Unterabtheilungen auf die gewöhnliche Weise nach dem Inhalte machen, wobei wir im Einzelnen, so viel als möglich, die Ordnung beobachten werden, daß wir mit denjenigen Formen anfangen, welche der geringsten Beihülfe der Musik bedürfen, und fortschreitend mit den-

---

*) Wie z. B. in ausgeführten Arien:

Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet,
Daß der Geist sich aufwärts schwinget,
Erdensöhne singt ihm *Dank*.
Die du vor dem Staube fliehest,
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füßen siehest.
Nur genieße deiner Tugend,
Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph steige weiter,
Seele, Gott sei dein *Gesang*.

wo das Ohr sehr wohl, unerachtet der langen Dauer der Arie, die Endreime *Dank* und *Gesang* zusammenbringt; weil überhaupt der Reim in doppelter Rücksicht, seiner metrischen Stelle und seines Klanges wegen, ein musikalisches Element hat.

jenigen schließen, in welchen die Musik frei die ganze Macht ihrer Erfindung zu entfalten berechtigt ist.

---

## Erste Abtheilung.

### 1. Die epischen Gedichte.

Die epischen Gedichte zerfallen durch ihre metrische Form in zwei große Abtheilungen, die einen, welche, wie das alte Griechische Epos, in gleichmäßigen, gegen die Länge des Gedichtes verhältnißmäßig ganz kurzen rhythmischen Abtheilungen sich bewegen, die aber in sich (wie der Hexameter) viel Mannigfaltigkeit erlauben, die andern neueren epischen Gedichte, nämlich die Italienischen Stanzengedichte, die Ballade und Romanzen in längeren oder kürzeren Strophen. Es ist wohl nicht zu verkennen, wie diesem äußeren Unterschiede auch eine tief begründete innere Verschiedenheit entspreche; je objectiver nämlich die Darstellungsart ist, je mehr der Dichter mit seinen subjectiven Empfindungen in den Hintergrund tritt, um desto geringer müssen auch die durch die metrische Form hervorgebrachten Beschränkungen sein, da diese Form, ein Eigenthum des Dichters, die Empfindung vorstimmt. Denn das Metrum für ein Epos im Homerischen Sinne muß gleichsam ein natürliches, aus dem Volksleben und Bewegung hervorgegangenes sein, und nur die erlaubte Mannigfaltigkeit im Einzelnen erhält dem Dichter unbemerkt seine Freiheit. Ja die Objectivität, die dem Homer selbst eigen ist, will er eigentlich auch seinen Hörern mittheilen, da der epische Strom rastlos vor uns vorbeirauscht und uns nicht Zeit läßt, dem Gehörten unser Urtheil, unsere Empfindung eher mit Bestimmtheit zukommen zu lassen, als bis ein ganzer Gesang sich vollendet. Dagegen ladet die strophische Eintheilung beide, Dichter und Hörer, in gleichem Maaße ein, die ganze Begebenheit sich in solche Abschnitte zu theilen, bei welchen die Empfindung beider verweilt. Wir Neuere haben nach der Natur unserer Sprache keine Idee, wie das homerische Epos und dem ähnliche, mit Achtung der metrischen Form, als ein Kunst-Ganzes componirt und mit Musik begleitet werden können, und vermissen dieselbe auch nicht. Denn da unserer Sprache die wahre Zeitmessung*) fehlt, so würde die begleitende Musik eine solche Messung

---

*) Eine weitere Ausführung dieser Behauptung habe ich vor einigen Jahren in einer Vorlesung über die Sprache als Material der Dichtkunst, zu geben gesucht.

(wenn wir nicht Recitativ haben wollen) herbeiführen, und entweder eine ermüdende Einförmigkeit hervorbringen, indem wir nämlich die Worte anders singen als sprechen, folglich im Gesange nicht mit Deutlichkeit den natürlichen Fall des Wortes, sondern nur das Schema des Rhythmus hören werden; oder wenn die Musik sich selbstständig neue Abschnitte erschaffte, so würde der Natur des Epos Gewalt angethan, und die nirgend als am Ende der Gesänge oder durch die Episoden vorhandenen Ruhe- oder Umschauungspunkte würden durch musikalische Ruhepunkte wider die Absicht des Dichters vermehrt. Sollte ich mir eine Vorstellung davon machen, wie die alten Rhapsoden ihre Gesänge vorgetragen, so glaube ich, daß ihre Sprache, schon im Umgange dem Gesange mehr genähert, beim Vortrage nur noch einen kleinen Schritt zu machen brauchte, um mit ziemlich willkürlicher Melodie dem Rhythmus zu folgen, ohne hiedurch in eine größere Eintönigkeit zu gerathen, als uns der gesprochene Hexameter zu haben scheint.

Was die neueren strophisch-epischen Gedichte betrifft, so erlauben sie fast ohne Ausnahme die musikalische Composition, selbst die längeren Gesänge des Tasso sollen ja (wiewohl ich dergleichen nicht gehört) abgesungen werden. Die Romanzen aber und Balladen sind in der Regel einer musikalischen Bearbeitung fähig und gewinnen oftmals durch dieselbe ihre eigenthümliche Vollkommenheit. Es soll zwar die Musik hiebei nur hauptsächlich, wie wir oben schon bemerkten, durch ihre sinnliche Kraft die Macht des Metrums erhöhen und sich mit einer ganz allgemein gehaltenen Melodie begnügen; da sie jedoch eben die Empfindung auch durch zwei Elemente, Rhythmus und Melodie ausdrückt, so giebt sie dieselbe unläugbar bestimmter, als das Metrum allein. Aus eben dem Grunde aber wird sie auch leichter in Gefahr kommen, zu sehr bloß der Empfindung einer Strophe anzugehören, und wird eben deswegen auch eher ermüden; ohngefähr wie wir in einem sehr eigenthümlichen Metrum (in welchem z. B. häufige Jonici a minore vorkämen) nicht gern ein längeres, am wenigsten ein episches Gedicht hören würden, weil es zu viel Charakteristisches hat. Aus diesem Grunde dürfen die zur Composition genommenen epischen Gedichte nicht zu lang sein, eine Eigenschaft die leider viele (für diesen Zweck) zu lange Schillersche Balladen haben. Es sind aber auch diese der Composition weniger bedürftig, da sie jene poetisch ausgeführte zweite Darstellungsart haben, dagegen die Götheschen Gedichte der

Art (eben wie seine Lieder), gern durch die Musik Verkörperung ihrer mit mächtiger Hand gezeichneten Umrisse erleiden. Unter seinen Balladen ist auch fast nur die Braut von Korinth allein, die das Maaß der Länge für die Composition überschreitet; diese ähnelt aber auch in der Darstellung am meisten der ausgeführten Schillerschen. Die letzten dreißig oder vierzig Jahre haben uns mit vielen schönen Romanzen und Balladen beschenkt, und viele derselben sind auf eine geistreiche Weise nach der eben angegebenen Art besonders von Reichardt (dem ältern) und Zelter componirt (z. B. Mahadöh, der Erltönig, der König in Thule u. s. w.) Zugleich aber hat das Wohlgefallen an dieser Dichtungsart, der Wunsch sie componirt zu hören, eine Art der Composition hervorgebracht, welche ich um so mehr erwähne, da sie neuerlichst wieder manchen Freund sich erworben. Nämlich ich meine die Art, da eine Romanze oder Ballade in willkürliche Abschnitte getheilt und diese einzeln mit eigner Melodie und Metrum componirt werden, so daß solche Composition ein aus mehreren abgesonderten Stücken bestehendes **musikalisches Ganzes** bildet, oder daß zum wenigsten der Componist dies wünscht. Eigentlich gaben hiezu die Bürgerschen Balladen, soviel ich weiß, Anlaß, denn da man sie allgemein liebte, wünschte man sie auch zu singen, fühlte aber wohl, daß ihre Länge sie für eine strophische Bearbeitung nicht recht eigne. Aber mehr noch als die Länge, tritt hier jenes zweite ein, daß sie auf eine ganz eigenthümliche Weise schon poetisch ausgearbeitet sind, ja daß sogar Bürger im Gefühl, daß sein Werk nicht musikalisch sei, einigemal Nachhülfe für das sinnliche Ohr schon durch Trarah und Hopp Hopp angebracht hat. Es ist ferne von mir, über diese Balladen irgend hiedurch ein nachtheiliges Urtheil zu fällen; sie sind originell, in ihrer Art vollendet, meist sehr wohlklingend, und manche von ihnen wird gewiß gleiche Dauer mit den besten Werken unserer Zeit erleben, aber sie sind mir eben davon ein rechtes Beispiel, wie der Dichter schon so vieles eigenthümlich poetisch ausführen kann, daß die Beihülfe der Musik zum mindesten unnöthig erscheint. Was nun aber eine solche Durchcomposition eines strophischen epischen Gedichts betrifft, so kann man sich hiebei zweierlei Arten denken. Entweder versucht der Componist gleichsam nur der Handlung mit der Musik zu folgen, giebt also eine Art Malerei; nun ist die Musik in gewissem Sinne zwar fähig zu malen, aber nur eine Landschaft, z. B. einen Sommerabend, eine Mondscheinnacht, und auch nur in einem besonders ausgeführten Stücke; denn

beweglichen Bilde aber eines fortschreitenden epischen Gedichtes ist sie durch Malerei nicht im Stande zu folgen, ohne ins kleinliche zu fallen oder jede Strophe in ein eignes Stück auszudehnen. Zweitens, könnte der Componist bei jeder Aenderung der Empfindung derselben mit der Musik nachfolgen wollen, also die durch die Begebenheit in dem Zuhörer erweckte Empfindung in der Musik hören lassen; aber dies ist es gerade, was beim epischen Gedichte ganz dem Hörer überlassen bleiben soll, er soll völlige Freiheit behalten, wie wenn er in Wirklichkeit jene Begebenheit erlebte, seinen Empfindungen Raum zu geben. Eine solche Durchcomposition gleicht also dem langweiligen oder unwahren Erzähler, der bei jedem einzelnen Factum sein eigenes Ach und Oh einflicht oder der, was er dabei gefühlt, gedacht und gesagt habe, dem Zuhörer erzählt. Ueberdem hebt diese Art auf jeden Fall die strophische Eintheilung, also auch den größten Theil des Metrums auf, welches also nun als eine ganz unnütze Zugabe des Gedichts erscheint.

Wenn eine Ballade oder Romanze, wie der Handschuh von Schiller, in einem freien, nicht strophischen Metrum geschrieben ist, so ist nun freilich der Musik Gelegenheit gegeben, sich freier auszubreiten, indeß hat z. B. Zelter in seiner Composition dieses Gedichtes wieder durch die Musik eine Art Eintheilung hineingebracht, so daß sich das Ganze wie aus einzelnen Strophen zusammensetzt, und hiedurch also auch zu erkennen gegeben, wie er eine solche wiederkehrende metrische Periode als zum Wesen der epischen Gedichte dieser Art gehörig betrachtet. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, wie überhaupt Zelter unübertroffen dasteht, in der Achtung, welche er in allen seinen Compositionen dem Worte und überhaupt dem ganzen formellen Zusammenhange eines Gedichtes schenkte; eine Rücksicht, über welche sich leider so viele Componisten aus Mißverständniß oder gänzlicher Unkenntniß der hieher gehörigen Verhältnisse, hinwegsetzen. Ich werde noch im Folgenden manchmal Gelegenheit haben, auf ähnliches zurückzukommen.

## 2. Lyrische Gedichte.

Ich rechne hieher die Ode, die Elegie (die moderne), die Gedichte in den Italienischen und Spanischen Formen, Sonett u. s. w. und das Lied in seinem vollsten Umfange. Die Ode kann recht eigentlich als Repräsentant der zweiten Darstellungsart, die wir aufstellten, angesehen werden, und insofern wir auf die Darstellungsart bei der An-

wendung der Musik so entschiedenen Nachdruck legen, erlaube ich mir hiebei jenen Gedanken noch mehr auszuführen, und um der nöthigen Deutlichkeit willen Lied und Ode im Gegensatze zu betrachten. Die Ode führt eine bestimmte Empfindung (oder einen Gedanken) durch eine zusammenhangende Reihe von Empfindungen oder Gedanken dergestalt aus, daß aus allen Einzelnheiten und in allen Einzelnheiten sich zuletzt der Totaleindruck ergiebt; es ist daher in ihr ein beständiger merkbarer Fortschritt, und da sie zuletzt ein auch in den kleineren Theilen ausgearbeitetes Ganze giebt, so werden nun eben diese Theile mehr ausgedehnt, der sonst kurze poetische Empfindungssatz kann sich der ausgedehnten Periode nähern, das Metrum jede beliebige Zusammengesetztheit annehmen; selbst Uebergänge oder Zerschneidungen der Gedanken durch die metrischen Abschnitte dürfen hier vorkommen, da immer zuletzt das Ganze vor uns als ein symmetrischer Zusammenhang von Empfindungen und Gedanken daliegen soll. Dagegen ergreift uns das Lied in seiner ersten Zeile oft schon mit seiner ganzen Bedeutung durch eine Situation, ein Bild, eine in ihrer ganzen Stärke und Lebendigkeit ausgesprochene Empfindung, und wiederholt in der Regel in einfachen geordneten Strophen und nur auf einen andern Gesichtspunkt führend, diese Gedanken. Das Lied giebt uns das Ganze in ein Paar scharf angedeuteten Umrissen. Es können Ode und Lied ganz dieselbe Empfindung ausdrücken, aber sie führen sie auf diese entgegengesetzte Weise aus. Ich nehme als Beispiel die bekannte Ode von Klopstock: An Ebert (Ebert, mich scheucht u. s. w.) und vergleiche damit die Sommernacht, die frühen Gräber, welche ich Lieder nenne, und ein Gedicht von Uhland: Auf der Ueberfahrt *). Alle vier Gedichte sprechen dieselbe Empfindung oder ganz ähnliche aus, die Wehmuth über den Verlust geliebter Freunde. Die Ode an Ebert führt vom blinkenden Kelchglas, wie es beginnt, durch lauter einzelne Bilder der Trauer erst in die Melancholie; wir sehen einen Freund nach dem andern dahin gehen und stehen zuletzt mit Klopstock unter den Cypressen einsam am Grabe seiner Freunde. Dagegen in den frühen Gräbern werden wir rasch unter dem wechselnden Scheine des Mondes und dem vergänglichen Reize des erwachenden Mais zu eben den Ruhestätten der Freunde geführt; wer möchte dies letzte Gedicht sich begnügen nur einmal zu lesen, wir fühlen, wie uns dies so

*) Uhlands Gedichte. 4te Aufl. S. 70.

schön und wahr aber nur in Umrissen hingeworfene Bild auffordert, es auszuführen, und dies Verlangen stillt die Musik; in ihren nicht auszusprechenden, lang dahinhallenden Accorden hallt auch in Glucks empfindungsvoller Composition die Empfindung nach; wir sind völlig begnügt, wenn wir dies Gedicht einmal singen hören, weil wir nun gleichsam die Empfindung als eine mit Schatten und Licht und Körper begabte Gestalt vor uns stehen sehen. Ganz eben so die Sommernacht, darum nenne ich beide Lieder. Das von Uhland angeführte Gedicht hält zwischen beiden Arten das Mittel, wiewohl Uhland selber es ein Lied nennt. Die Ode an Ebert weißt jede musikalische Bearbeitung zurück; die Sommernacht und die frühen Gräber werden durch die Musik erst selbständig und befriedigend; die Ueberfahrt würde eine Composition leiden, doch bedarf sie ihrer nicht. Im Allgemeinen also ist die Ode von allen Gedichten dasjenige, was am entschiedensten die strophische Composition zurückweist, denn da eben bei ihr ein großer Theil des Reizes in der stufenweisen Entfaltung der immer bestimmteren Empfindung besteht, so würde die Musik durchaus nichts mehr geben, als was das Metrum bereits giebt, und erscheint also überflüssig; hiezu kömmt noch die oben erwähnte, vorzugsweise in einer Ode erlaubte Zertheilung des Gedankens, oder der Periode vielmehr durch die metrische Form, was die Anwendung der Musik unmöglich macht. Doch sind manche Oden komponirt, weil oft einzelne Strophen sehr dazu ermuntern. Manche Oden laden durch Erhabenheit und religiöse Richtung zur Chorcomposition ein; mit rechtem Glücke ist es indeß nie geschehen, was mir auch ganz ihrer eigenthümlichen Gattung gemäß scheint. Denn die besten Compositionen dieser Art haben aus jeder Strophe ein ausgeführtes, ziemlich bestimmt abgeschlossenes Musikstück gemacht, dadurch aber wird eines Theils zwar die strophische Eintheilung, aber nur für den Verstand erhalten; das Ohr kann demselben in der Dauer einer halben Stunde und in längerer Zeit nicht folgen, dann aber wird nun der Hörer gleichsam gezwungen, die einzelnen Gedanken zu verfolgen, anstatt den Gedanken, wie er in der Ode sein soll, nur als Glied einer geordneten Reihe zu betrachten. Wer von dem Grundsatze ausgeht, lieber ein vollkommnes poetisches wenn auch sinnlich nicht so ansprechendes, als ein in Einzelnheiten zwar ergreifendes aber kein Ganzes bildendes Werk zu hören (welchen wir doch in der Kunst zum wenigsten auf jede Weise aufrecht erhalten müssen) wird alle Oden uncomponirt lassen. Mögen sich Vorleser,

die ohnehin bei uns nicht genug Arbeit haben, daran üben, sie finden hier das vollkommenste Feld ihrer Kunst.

Was das Sonett (und dem ähnliche Formen) betrifft, so trifft auch sie das eben Gesagte, denn gerade im Sonett findet sich vorzugsweise jene ausgeführte Darstellungsart, ja oft auch jenes zweite, daß ein Gedanke noch mehr, als eine Empfindung Gegenstand des Gedichtes ist; so daß ich seine Entwicklung recht eigentlich als eine rein poetische, in vielen Fällen durch die Musik unübersetzbare bezeichnen möchte. Die äußere (metrische) Form des Sonetts ist aber sehr wohl in der Musik nachzuahmen und würde auch da sehr ansprechen; wenn daher das Sonett der Darstellung nach mehr dem Liede sich zuneigt, so halte ich es für sehr gut componirbar; ich führe davon zwei Beispiele an, das Sonett von Körner: die Wunde brennt rc., und dann das unübertreffliche von Bürger: O wie öde sonder Freudenschall rc. Das erste ist von Maria Weber sehr empfindungsvoll componirt, leider aber nicht mit gehöriger Beachtung der Sonettform; es ist dies sehr zu bedauern, denn durchcomponirt muß ein Sonett zwar werden, da die metrische Form auch nur ein Ganzes ist (nicht in gleiche Strophen zerfällt), Weber's Composition aber, so große Schönheiten sie hat, erhält nicht deutlich genug die strophische Unterabtheilung *). Das zweite von Bürger würde sich, wie es dasteht, mit Beachtung auch der kleinsten metrischen Eigenheiten sehr wohl in Musik setzen lassen; leider aber glaube ich, daß diese schönen Gedichte anfangen, ganz in Vergessenheit zu kommen. Dies ganze Sonett ist so aus einer einzigen Empfindung geflossen, die von Anfang bis zu Ende so durchklingt, daß die eigenthümliche, ich möchte sagen witzige Entwicklung, die das Sonett in der Regel in den drei letzten Reihen giebt, hier gar nicht so scharf contrastirt sondern recht eigentlich aus der Empfindung hervorfließt.

## Das Lied.

Hier kömmt die Musik und namentlich bei uns Deutschen, recht auf ihren eigentlichen Grund und Boden. Welche Empfindung könnte uns wohl anregen, deren schönsten An- und Nachklang wir nicht in einem Deutschen Liede fänden. Sehnen wir uns nach dem Frühling, oder ist er da, wie viele hundert Lieder, und wie viele schöne darunter besingen ihn; fühlen wir Reiselust, so fehlt es nicht an Wanderliedern,

---

*) Ein Beispiel eines durchcomponirten Sonetts giebt auch das von Flemming „Jedes Ding in jeder Sache". Zelters Balladen und Romanzen Heft II, Nr. 4.

und vollends für einen Liebenden giebt es wohl keine so eigenthümliche Bedrängniß, welche er nicht auf das schönste im Liede ausgesungen fände. Aber nicht allein diese Empfindungen, die wir alle theilen, finden ihren Anklang; die Mutter die ihr Kind wiegt, der Jägersmann im Walde, der Soldat im Felde, der Fischer im Kahn, ja selbst der Schreiner in seiner Werkstatt brauchen nicht stumm zu sein; und steigen wir etwas aufwärts, um Chorgesang zu vernehmen, aus den heiteren Chören einer reiselustigen oder patriotischen Jugend, aus den kunstvollen Gesängen einer Liedertafel, die jeden Scherz und jeden Ernst einschließen, bis zu den erhabenen Gesängen, welche jenes Himmlische, über Wechsel und Zeit Erhabene besingen, baut sich uns Deutschen eine Welt in Liedern auf, und wer ist der sich nicht gestehen müßte, auch einmal von diesen Tönen gehoben und getragen zu sein.

Wie soll nun aber, um zu unserm Zwecke zurückzukehren, ein Lied zur Composition beschaffen sein? Hier kommt zuerst eine Eigenschaft, wegen welcher man oft in Streit mit dem Dichter geräth, nämlich die Kürze: diese ist immer schön, aber unentbehrlich für die musikalische Bearbeitung. Denn da das Lied uns mit einem Male in die volle Empfindung hinein versetzt, so soll auch die Melodie solche von Anfang athmen, das Lied soll uns nicht überraschen, sondern wir wollen uns ihm, wie es sich durch die ersten Klänge giebt, überlassen: es leuchtet aber ein, wie wir eine so bestimmte Gestaltung leicht zu oft vor uns vorüberführen können, und den Eindruck schwächen; denn jede Empfindung, sei sie durch Kunst oder Natur erregt, kann als eine besondere Aufregung nur eine bestimmte Zeit dauern; man wird immer finden, daß die dreistrophigen Lieder die schönsten sind, und dies liegt nicht bloß in dem Erwähnten, sondern in der ganzen Natur des Liedes. Wir werden bei den guten Liedern gleich in der ersten Strophe in eine solche Situation gesetzt, welche die Empfindung in ihrer vollen Stärke giebt, und die folgenden Strophen der Dichtung sind in der Regel, was die Musik Variationen nennen würde; nur denke man dabei nicht an unsere gewöhnlichen, auch gleich so überschriebenen Finger- und Uebungs-Variationen, sondern an die geist- und gefühlvollen Variationen, welche gute Componisten Mozart, Haydn, C. P. E. Bach u. a. in ihren Sonaten, besonders in ihren Andantes geben, wo ein schönes Thema sich in verwandter Tonart, mit kleinen Modifikationen der begleitenden Stimmen in der Melodie zwei, dreimal wiederholt, die sich unerachtet der Wiederholung doch nicht unbedeutend steigern,

aber nicht etwa steigern durch Einführung neuer Gedanken, sondern durch Ausführung des gegebenen. So soll der gute Liedertext sein. Nehmen wir als Beispiele einige Lieder von Goethe:

Was zieht mir das Herz so,
Was zieht mich hinaus,
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus u. s. f.

Wir wissen völlig in diesem ersten Verse, was werden soll, und alle übrigen wiederholen diesen Gedanken nur in besonderer Ausführung, und mit herrlicher Steigerung bis zuletzt:

Auf einmal erschein' ich,
Ein leuchtender Stern,
Was glänzet mir droben
So nah und so fern,
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt,
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt.

oder: Füllest wieder Busch und Thal rc., oder Schillers Lied (er hat eigentlich nur wenige der Art): Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn rc. *) oder Voß Frühlingsliebe: Die Lerche sang, die Sonne schien rc., welches ein Muster eines für den Gesang bestimmten Liedes ist, indem es die beiden angeführten Eigenschaften der Kürze und der Variation hat, und was mit dem letzten zusammenhängt, jede Strophe in sich regelmäßig eine Steigerung und Gleichmäßigkeit der Ausführung hat, so daß das ganze Lied doch noch bis in den letzten Vers allmälig in jeder Variation sich steigert; J. A. P. Schulz, der Componist der Lieder im Volkston, hat es eben so vortrefflich und mit genauer Beachtung aller formellen Schönheit componirt. Diese Eigenheit des Liedes, in seinen Strophen Variationen zu geben, ist der Composition so günstig, daß durch dieselbe sogar manche sonst unbequeme Form des Gedichtes componirbar wird; ich führe als Beispiel an die Klopstockische Elegie: Selmar und Selma, — wo gleich das erste Distichon:

Mein Selma, wenn aber der Tod uns Liebende trennte,
Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft,

das Thema angiebt, was alle übrigen Distichen auf das schönste und

---

*) Oder von Tieck „Dicht von Felsen eingeschlossen", „Geliebter wo zaudert" rc. oder Schillers „Weit in nebelgrauer Ferne" u. s. f.

mit vieler Abwechselung gleichsam in Dur und Moll variiren; trotz der sonst als incomponibel gescholtenen Hexameter ist die Elegie zweimal, von Neefe und Andreas Romberg, und gar nicht unglücklich componirt. Denn es war nun möglich, eine zusammenhangende strophisch abgetheilte Musik auf diesen Text zu gründen.

Uebrigens kann die Composition eines Liedes sich auch musikalisch in verschiedenen Strophen entwickeln, wenn es nur Variationen bleiben, und nicht die neue Strophe ganz neue musikalische Gedanken giebt; so hat z. B. Zelter das Berglied von Schiller, das halb zur epischen Gattung gehört, ganz für die Musik gewonnen, dadurch, daß er es auf vier oder fünf Melodieen, die aber Variationen in Dur und Moll der ersten sind, componirt hat, und ist hiedurch der sanften Steigerung und dem schönen Schluß („Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht") durchaus gefolgt. Das Göthesche Lied: „Wenn die Reben wieder blühen" ist von Göthe durch die im ganzen Liede verschlungenen Reime eigentlich wieder etwas der strophischen Form entzogen, und wenn ich so sagen darf, der Sonettform genähert; das Lied ist sehr schön, aber rein strophisch, von Reichardt und Zumsteeg componirt, freilich mit Aufopferung oder Nichtbeachtung dieser durchgehenden Reimverschlingung. Zelter hat auch hier genau der Andeutung des Dichters Folge geleistet, und es als ein zusammenhangendes Musikstück componirt, das aber in drei Strophen zerfällt, und also die Strophe sowohl wie den Zusammenhang des Ganzen beachtet.

Die Kürze eines Liedes, nämlich, daß es etwa nur eine Strophe, oder gar keine regelmäßig ausgebildete Strophe hat, also mehr einen Gedanken zu einem Liede giebt, als ein Lied selbst, wie wir solche Liedes-Andeutungen von Göthe, Uhland und mehreren haben, ist kein Hinderniß der Composition, nur muß die Musik alsdann die Stelle der Dichtkunst vertreten, und ihre Gedanken ausführen, um ein wirkliches Lied daraus zu machen. Dergleichen ist zum Beispiel die Beethovensche Composition von Göthes:

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach! nur dem halbtrocknen Auge
Wie öd', wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

oder Zelters Composition zu:

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tausendmal,
Ich habe mich oft gebücket,
Ach wohl ein tausendmal
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal.

Beide Gedichte sind durch ihre Compositionen aus Gedanken zu einem Liede wirklich auch der Form nach zu Liedern geworden.

Bei den bis jetzt über das Lied gemachten Bemerkungen haben wir hauptsächlich auf solche Lieder Rücksicht genommen, welche ihrer Beschaffenheit nach sich nur zur Ausführung von einer einzelnen Stimme eignen. Wir gehen nun zu den Chorliedern über. Wenn schon das einsame Lied der Composition bedürftig ist, so ist für das Chorlied die Musik unentbehrlich; denn Worte, welche bestimmt sind, von Vielen zugleich vorgetragen zu werden, müssen nothwendigerweise gesungen werden, wenn man nicht die fürchterliche Erscheinung haben will, welche man wohl in katholischen Ländern bei der Litanei erlebt, da die versammelte Menge mit einem in den hohen Gewölben schreckenerregenden Wiederhall die Worte „Bitt für uns" wiederholt*). Insofern Schiller sich nicht seine Chöre in der Braut von Messina (was ich nicht weiß) gesungen dachte, würde mir der Mißgriff der durch die Chöre darin gemacht wäre, unbegreiflich sein. Denn die Menge kann ohne gemeinsamen Takt nicht gehn und ohne gemeinsame Melodie nicht sprechen, d. h. ein Chor muß singen; so daß also die Musik für Lieder der Art ein nothwendiger Bestandtheil ist, welchen der Dichter sich billig immer mit denken und darauf Rücksicht nehmen sollte. Denn da der Klang eines Chores, besonders eines vierstimmigen, von einer so mächtigen sinnlichen Stärke ist, daß es wohl schwerlich einen Menschen giebt, der sich dessen Wirkung entziehen könnte, und da überdem die Musik durch alle Elemente die sie hat, Rhythmus, Melodie und Harmonie, wirkt, so scheint in der That hier die Musik fast noch mehr Hauptsache, als das Wort; auf jeden Fall, und nach dem was wir ganz allgemein über die Vereinigung von zwei Künsten

*) Beiläufig glaub' ich, daß S. Bach sein am Anfang erwähntes: Barrabam von einer solchen Sprechmesse entlehnt und idealisirt hat, da in der That das plötzliche Hervorrauschen des aus so vielen verschiedenen Kehlen hervorbrechend gesprochenen Wortes eine ähnliche heftige Wirkung als jenes Barrabam hat.

sagten, daß die eine um so mehr nur anzudeuten brauche, je bestimmter die andere ausführt, wird sich ergeben, daß das Chorlied bloß gesprochen oder still gelesen nicht für sich nothwendig einen vollendeten Eindruck machen muß, und daß durchaus zum wenigsten nicht das im Ausdrucke vollendete eben darum sich mehr zur Composition eigne. Nehmen wir z. B. die beiden Chorlieder Göthes: In allen guten Stunden ꝛc. und die Weltseele:

Vertheilet euch nach allen Regionen,
Von diesem heil'gen Schmaus!
Begeistert reißt euch durch die nächsten Zonen
Ins All' und füllt es aus.

Das letzte bildet mit seiner fast odenmäßigen Ausführung und kühnen Sprache vorgelesen ein schönes Ganzes, wird aber weit weniger zur Composition ansprechen, als das einfache erste, welches vorgelesen einen zwar angenehmen, aber keineswegs den ergreifenden Eindruck macht, den es gesungen hervorbringt.

Die erste Eigenschaft eines guten Chorliedes wird sein, daß es in der That der Ausdruck einer Empfindung ist, die eine wirkliche oder gedachte (idealische) Gesellschaft haben kann; dies schließt zuerst alles Leidenschaftliche aus, welches gerade dem einsamen Liede so sehr zu statten kommt; zweitens schließt es einen künstlichen Ideengang aus, der nur unter seltenen Bedingungen als von einer ganzen Gesellschaft zugleich nachgedacht, angenommen werden kann. Dies ist hauptsächlich der Grund, warum das letzte von Göthe angeführte Lied schwerlich je Glück machen wird, da wo es soll. Es ist gewiß das Resultat eines Gastmahles, welches durch die Erregung so vieler Geister, die um Göthe ihren Vereinigungspunkt fanden, erhöht wurde, aber fraglich, ob oft noch die Stimmung einer Gesellschaft selbst zum Schlusse eines Mahles, sich so mächtig, aber doch in so eigenthümlicher Art erheben dürfte, und ob allen sogleich, was doch nothwendig verlangt wird, das vollkommne Verständniß im währenden Genusse des Liedes kommen würde. Dagegen sprechen Lieder wie „In allen guten Sunden" oder „Mich ergreift ich weiß nicht wie" immer dieselbe Situation, in welche uns der erste Vers versetzt, nur in anderer Ansicht aus, wir entfernen uns keinen Augenblick aus der Gesellschaft, und so soll namentlich das gesellige Lied beschaffen sein.

Es findet sich aber beim Chorliede ein ganz eigenthümliches von allen anderen Künsten (Tanz etwa ausgenommen) abweichendes Ver-

hältniß, was ich jetzt erwähnen muß, welches eine zweifache Abtheilung des Liedes, in das natürliche und künstliche, wie ich sie einmal nennen will, nothwendig macht. Nämlich bei allen ausübenden oder darstellenden Künsten als Musik, Schauspielkunst u. s. w. soll der Künstler und der Zuhörer sich beständig bewußt bleiben, daß es eben ein Kunstwerk ist, was er producirt oder hört; und auch noch so ergriffen im Schauspiel oder Konzert, bleiben wir uns doch bewußt, daß wir Kunst und nicht das Leben vor uns haben; so daß uns allen beständig das freie Urtheil bleibt, und wir im Zwischenacte z. B. Empfindung und Urtheil austauschen und laut werden lassen, gleichsam als ein Zeichen, daß wir wissen, wir befinden uns auf dem festen Ufer, von dem aus wir dem bewegten Treiben des Meeres zusehen. Im Chorgesange aber kömmt es vor, daß wir selber uns auf den Wellen umtreiben lassen, daß wir Organ unserer eigenen Empfindung werden, daß wir zugleich ausübende Künstler und Hörer sind, oder vielmehr daß wir die Kunst als reines Mittel gebrauchen, unsere und der ganzen Menge Gefühle in schönen Formen austönen zu lassen. Dergleichen Lieder also, die erscheinen als der natürliche unwillkürliche Ausdruck einer wirklichen Stimmung oder Situation, nenne ich Naturlieder. So sollen wir also, wenn wir singen „Mich ergreift ich weiß nicht wie" ꝛc. uns in der That ohne Rückhalt und Urtheil einem himmlischen Behagen überlassen, und nicht zum Schein bloß beim Gesang und Glase Wein auf den Tisch schlagen; und wer noch jung ist, dem wird wohl nicht eine Strophe vorkommen, welche er nicht in dem Augenblicke als seine tiefste eigene Empfindung aussingen könnte. Und ist mir erlaubt, hienach auf die erhabenste Höhe dieser Art Kunst zu treten, wer würde, als er am Confessionsfeste „Eine veste Burg" mitsang, nicht gern geglaubt und gefühlt haben, daß diese muthigen Worte und Töne aus der eignen Seele flössen. Darum ist es unerträglich, im währenden Singen von allen solchen Liedern ein Urtheil zu hören, weil man eben ein solches nie fällen kann, als wenn entweder das Lied oder der Singende nichts taugt. Erlaubt aber wird es sein, da besonders das geistliche Lied so tief in unsere ganze gesellige und kirchliche Verbindung eingreift, im Allgemeinen über die Eigenschaften solcher Lieder etwas zu sagen. Zuerst einige Bemerkungen, die das gesellige und geistliche Lied zugleich treffen.

Da das Lied ohne die Musik gar nicht bestehen kann, so ist also der Dichter mehr wie sonst verpflichtet, diese in seiner Form zu berück-

sichtigen; daher das Metrum wo möglich, um gleich verständlich zu sein, möglichst einfach und wenn es so vorhanden, aus dem Volksliede gegriffen sein kann. Alle jene äußeren Uebelstände, die wir beim einsamen Liede, als die Composition behindernd, bezeichneten, Zerschneidung der Perioden u. s. w. treten im Chorlied doppelt hervor, und alles muß auch in den einzelnen Sylben und Worten, leicht ansprechend sein; denn einem Chore kann man nicht, wie dem Kunstsänger zumuthen, durch seine Kunst den rauhen Worten des Dichters Ton und Klang abzugewinnen. Was nun aber die ausgesprochene Empfindung anbetrifft, so muß sie alles Besondere, wie wir es oben nannten, alles Leidenschaftliche ausschließen, und wenn daher z. B. in einem geselligen Liede das erotische oft und als schönster Schmuck vorhanden ist, so kann es zwar in einem solchen Chorliede auch vorkommen, muß aber in der heitern und unsinnlichen Farbe sein wie in Göthes Liede: „Jeder denke ritterlich sich dabei die Seine", und es muß, wie Göthe sagt, das Aechzen und Krächzen vorher abgethan sein. Aber nicht bloß das erotische kann hier leicht in unrechter Ausdehnung vorkommen, auch andere ganz individuelle Gemüthsstimmungen müssen dabei vermieden sein; so ist es wohl einer der stärksten Mißgriffe, wenn ein Componist Schillers Ideale: „So willst du treulos" rc. für den Chor componirt hat, denn ich muß gestehen, daß es mir fast lächerlich vorkommen würde, eine ganze Gesellschaft von Männern und Frauen singen zu hören: „Erloschen sind die heitern Sonnen". Dieses nun ist ein offenbarer Mißgriff des Componisten, aber der Dichter stört oft sein schönstes Lied durch Anklänge von Empfindungen, die ihm vielleicht seiner eigenen Natur nach nahe lagen, welche aber andere nicht ohne eine gewisse Unwahrheit mitsingen können, wie der oft geänderte Vers in Claudius Rheinweinlied zeigt:

Und wüßten wir wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

welches dann auch die Volksstimme umgeändert hat in Wahrheit:

Und wüßten wir, wo noch ein Fäßchen läge,
Wir holten es herein.

Wenn also der Dichter im einsamen Liede seine innersten und besondersten Empfindungen aufschließt, und verlangen kann ihm zu folgen, so soll er im Chorliede zeigen, daß er verstanden hat, die Empfindung der Menge aufzufassen und ihr zu folgen. Die Sprache muß, wie sich leicht ergiebt, so einfach wie möglich sein, und im geistlichen Liede,

wenn es irgend geht, an die Sprache der Bibel, als der Sprache, die Poesie und Einfachheit in unübertroffenem Maße vereint, sich annähern *). Ausgeführte Perioden u. s. w. sind im geistlichen Liede, zumal bei der Beschaffenheit unserer Compositionen, die vielleicht die zehn- und zwanzigfache Zeit wie das Lesen erfordern, durchaus zu vermeiden, daher ich ein Lied wie das folgende nie für ein Kirchenlied halten kann. In dem neuen Berliner Gesangbuche Nr. 552:

> Sagt immer, Weise dieser Welt,
> Man sei nur Freund von seines Gleichen,
> Und läugnet, daß sich Gott gesellt
> Mit denen, die ihn nicht erreichen:
> Ist Gott schon alles und ich nichts,
> Ich Schatten, er der Quell des Lichts,
> Er noch so stark, ich noch so blöde,
> Er noch so rein, ich noch so schnöde,
> Er noch so groß, ich noch so klein,
> Mein Freund ist mein und ich bin sein.

Es mag vorgelesen allenfalls gehn, gesungen aber hat man längst den Vordersatz vergessen, wenn man an den endlichen Schluß kommt. Aber wäre auch dies nicht der Fall, so ist die ganze Darstellungsart unpassend; das Kirchenlied soll fast in noch größerem Maße als das einsame, gleich im ersten Verse ohne Rückhalt die volle Empfindung aussprechen, so daß die folgenden Verse schon den Singenden völlig vorbereitet finden. Dies finden wir auch in unseren schönsten alten Kirchenliedern, z. B. „O Haupt voll Blut und Wunden" 2c., „Sei Lob und Ehr" 2c., „Eine veste Burg" 2c., Befiehl du deine Wege" 2c., „In allen meinen Thaten" u. s. w. Sie stimmen im ersten Verse durch einen bestimmten Ausdruck der Empfindung, oder vorgeführten Situation uns gleich, wie sie wollen, und selbst ein folgender etwas schwächerer Vers findet uns doch bereit, ihm zu folgen. Völlig unzweckmäßig ist daher ein Lied, welches eine auch noch so schöne moralische Entwickelung enthält; dergleichen, wenn sie überhaupt poetisch darzustellen wäre, würde nur in einer uncomponirbaren Ode ihren Platz finden. Uebrigens sind bei der jetzigen Form des Gottesdienstes viele Lieder zu lang, welches überhaupt den üblen Erfolg gehabt hat, daß die Ansicht, ein jedes Lied sei mitsammt seiner Melodie ein Kunst-

---

*) Wie dies F. Bellermann in einer Vorlesung über das neue Berliner Gesangbuch ausführlich entwickelt hat.

Ganzes, immer mehr zurückdrängt, so daß viele dergleichen Lieder nur wie Sammlungen angesehen werden, aus denen man beliebige Verse herausnimmt, wie sie gerade das Bedürfniß verlangt. Es scheint mir dies ganze Verfahren aber damit zusammenzuhangen, daß man in unserem Gottesdienst ein für allemal die Predigt zum Mittelpunkt gemacht hat; wir haben aber so viele schöne Lieder, welche eben so gut fähig wären, einen Gottesdienst auszufüllen als eine Predigt, wenn man nur zugiebt, daß der Mensch eine Viertelstunde lang intensiv oft andächtiger sein kann, als in zwei Stunden, und daß der Nachklang eines schönen Liedes oft durch die Predigt ganz verwischt wird, dagegen ein schönes Lied, durch einige erklärende Worte eingeleitet, und dann mit Hülfe eines Sängerchores abwechselnd von Gemeinde und Chor gesungen, noch stunden- und tagelang nachklingen würde. Dann würden uns auch die Lieder nicht zu lang werden, und man würde einmal dahin kommen, was jetzt fast nie geschehen kann, ein Lied wie „Befiehl du deine Wege" im Zusammenhange zu hören. Wer würde es z. B. bei irgend einer freudigen Veranlassung nicht völlig genügend finden, nach einer gesprochenen Einleitung von zehn Minuten das „Herr Gott dich loben wir" im Wechselgesang der Gemeine und des Chores ausführen zu hören. Es kommt noch hinzu, daß vielleicht in einer Gemeine von tausend Menschen nur hundert sich befinden, welche fähig sind, der langen Gedankenreihe einer Predigt, welche doch immer ein Ganzes bilden soll, zu folgen, diese müssen sich also begnügen, das Einzelne aufzufassen; wie sehr kann aber ein einzelner Gedanke oder eine Empfindung aus dem Zusammenhange gerissen mißverstanden werden: dagegen giebt uns das wirklich gute Lied in jedem neuen Verse nur eine neue Ansicht der Hauptempfindung, die Melodie führt sie mächtig vor die Sinne, und so wird nicht leicht jemand widerstehen, und anders gestimmt werden, als das Lied verlangt. Wir würden auch gewiß, wenn man abwechselnd das Lied zur Hauptsache erhöbe, bald wieder neue gute Lieder entstehen sehen, indem viele Prediger es ihrer Eigenthümlichkeit nach vorziehen würden, zum Sonntag ein Lied zur Erbauung ihrer Gemeine zu dichten anstatt eine Predigt zu machen; und ganz gewiß irrt die Poesie weit weniger, als die Beredsamkeit. Klopstock hat in seinen geistlichen Liedern mehrere gegeben, welche er, wie man ihrer Länge und ganzen Zusammensetzung nach glauben muß, bestimmt hat, den ganzen Gottesdienst auszufüllen; es ist zu bedauern, daß sie nie, so viel ich weiß, ins Leben

getreten sind; auch hatte Klopstock eine zu große Vorliebe für einzelne Melodieen, wie z. B. Wachet auf rc., welche er öfter anwandte, als es bei dem großen Reichthum schöner Melodieen nothwendig ist.

Noch ein Wort über die Musik zu dergleichen Naturliedern. Sie muß natürlich eben so einfach, so allgemein verständlich und ausführbar sein, als die Dichtung; man kann hier die Gränze sehr scharf ziehen. Alle diese Lieder verlangen eine einstimmige Composition, oder genauer ausgedrückt, den Unisonus der Stimmen; sobald der Chor sich in seine vier Bestandtheile, Baß, Tenor, Alt und Diskant theilt, entsteht der Kunstgesang, und es thut hiebei eben die beste Wirkung, wenn dergleichen Melodieen von frühester Jugend an gehört und geübt (z. B. Heil dir im Siegerkranz rc.) so mit unserem Innerem verwachsen, daß wir sie ohne alles Bewußtsein d. h. also wie eine augenblickliche Empfindung reproduciren. Wie sehr übrigens wir mit dergleichen besonders geistlichen Melodieen versehen und wie gelungen sie sind, zeigt der Umstand, daß wir viele Lieder haben, die zu schon vorhandenen Melodieen gedichtet sind, und höchst gelungen, welches nicht wohl möglich wäre, wenn sie nicht völlig ein Volkseigenthum geworden wären. Unsere geselligen und geistlichen Volksmelodieen gränzen sich sehr scharf ab dadurch, daß das gesellige vorzugsweise den Rhythmus als Hauptelement, das geistliche aber die Melodie so sehr vorwalten läßt, daß diese selbst den Rhythmus bestimmt, indem der Choral nicht zeitgemessen ist, sondern die Melodie in ihren Ruhepunkten und Fortschritten etwas den rhythmischen Abschnitten ähnliches andeutet; wenn dies von vielen guten Musikern (z. B. von Naegeli) getadelt wird, so scheint es mir eben, daß sie den vorhin angegebenen Standpunkt von dergleichen Liedern übersehen; ich finde gerade in dieser hohen Einfachheit eine Vollkommenheit, welche ganz nothwendig aus der Natur unserer neuen Sprachen, die nicht nothwendig eine Zeitmessung haben, hervorgeht. Das geistliche Volkslied ist aber ein vollkommner Ausdruck unserer Spracheigenthümlichkeit, welche doch wieder das Resultat unseres Volkscharakters ist. Und eben dieser Mangel an Rhythmus im gewöhnlichen Sinne bewahrt unsre Kirchen-Melodieen vor Profanisirung.

Wenn also diese Lieder bei uns gleichsam eine Naturerscheinung geworden sind, wie man doch ein ganzes Volksleben, einen Volkscharakter ansehen kann, so haben wir Deutschen nun sehr wohl diese Erscheinung auch dadurch anerkannt, daß wir sie idealisirt und zu Kunstwerken erhoben haben. So repräsentirt der vierstimmige Choral eine

Gemeinde, die Liedertafel einen heitern geselligen Verein. Der Charakter der Dichtung für beide Lieder darf sich nach dem Aufgestellten in dem Kunstliede nicht ändern, es darf nichts vorkommen in der Empfindung was nicht eine andächtige Gemeine, oder eine fröhliche Gesellschaft zusammen empfinden und aussprechen könnte. Da nun aber die Musik mit allen Elementen ihrer Kunst auf das mächtigste wirkt, so kann nun die ganze Zusammensetzung künstlicher, und oft nur eben andeutend sein, indem die Musik bereit ist, durch alle Mittel zu erklären und anzuregen. So würde also der Ramlersche Vers „Du dessen Augen flossen" ꝛc. nicht geeignet sein, bei seiner beinah dramatischen Lebhaftigkeit und nicht ganz einfachen Diction von der Gemeinde gesungen zu werden, dagegen er bei der vierstimmigen Composition Grauns in ihrer Grundlage, der Melodie, jedem Ohre verständlich, nun durch die Tiefe der Harmonie uns dem Dichter durch Thal und Höhe bis nach Gethsemane nachfolgen heißt. Viele der Klopstockschen Lieder sind solche geistliche Kunstlieder, und auch sehr schön von Fasch und Zelter zu ihren Choralcompositionen für die Singakademie benutzt; in unsern Gesangbüchern hat man ohne eigentliche Auswahl solche Gemeindelieder, Kunstlieder, ja selbst Lieder, die nur für einzelne bestimmt sind, vereinigt, was den Nachtheil hat, daß von Geistlichen, welche nicht genau in der Wahl sind, oft unzweckmäßig Lieder, die den beiden letzten Arten angehören, als Gemeindelieder behandelt werden.

Was das gesellige Kunstlied anbetrifft, so kann man bei demselben zwei Hauptarten unterscheiden: die eine, worin die Gesellschaft sich selbst idealisirt ausspricht, wie die meisten Götheschen; die zweite, worin gleichsam dramatisch eine bestimmte Situation einer Gesellschaft angenommen wird, z. B. die Rechenschaft von Göthe, oder von den ältern Liedern der Art „Wenn jemand eine Reise thut" ꝛc. Seit Begründung des Männerchors durch die Liedertafel sind wir Deutsche von Dichtern und Componisten mit einem vortrefflichen Schatze ernster und heiterer Lieder der Art versehen. Doch fehlt es auch nicht an Entartungen und Mißbräuchen, namentlich von Seiten der Componisten, welche einen jeden Text, ohne weitere Auswahl, für den vierstimmigen Männerchor setzen, und namentlich erotische Lieder, welche ihrem Inhalte nach nur bestimmt sind, von einem Einzelnen gesungen in zwei Ohren zu dringen, auf das lauteste und breiteste von einem Chor tüchtiger Bassisten und Tenoristen weit durch die Lüfte schallen lassen.

## Zweite Abtheilung.

Diese Abtheilung enthält also solche Gedichte, welche nicht in demselben Metrum, oder in regelmäßiger strophischer Abtheilung geschrieben sind, sondern aus verschiedenen Metris je nach wechselnder Empfindung sich zusammensetzen. Wir werden auch hier wie bei dem Vorigen die weitere Eintheilung nach dem Inhalte des Gedichtes machen, und im Ganzen auch die bis jetzt angenommene Ordnung befolgen, nämlich mit denjenigen Formen schließen, in welchen die Musik ihre freieste Anwendung findet. Demgemäß werden wir zuletzt auf diejenigen kommen, deren Worte geradezu ungebunden durch das Metrum, also in Prosa geschrieben sind, wie vorzugsweise viele geistliche Musikstücke. Die Gedichte dieser Abtheilung werden entweder dramatische (im weitesten Umfange), oder lyrische sein, denn längere Lehrgedichte, wie wir deren einige besitzen (Tiedge's Urania *) u. a. m.) sind völlig in der im ersten Theile erwähnten rein poetisch ausgeführten Art geschrieben, welche keine Anwendung der Musik gestattet.

### 1. Dramatische Gedichte.

Ueber die Anwendung des Gesanges hier zuerst einige ganz allgemeine Betrachtungen. Wir sind wohl über die Periode der Aesthetik hinweg, wo es bestritten oder auch nur besprochen werden konnte, ob es überhaupt den Kunstregeln angemessen sei, daß sämmtliche darstellende Personen eines Dramas, auch in dem ruhigeren Dialoge sängen, und hierin, wie manche Kunstrichter wollten, etwas widernatürliches, die poetische Täuschung aufhebendes, erblickte. Es ist jeder Kunst erlaubt, sich der zusammengesetztesten und künstlichsten Mittel zu bedienen, sofern sie nur dieselben von Anfang an gebraucht und folgerecht beibehält; so finden wir keinen Anstoß in der Plastik, im Basrelief nur halbe oder Viertelfiguren, oder deren eine Seite zu geben, während wir die vollkommnen Gestalten als Statuen darstellen könnten. Nur freilich muß jeder durch ein Kunstwerk auszuführenden Idee eine andere Seite abgewonnen werden, um sie für die eine oder

---

*) Die Composition der Urania von Himmel enthält nur einzelne Stellen des Gedichtes, welche sich zum Theil dem Liederton annähern, zum Theil recitativisch sind.

die andere Darstellungsart gerecht zu machen, so daß z. B. um den Tod eines Kriegers vorzustellen das Basrelief eine Zusammenstellung von vier, fünf Figuren, das Gemälde einen Hintergrund mit Roß und Mann verlangt, während die eine Statue des sterbenden Fechters dasselbe giebt. Demgemäß werden wir auch dieselbe Handlung, oder besser die ihr zu Grunde liegende Idee nach Willkür durch ein episches Gedicht, durch ein Sprechdrama oder in einer Oper vorstellen, wenn wir nur in jedem Falle die Idee auf eine der gewählten Form anpassende Art verkörpern. Beliebt es also dem Künstler das gesungene Wort zu seiner Darstellung zu gebrauchen, so liegt ihm ob die ganze Auffassung des Stoffes von Anfang an darnach zu modeln, wie wir dies im Verfolg bei der Oper zu betrachten haben. Wir unterscheiden bei dem musikalischen Drama zuerst auf die gewöhnliche Weise die eigentliche Oper (opera seria), worin alle Worte gesungen werden, und das Singspiel, in welchem gesprochen und gesungen wird.

## Die eigentliche Oper.

Die Aufgabe eines jeden Dramas überhaupt ist, durch das Mittel des Wortes und der Mimik eine Handlung darzustellen; eine Handlung aber wird dargestellt, wenn wir uns dabei des Zusammenhanges aller einzelnen Momente oder Zustände bewußt werden. Daher ist die erste Bedingung, daß in jedem Augenblicke ein vollkommnes Verständniß des Dargestellten stattfindet. Nun aber steht der Verlauf keiner Handlung einzeln da, sondern begründet sich auf eine vorangegangene, und es ist das Geschäft der Kunst, die Handlung selbst von Anfang an auch in ihren rechten Standpunkt der Zeit und des Ortes zu bringen. In den Mitteln, um dieses Verständniß hervorzubringen, zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen dem antiken und modernen Drama (ich spreche jetzt vorzüglich vom ernsthaften). Die Alten wählten ohne Ausnahme nur solche Handlungen, deren Verlauf im Allgemeinen, oft auch im Einzelnen dem Volke völlig bekannt war, und sie bedurften daher dergleichen Expositionen, die in unseren Dramen den ersten Act einzunehmen pflegen, gar nicht, denn wenn dergleichen auch hier und da z. B. im Oedipus tyrannus vorkommen, so sind sie fest und nothwendig in die gegenwärtige Handlung verflochten, ja der schönste Schmuck des Stückes. Durch die Einheit der Zeit, welche doch die meisten Stücke des Alterthums bewahren, wurden ferner etwaige Expositionen, wie die Neueren bedürfen, um die Verbindung

entfernt liegender Zeitpunkte zu erhalten, ebenfalls unnöthig, und so, mit einem Worte, stellten sie in der That die wirkliche Handlung, aber in allen ihren Bestandtheilen, wie wir gleich sehen werden, idealisirt dar.

Denn was nun zweitens die Darstellungsmittel anbetrifft, so haben die Alten die Sprache zum Gesange idealisirt, zum wenigsten war die Rede, dem Gesange zunächst kommend, in rhythmisch völlig genau gemessener Zeit, von der Musik begleitet; ferner war die Bewegung zum Tanz, also auch rhythmisch idealisirt. Das Rhythmische aber ist das Einzige, was dem Augenblicke Dauer verleiht; nämlich die Zeit erscheint uns nur erst durch Eintheilung, durch Verhältniß; demgemäß hat ein jeder Augenblick der Handlung eine durch ein äußeres Kunst- oder Formgesetz bedingte Dauer, und so bedingt dies überhaupt die ganze Form der alten Tragödie. Hiedurch wird das ganze Werk gleichsam intensive größer, indem jeder in unserem Drama flüchtig vorüberschwebende Gedanke, im antiken durch das ewige Gesetz der symmetrisch getheilten Zeit gehalten und zu einer bestimmten (mit der ganzen Zeit der Handlung im Verhältniß stehenden) Dauer ausgedehnt wurde. Hiemit stimmt sehr wohl überein, daß die Alten die aus jedem wechselnden Gedankenhauch veränderte Mimik des Gesichtes verschmähten, da die Sprache, durch den Gesangton erhöht, völlig und eben auch nur dadurch im Stande war, zeitgemessen mit der Empfindung fortzuschreiten. Wir hingegen, ganz angemessen dem, daß uns die Malerei näher steht als die Skulptur, suchen im Drama das wechselnde Gefühl zu erklären und zu begleiten durch das ewig wechselnde Spiel der Gesichtszüge. Allem diesem gemäß suchten die Alten bei ihrer Handlung in der Sprache und im ganzen Gange das auf, was der Empfindung, dem Gedanken Dauer verleiht, darum konnte ihre Sprache zu dem kühnsten, ausgeführtesten Gedankenausdruck sich erheben, was nur möglich ist, wenn gleichsam die Empfindung momentan still steht, was Rhythmus und Melodie möglich macht. Denn der im künstlichsten Bilde ausgesprochene Gedanke wirkt zwar eben wie der in der einfachsten Form ausgesprochene, aber nur erst, wenn der Ausdruck ausgebreitet vor uns liegt, während dessen die Empfindung in rhythmischer Bewegung und Melodie forttönt.

Um nun auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so ist der Erfolg, den die Anwendung irgend einer wirklich rhythmischen Kunst, also bei der Oper Gesang und Tanz, auf das Drama haben muß, der, daß das Werk, sofern es ein Ganzes bleiben soll, in allen Theilen

gleichmäßig erweitert und idealisirt wird. Wir würden also unsere opera seria völlig, was den Text betrifft, nach der antiken Tragödie zu modeln und zu richten haben: was auch im Einzelnen auf die besten Vergleichungen führt, wenn nicht hier der specifische Unterschied der alten und neueren Sprachen eine große Verschiedenheit hervorbrächte; denn bei der Griechischen Sprache (wie ich mich in einer früheren Abhandlung bemüht habe auseinander zu setzen) als einer solchen, welche wirkliche Zeitmessung (wie sie die Musik giebt) erlaubt und fordert, erscheint der Gesang, insofern er streng rhythmisch ist, nicht als Schmuck, sondern als nothwendig verbunden mit dem Worte; wenn nämlich eine Sylbe eine durch Verhältniß gemessene Dauer hat, so muß sie gesungen werden, da eben Sprechen und Singen sich bloß darin unterscheiden, daß im Gesang ein jeder Ton eine nothwendige Dauer hat: die neueren Sprachen aber gestatten die Anwendung der Musik nur in einer solchen Art, daß das im Sprechen (selbst rhythmischer Reihen) beobachtete Verhältniß aufgehoben wird. Diejenige Kunst aber, welche den Rhythmus angiebt, dominirt über die übrigen im Drama, eben weil eine Handlung nothwendig in der Zeit vorgeht, und so kömmt es, daß die Musik, so wie sie bei uns im dramatischen Gedichte auftritt, zur Hauptkunst wird, und somit der nothwendige Zusammenhang der Sprache mit der Handlung durch die Zeit aufgehoben erscheint.

Wir werden also die alte Tragödie mit unserer opera seria nur in denjenigen Bestandtheilen gleichfinden, die sich nicht unmittelbar auf die Sprache beziehen, nämlich in der Handlung selbst und in der begleitenden Mimik (Tanz und Stellung) überhaupt in der äußeren Anordnung, verschieden dagegen in den Anforderungen welche beide an die Sprache machen. Wir finden daher zur Oper vorzugsweise alle diejenigen Stoffe geschickt, welche auch die Grundlage der antiken Tragödie abgeben, und zwar diejenigen, welche durch ihre hohe Einfachheit Gelegenheit geben, die einzelnen Scenen mehr oder weniger in plastische Gruppen zu verwandeln: wir erinnern z. B. an die Alceste, ein Gegenstand, der vor allen jene plastische Einfachheit hat, Iphigenia u. s. f. Daß es in der Entwickelung einer tragischen Handlung nicht an Augenblicken auch der höchsten Leidenschaft und äußersten Zuständen der handelnden Personen fehlen kann, ist klar; nur ist auch hier wieder in der Darstellung die antike und moderne Kunst verschieden, und ich bediene mich eines einzelnen Beispieles, welches das zu Erörternde deut-

licher machen wird, als allgemeine Betrachtungen. In der Gluckschen Iphigenia in Tauris wird Orest in seiner vollkommenen Raserei auf die Bühne gebracht, aber wenn man will, plastisch dadurch, daß wir in dem Furienchor gleichsam seine Gedanken mit einem der Größe des Moments gleichkommenden Kunstmittel ausgeführt sehen. Ganz aber angemessen ist es der Weise eines modernen Sprechdramas, wie Göthe denselben Wahnsinn nur durch das Wort des Rasenden darstellt; so schön dieses ist, so glaube ich nimmermehr, daß man es antik nennen könne: wie ich hierin eben Göthes, durchaus das Wahre, und die nach seinen jedesmaligen Kunstmitteln nöthige Darstellung treffenden Geist erkenne, welcher wohl fühlte, wie das gesprochene und das gesungene Wort ganz verschiedene Auffassung desselben Augenblicks verlangen. Die ganze Scene in der Gluckschen Oper, vom Einschlafen des Orest an (ähnlich wie in den Eumeniden des Aeschylus) ist fähig, durch ein zusammenhangendes Tonstück, und zwar insofern nun der Chor dabei auftritt, mit dem mächtigsten Mittel, das der Musik zu Gebot steht, dem Verein von Menschenstimmen, dargestellt zu werden. Statt dessen, wer den Wahnsinn des Götheschen Orest componiren wollte, mit einem durchaus leidenschaftlich bewegten Musikstücke vielleicht fähig wäre, die Zuhörer mit fortzureißen, schwerlich aber, sie vom sichern Boden aus, wie in der Gluckschen Iphigenia, in die geöffneten Thore der Unterwelt blicken zu lassen. Die Gewalt dieser Darstellung, die in der höchsten Bewegung doch Ruhe und Maaß hören läßt, liegt größtentheils im Chor. Und über dieses wichtige, nicht genug oder nicht zweckgemäß in unseren Opern benutzte Kunstmittel einige Bemerkungen.

Der Chor, wie er in der alten Tragödie naturgemäß Volksstimme ist (wie in den beiden Oedipus und den Sieben gegen Theben) oder Götterstimme repräsentirt (wie in den Eumeniden), oder auch selbst handelnde Person (wie in den Danaiden), war zugleich der Reflex der Handlung selbst, indem die Menge, ehe sie einmal handelnd eingreift, oder nachher der beständige Beurtheiler des Geschehenen auch in der Wirklichkeit ist, vox populi, vox dei. Denn eine Handlung wird uns eigentlich erst vollkommen deutlich, wenn wir wahrnehmen, wie sie auf Andere wirkt, daher bleibt der Chor das einzige wahrhafte Mittel einer gleichzeitigen und gleichörtlichen Betrachtung der Handlung, welcher wir nicht entbehren mögen. Nun aber ist der Chor, wie wir eben erwähnten, das großartigste Mittel auch für die Musik und gerade

ein solches, dem es am besten gelingt, die Empfindung eines großen Moments aufzufassen und festzuhalten, nicht aber selber sich dem wechselnden Spiel der Gedanken zu überlassen, überdem ist der Gesang für den Chor durchaus nothwendig, indem ein Sprechchor etwas unmögliches ist. Und so müßte denn der Chor nach Bedeutung und Form eigentlich in der Oper dominiren, er müßte beginnen und schließen, aber nicht etwa um eine trillernde Arie seines Herrschers mit abgebrochenen Lauten, wie in den Rossinischen Opern zu begleiten, da er dort gleichsam zum bloßen Wohllautsmittel erniedrigt wird, sondern er müßte, wie bei den Alten, seine kräftige Selbstständigkeit erhalten, sei es handelnd oder reflectirend. Dann würde es auch nicht ferner zweifelhaft bleiben (eine Frage, welche oft aufgeworfen ist), ob eine Oper einen tragischen Schluß haben könne. Denn nach der Katastrophe würde sehr wohl der Chor auf eine religiöse Weise beruhigend das Stück schließen können, wenn er nämlich von Anfang an in gehöriger Ausdehnung und Würde aufträte.

In der äußern Anlage und Anordnung finden wir also die antike Tragödie und die Oper in den meisten Stücken übereinstimmend, gehen wir aber auf die eigenthümliche Darstellung der Gedanken durch die Sprache über, so zeigt sich uns ein großer Unterschied, der nicht etwa allein darauf beruht, daß unsere meisten Operntexte an sich schlecht sind, sondern der im Wesen beider Sprachen (ich rechne die Griechische für eine, und alle modernen für die zweite) begründet ist, und der auch stattfinden würde, wenn wir ganz vollkommne Gedichte der Art hätten. Unsere neueren Sprachen, selbst die Deutsche, entbehren einer eigentlichen Zeitmessung, oder um mich für unsern Zweck ganz bestimmt auszudrücken, das im Takt gesungene Wort unserer Sprache leidet eine wesentlich verschiedene Ausdehnung von dem gesprochenen, und der Gesang kann nur streben, ein ähnliches Bild durch seinen Rhythmus hervorzubringen, als das gesprochene Wort hat, nie ein ihm Gleiches, etwa nur in seinen Verhältnissen erweitertes, wie im Griechischen; noch mehr findet dies in den anderen neuen Sprachen, im Französischen und Italienischen statt, welche ihre Sylben bloß zählen, und welche eigentlich keinen Rhythmus haben, wie er im Gesange bei ihnen doch auf das mannigfaltigste hervorgebracht wird. Wie wir aber oben bemerkten, hat allemal bei der Einwirkung von zwei Künsten diejenige die Oberhand, welche den Rhythmus giebt, wenn sie nicht (wie Tanz und Musik) ihn beide gleich nothwendig machen. Daher

ist es gekommen, daß die Musik bei den Neueren sich selbständig ausgebildet und sich Kunstmittel erschaffen hat, die dem Worte selbst eigentlich ungünstig sind, dahin gehören die lang ausgedehnten Töne, insbesondere die lange Ausdehnung einer Sylbe auf verschiedene Töne, ferner auch der mehrstimmige Satz, in welchem jede Stimme ihre eigene Melodie und Gang befolgt u. s. f. Nehmen wir dazu noch die Wirksamkeit des aus so vielen Instrumenten zusammengesetzten Orchesters, so bleibt bei so zusammengesetzten und mächtigen Kunstmitteln in der Oper für das Wort, nachdem es seine erste Schuldigkeit erfüllt hat, uns nur in ein äußerliches Verständniß der Handlung zu setzen, keine so bedeutende Aufgabe übrig, als in der alten Tragödie. Denn die Dauer, welche dort äußerlich jedem Gedanken, jeder Empfindung durch die Kraft eines künstlichen Rhythmus, und innerlich durch die kühne und sinnreiche Darstellung des Gedanken gegeben ward, alles dies ist bei uns Geschäft der Musik, der Melodie der Stimme und der Harmonie des begleitenden Orchesters. Dies ganze Verhältniß indeß hat sehr nachtheilig auf das Wort zurückgewirkt, indem nämlich das Publikum im Gefühl der hohen Bedeutsamkeit der Musik, immer begnügsamer wird beim Wort, und sich die stolperndste, geistloseste, unrhythmische, ja sinnlose Uebersetzung gefallen läßt, sofern nur die Musik leidlich ist.

Wir gehen noch in einige Einzelnheiten. Wir können in der alten Tragödie zweierlei Bestandtheile unterscheiden, die auch mehrentheils durch die rhythmische Form getrennt sind. Der erste ist der eigentliche Dialog, den ich einmal den rein dramatischen Theil nennen will, der zweite der lyrische. Jener erste im beständigen gleichmäßigen Fortschritte begriffen, bedient sich einer kurzen rhythmischen Reihe, eben diesen ruhigen Fortgang andeutend, und geht also nur in bewegteren Stellen in den eilenden Trochäus oder in Anapästen; der zweite Theil, der lyrische, gleichsam die erhabenen Punkte, wohin jene gebahnten Wege führen, kündet sich fast immer durch ein zusammengesetztes strophisches Maß an, dem gemäß, daß das Bleibende in der Empfindung sich in einem erweiterten künstlichen Rhythmus offenbart; dies sind also die Stellen, wo sowohl die handelnde Person als der Zuschauer, ihrer Empfindung sich bewußt, dieselbe austönen lassen. Unsere neuere Musik hat ebenfalls zweierlei Hauptformen, in welchen der Gesang sich bewegt, die recitativische und die thematische oder streng rhythmische. Im ersten, im Recitativ, bedient sie sich der Melodie, und der beglei-

tenden Harmonie und Modulation, behält den Accent-Rhythmus (wenn ich ihn so nennen darf), dessen wir uns im Sprechen bedienen, bei, so daß im Recitativ die Zeit durchaus nicht in gleiche, mit regelmäßig wiederkehrenden Hebungen bezeichnete Theile getheilt wird. Das Recitativ ist demnach ein reines Ergebniß von der Natur der neueren Sprachen; im Griechischen wäre ein Recitativ kaum für Prosa denkbar, da der Rhythmus des gesprochenen Verses taktmäßig ist in unserem Sinne. Sobald aber unsere Musik taktmäßig wird, so geht sie auch in ihre zweite Hauptform, die thematische über, nämlich dann wird der Rhythmus genau begleitet von einer sich ihm anschließenden und auf ihn begründeten Melodie, welche nun ihrerseits ihre Anforderung durch Wiederkehr und Bearbeitung (Variation) befriedigt verlangt. Und in diesem Verhältnisse sehe ich einen Hauptunterschied zwischen der antiken Tragödie und der Oper: jene, die Tragödie, zwang auch den fortschreitenden Dialog in das rhythmische Gesetz; die Oper dagegen sondert diesen Theil durch Hinweglassung der strengen Zeittheilung aus. Dies zwingt unsere Operndichter, um nicht den größeren Theil der Musik in Recitative zerfallen zu lassen, den Dialog, zum Schaden der ganzen dichterischen Anlage, möglichst abzukürzen. Denn wollte die Musik versuchen, im ganzen Dialoge den Rhythmus beizubehalten, so würde sie, wie wir bemerkten, auch mit der Melodie ins Thematische übergehen müssen; ein melodisches Thema aber bezeichnet hauptsächlich eine bestimmte Empfindung, oder zum wenigsten Steigerung und Ausführung derselben, und würde so wieder dem im Dialoge verlangten Fortschritte hinderlich sein; das Rhythmische aber allein, ohne eine entsprechende Melodie, löst für unsere Musik sich in lauter unzusammenhangende Theile auf. Durch diese Eigenheiten unserer Sprache und unserer Musik entbehren wir (um noch ein Einzelnes anzuführen) ganz das Eingreifen des Chors in den Dialog, was bei den Alten häufig von so außerordentlicher Schönheit ist, nämlich weil ein im Chor gesungenes Recitativ fast unausführbar ist. Dies rührt eben daher, weil wir im Recitativ nur Accente vertheilen, welches mit völliger Gleichmäßigkeit und Natürlichkeit von einem Chor nicht auszuführen ist *).

Aus allem Gesagten sehen wir, daß vollkommene Einheit in den Kunstmitteln unsrer Oper nach der Natur unsrer Sprache und neue-

*) Vielleicht wäre es doch möglich, den Chor auch recitativisch zu gebrauchen nur freilich müßte dann der Chor gebildeter sein, als unsere gewöhnlichen Theater-Chöre es sind.

ren Musik nicht möglich ist. Doch kann die Kunst des Dichters hier mannigfach nachhelfen, und hat es auch in manchen Opern gethan, in den Gluckschen vor allen (die immer noch, obgleich von den Franzosen herstammend, die besten bleiben); besonders durch lebhafte Erzählungen, die im Dialog vorkommen (z. B. der Traum der Iphigenia), welche eine Mittelgattung der Musik herbeiführen, das sogenannte accompagnirte Recitativ (Accompagnement), da nämlich kurze rhythmische Sätze das unrhythmische Recitativ unterbrechen und hierdurch Fortschritt und thematische Wiederholung zugleich erlauben. Dergleichen Stellen werden auch, wenn sie irgend gut erfunden sind, jedesmal mit dem besten Erfolge componirt, und sind demgemäß vom Dichter weit eher herbeizuführen als zu vermeiden. Kann sich der Dialog zu solcher Lebhaftigkeit steigern, daß er in strophischer Form sich vernehmen läßt, so bietet dies den besten Anlaß für die Musik zu Ensemble-Stücken. Leider aber hat es vielen Opern- (wenn man sie so nennen darf) Dichtern beliebt, anstatt auf das Wort ihre Aufmerksamkeit zu verwenden, und in diesem ein einigermaßen erträgliches Ganzes zu liefern, noch mehr Bedeutung in das sinnlich Reizende und Zerstreuende, in das Aeußerlichste des Aeußerlichen zu legen, ich meine in Decorationen, Sonnenaufgänge, feuerspeiende Berge, Costüme aller Völker und Zeiten, Elephanten, Kameele, Aufzüge und dergleichen mehr; wodurch bei dem großen Publikum der Sinn immer mehr vom Geistigen abgezogen wird, und die Componisten haben treulich durch Trompeten, Posaunen und Janitscharen-Musik, melodische Amboße und Chinesische Tingtang nachgeholfen, unter deren mannigfachem Geräusch das überdies von dem Sänger schon mißhandelte Wort sich zuletzt scheu verkriecht, und in der Regel lohnet es nicht einmal der Mühe, es im Textbuche mühsam nachzulesen.

## Das Singespiel.

Wir gehen jetzt zum Singespiel über, in welchem also Gesang und Rede abwechseln, und hier müßte man freilich zuerst die Frage beantworten, ob diese Verbindung überhaupt der Kunst gemäß sei; denn freilich ist es eine Vermischung, als ob man Statuen oder ein Basrelief, um sie verständlich zu machen, vor einem gemalten Hintergrunde anbrächte, da man das gesungene Wort wohl mit einer körperlichen Gestalt, das Gemälde mit dem gesprochenen vergleichen könnte. Indessen hat vorzugsweise diese Gattung zuerst durch die schönen

Muster, welche die ältern Franzosen Gretry, Monsigny und später vor allen Mozart und seine Nachahmer aufgestellt haben, sich so festgesetzt, daß schwerlich die Ueberzeugung von etwas nicht Kunstgerechtem diese Form unterdrücken könnte. Sehen wir also nun zuvörderst, auf welche Weise in den meisten Stücken der Art die Musik eintritt.

Wir finden hier eine doppelte Anwendung des Gesanges. Einmal finden wir nämlich, daß derselbe da im Schauspiel erscheint, wo er auch wohl in der Wirklichkeit gefunden wird oder erwartet würde, wie z. B. im Richard Löwenherz (um ein recht deutliches Beispiel zu geben) Blondel seinem Könige sich durch ein oft zusammen gesungenes Lied zu erkennen giebt, dieser ihm eben so antwortet, und also auf eine ganz natürliche Art ein Duett zu Stande kömmt, oder wie Blondel in derselben Oper bei seinem Trinkliede „Mag der Sultan Saladin" die Soldaten trunken macht. So viel mir bekannt, hat nur ein Dichter sich die Aufgabe gemacht, ein ganzes Stück so zu dichten, daß die Musik jedesmal gleichsam nothwendigerweise eintrete. Es war dies Kotzebue in seiner Deodata, welche er meines Wissens auf Rath unseres verstorbenen Kapellmeisters B. A. Weber für denselben dichtete, und worin auf eine ganz glückliche Art manches geleistet ist. Die Composition, die vieles Schöne enthält, ist wie unser in mehr als einer Rücksicht trefflicher Weber vergessen. Schöne Beispiele aber und uns Allen bekannte hat in seinen Werken beiläufig Schiller z. B. im Wilhelm Tell und in der Jungfrau von Orleans gegeben, ebenso Werner in seiner Weihe der Kraft, alles dies von Weber componirt, welchem Stücke der Art vorzugsweise zusagten und gelangen. Man kann nicht läugnen, daß hier die Musik eben so natürlich als mit ergreifender Gewalt eintritt; ich erinnere z. B. an den Gesang der barmherzigen Brüder im Wilhelm Tell: Rasch tritt der Tod den Menschen an rc. Auf diese Art würde indessen die Anwendung der Musik sehr erschwert und beschränkt werden, am häufigsten würde sie noch im Chorgesang herbei zu führen sein, weil der Augenblicke oder Situationen, in denen ein Einzelner singt, nicht sehr viele sind. Namentlich würden wir der meisten schönen erotischen Arien und Duette beinahe ganz verlustig gehen.

Die zweite Art der Anwendung der Musik, welche eigentlich jetzt allgemein in den besten Singspielen vorwaltet, ist daß die Musik eintritt bei einer erhöhten Empfindung oder lebhaften Handlung, also wenn Don Juan den Leporello eine Weile sprechend genöthigt hat,

die Statue des Comthurs einzuladen, so fällt nun ein Duett mit steigender Lebhaftigkeit beider ein, oder wenn Tamino das Bildniß seiner Pamina erblickt, und eigentlich in ein stummes Entzücken verfallen sollte, öffnet ihm die Musik den Mund mit der Arie: Dies Bildniß ist bezaubernd schön u. s. f. Singspiele, die in der ersten Art vollkommen genügend erfunden wären, würden eigentlich in die Reihe der gesprochenen Dramen treten, und die darin befindlichen zur Musik bestimmten Stücke würden völlig, wie die bereits abgehandelten strophischen Gedichte zu betrachten sein. Gestatten wir aber die zweite Art, wo die Musik ohne äußere Nothwendigkeit nur durch erhöhte Empfindung herbeigerufen wird, so findet sie alsdann eine freiere Anwendung als in der Oper selbst; und so haben wir auch besonders in den Mozartschen Singspielen größere, ausgeführtere Musikstücke, als in irgend einer Oper, und dadurch hat diese Gattung bei einem großen Theile des musikalischen Publikums der Oper fast den Vorrang abgewonnen.

Sehen wir nun aber näher an, wie das gesprochene und gesungene Wort sich hier gegen einander verhalten. Vom Dialoge verlangen wir, daß er niemals lange an derselben Person verweilend uns die andere vergessen mache, daher auch die weise Einfachheit der Alten in der Regel nur zwei sprechende Personen zu haben. Da ferner jeder Gedanke, jede Empfindung im Dialog nur die Kette eines Gliedes ist, so verlangen wir, daß er gleichsam rein ausgesprochen werde, und nicht länger nachtöne, als nöthig ist, um ihn mit dem folgenden zu verbinden, weil eben die ganze Handlung sich nur aus der Folge der Zustände ergiebt, dagegen die Gedichte zu ausgeführten Musikstücken (wie sie im Singspiele vorkommen) gerade die entgegengesetzte Eigenschaft haben sollen, daß sie in umrißähnlicher Kürze ein Nachtönen und Ausführen der Musik verlangen. Demnach wird hier in der Darstellungsart immer etwas Zwiespältiges entstehen (weit mehr als in der Oper), der Dialog wird den rein dramatischen (modernen) Anforderungen gemäß sein, das Gesungene den musikalischen, welche sich nun einmal nicht vereinen lassen. Daher die vielen Klagen (und die für das Singespiel wohl nicht aufhören werden) über schlechte Texte. Denn ist der Dialog (wie in den sonst so schönen Götheschen Stücken dieser Art) den dramatischen Anforderungen angemessen, so wird die Musik an Stellen der erhöhten Empfindung, nach ihrer Art auszuführen den dramatischen Fortschritt unterbrechen. Nun kann die Musik freilich auch, wie in der Oper, dramatisch werden, nämlich sie kann es

sich zur Aufgabe machen, die wechselnden Zustände in ein Tongemälde zu vereinigen, da freilich denn ihrer Natur nach es am geeignetsten sein wird, wenn diese Veränderung in der Steigerung einer Hauptempfindung besteht, und in dieser Weise hat auch namentlich Mozart viele seiner schönsten Musikstücke, namentlich die Finales gesetzt. Ist aber nun ein Singspiel in diesem Sinne gedichtet und componirt, so verliert sich die Nothwendigkeit des Eintritts der Musik, oder noch besser die Nothwendigkeit des Dialoges gänzlich, da man ja fühlt, die Musik könne überall ein ähnliches geben, so daß entweder Gesang oder Dialog als willkürlich erscheinen. Daher der geringe Werth, der von allen Zuhörern auf den Dialog gelegt wird, welchen jetzt die Kunstgebildeten fast nur als Ruhepunkt zwischen den Gesängen ansehen, als längere Pausen worin Sänger und Publikum Athem holen. Es ist wohl ersichtlich, daß bei ernsthaften Kunstanforderungen diese Gattung im Ganzen nicht genügen kann, aber wie wir schon erwähnten, sie ist bei uns so eingebürgert, und die Liebe zur Musik waltet so vor, daß die wenigsten dazu kommen, in einem solchen Stücke Dialog und Gesang als ein Ganzes zu betrachten. Nehmen wir indeß diese Erscheinung, wie sie einmal ist, und betrachten noch ein Paar Einzelnheiten in ihr.

Was erstlich die Einführung der Musik betrifft, so beschränkt sich der Dialog, wie es jetzt steht, rein darauf, das äußerlichste Verständniß der Handlung zu erhalten und in derselben solche Momente herbeizuführen, wo die Empfindung mit Wohlgefallen verweilt; ja am besten werden jene Situationen aufgenommen, wo wir nach dem gewöhnlichen Verlaufe eine stumme Pause erwarten würden, die dann jeder Zuhörer ausfüllen würde mit der ihm ausklingenden Empfindung. So ist es z. B. im Don Juan gleich im Anfange der musikalischen Entwickelung sehr vortheilhaft, daß das ausgeführtere Terzett „Ach zu Hülfe" (zwischen Don Juan, Leporello und dem Comthur) in dem Augenblick eintritt, wo der Comthur hinsinkt; hier würden beide, handelnde Personen und Zuhörer: einen stummen Abschnitt machen, die Worte, die hier die Einzelnen singen, sind nur die Grundlage, auf welcher die Musik ihre Welt der Gefühle baut, und wir können hier sehr wohl, was im Sprechdrama oft unerträglich fällt, dem Tode zuschauen, da in der That die Musik weit mehr durch Töne als durch die Worte die wechselnde Empfindung von Furcht, Schrecken und Mitleiden vor uns vorbeiführt. Es wird zweckmäßig sein, die Musik-

stücke allezeit zum Schluß einer Scene zu geben, da wir ungern, nachdem die Empfindung in der Musik sich gesteigert, wieder mit dem gesprochenen Worte anknüpfen. Besonders unleidlich fällt ein Solosatz, eine Arie, in der Mitte einer Scene, zumal im Beisein einer zweiten Person, die dann nur den verlegensten Zuhörer abgeben kann. Eine Ausnahme machen solche Arien, mit denen gleichsam eine Art Handlung verbunden ist, wie namentlich oft im Komischen, z. B. im Figaro die berühmte Arie: Non più andrai etc., wo Figaro die ganze Zeit auf das lebhafteste sich mit dem Pagen unterhält (oder im Don Juan, wenn er die Bauern anordnet, oder Zerline, die den Masetto tröstet u. s. f). Eigentlich sollte eine Arie, die vor einer andern Person gesungen wird, nie anders gedichtet sein, als daß sie eine Situation wie die genannten begleitet; schon Leporellos beliebte Arie: „Signora sehn sie hier" ꝛc. (der Katalog der Geliebten) leidet etwas an jenem Fehler, da Donna Elvira eigentlich nach den ersten Worten mit Abscheu entfliehen müßte. Unsre Milder Hauptmann wußte auch hier sich mit dem ihr angebornen Sinn für das Wahre in der Kunst zu helfen, indem sie gar nicht auf die Arie hörte, sondern wie betäubt auf den Sessel sank; dagegen eine andere Sängerin sich bewogen fühlte, auf jedes, beinahe schmutzige Wort des Leporello zu achten, und so bald dieser bei der Heerschau der Geliebten zu einer andern Abtheilung überging, fühlte sie sich verpflichtet, aufs Neue in krampfhafte Bewegungen zu verfallen. Was die Arien betrifft, die ohne Beisein einer andern Person gesungen werden, so erscheinen dieselben wie Monologe. Mit dem Monolog im Allgemeinen ist es aber eine eigene Sache. Die Alten (so viel ich weiß) vermieden ihn gänzlich, denn entweder sprach die Person als Prolog zum Zuschauer, oder es war Dialog. Denn die Stellen, wo der gefesselte Prometheus allein spricht, sind durchaus keine Monologe im modernen Sinne, sondern Dialog mit den Göttern, mit der Natur. Es scheint auch in der That überhaupt gar keine Gränze mehr möglich, wenn man erlaubt, das in Gedanken gesprochene Wort laut werden zu lassen; denn es ist ja eben die Aufgabe der Kunst, durch das n o t h w e n d i g gesprochene Wort eine Handlung darzustellen; n o t h w e n d i g aber, im strengsten Sinne, scheint nur das Wort, welches man zu einem andern spricht. Hienach würden auch solche monologische Arien nicht der Kunst gemäß sein, wie sie in der That auch oft bei aller musikalischen Kunst Langeweile erregen, da sie

häufig angewendet das ganze Stück in einzelne Empfindungsgemälde auflösen und den dramatischen Fortschritt hemmen.

Noch ein Wort über die Stoffe zu dieser Art Singespiele. Das meiste und dauerndes Glück haben diejenigen Stücke gemacht, die entweder durchaus komisch sind, oder in welche das Geisterreich hineinspukt. Wie aus ältester Zeit in der ersten Art der Doktor und Apotheker, später Figaro, Cosi fan tutti, und in der zweiten die Zauberflöte, Don Juan und der geliebte Freischütz. Es ist begreiflich, warum dergleichen vorzugsweise sich zum Singespiel eignen. In komischen Stücken sind wir Neuen überhaupt begnügsam in unseren Anforderungen, ein guter Komiker, ein Paar lebhafte komische Arien und Duette sind fähig ein Stück zu halten, und dann entwickelt in solchen Stücken das Erotische, welches die Menge wider ihr Wissen auf das stärkste fesselt, sich um so besser im Contrast gegen das Komische. Das Geisterreich aber scheint uns allen die Musik zu fordern, und bietet zu deren Entwickelung den besten Anlaß dar, und dann vertritt es in der That die Stelle von etwas Höherem, was wir nicht in der Operette profanisiren wollen. Ueberdem versetzt es uns auch in solche Stimmung, wie wir sie wohl im Knabenalter beim Anhören eines Mährchens oder einer Räubergeschichte haben; indem das Wunderbare und Grausenhafte die Phantasie anregt, schwächt es das Urtheil und gestattet uns auch mit Unvollkommenem vorlieb zu nehmen. Die besten Muster von Singspielen (wenn wir sie als ein Ganzes betrachten, nicht als bloße Musikstücke) haben uns die älteren Franzosen gegeben (z. B. Richard Löwenherz, der Deserteur u. s. f.). In ihren Stücken findet sich in Text und Musik eine gleiche Art der Leichtigkeit und Natürlichkeit; die Musik gränzt häufig an den Liedeston, ohne denselben doch unmittelbar zu haben, und gleicht so die Darstellungsart im Dialog und in den Gesangstücken auf eine ziemliche Weise aus. Im Allgemeinen wird es aber wohl wahr bleiben, daß diese Art sich nie zu etwas vollendetem wird ausbilden können, so viele Kunst namentlich Mozart darauf verwendet hat; denn wenn uns allen diese Opern gefallen, ja im Einzelnen hinreißen, so ist dies nur ein Zeichen von Mozarts bis heute noch unübertroffener Kunst, welcher auch einer an sich so unvollkommenen Gestaltung durch seinen Schöpfergenius Leben und Geist einzuhauchen verstand.

Ehe wir diesen Schauplatz moderner Kunst und Unkunst zugleich verlassen, noch eine Bemerkung über das Melodram, ich meine das

am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgekommene, nicht das neuerdings so genannte. Beide haben nichts mit einander gemein. Jenes, von dem ich allein spreche, bestand aus einer lyrischen Scene, die zwar gesprochen, aber durchaus von der Musik begleitet ward. Sehr tüchtige Künstler wie Georg Benda, Reichardt, Schulz haben sich bemüht, aber ohne Erfolg, dieser Gattung eine bleibende Stelle zu sichern. Vielleicht thaten sie dies im Gefühl, daß eine Vermischung des Gesanges und der Sprache nicht wohl zu einer Einheit zu bringen sei, und einzelne melodramatische Scenen, wie z. B. in der Jungfrau von Orleans der so beliebte Monolog, haben allezeit ihre Wirkung gethan. Es scheint auch in der That, wenn der Stoff richtig gewählt ist, daß eine solche Scene vollkommen allen Kunstforderungen genügen könne; so hat z. B. J. A. P. Schulz in seiner Athalia ein ergreifendes Stück der Art, wo die Verzückung des Hohenpriesters, die ihrer Natur nach in einzelnen abgerissenen Sätzen mit bedeutenden Zwischenräumen sich vernehmen läßt, äußerst wirksam von der Musik begleitet wird. Hier zumal, wo die Sage selbst die Begleitung der Musik verlangt, vereinigt sich dieselbe mit den Worten zu einem schönen Ganzen. Aber ein ganzes Stück in solcher Art durchzuführen wird schwer halten, wie denn selbst auch die ausgezeichneten der Art z. B. die Ariadne von Benda sich keines dauernden Antheils erfreut haben.

Wir verlassen jetzt diejenigen dramatischen Gedichte, welche durchaus zu einer wirklichen scenischen Darstellung bestimmt sind, und gehen zu solchen über, welche insofern noch mit dem Drama zusammenhangen, als in ihnen eine Handlung durch den Gesang der handelnden Personen dargestellt wird, ohne daß sie doch einer scenischen Darstellung fähig oder bedürftig wären; ich meine das Oratorium und die mannigfachen damit zusammenhangenden Formen der geistlichen Musikstücke. Wie fern man sie dramatisch nennen könne, wird im Verfolg sich zeigen.

## Das Oratorium.

Das Oratorium unterscheidet sich von der opera seria äußerlich dadurch, daß es keine scenische Darstellung verlangt, ja nach der Beschaffenheit der meisten Gedichte dieselbe fast unmöglich macht, so daß also hier nur Poesie und Musik wirken, und so nennt man es auch wohl musikalisches Drama; besonders gebraucht A. H. Niemeier (der Vater), welcher mehrere Gedichte der Art gemacht hat, diesen

Namen. Wenn schon bei der Oper, ohnerachtet der hinzutretenden scenischen Darstellung, die Musik nach ihrer und der modernen Sprachen Natur ein entschiedenes Uebergewicht behauptet, so wird dies natürlicherweise noch mehr im Oratorium sich geltend machen. Denn es wird sogar hier der Fall eintreten, daß die Musik, um das Verständniß zu erhalten, gleichsam symbolisch wirken muß, z. B. im Oratorium Saul; nachdem Saul sich Rath bei der Zauberin erholt, fällt eine kurze kriegerische Symphonie ein, nach deren Beendigung der Amalekiter den Ausgang der so durch die Musik angedeuteten Schlacht an David berichtet; so tritt später ein Todtenmarsch ein, und wie es Händel nennt, eine Elegie, ein kurzes klagendes Instrumentalstück, um die Bestattung Davids und Jonathans anzudeuten. Erscheint also hier die Musik in so bedeutendem Umfange, daß sie ohne Worte und Scene sogar den äußeren Fortschritt der Handlung bezeichnet, gleichsam den Hintergrund eines historischen Gemäldes malt, so wird sie demgemäß auch überall eine größere Ausdehnung haben müssen, und vollkommen das Uebergewicht selbst über die Poesie haben, soll anders Einheit in Anwendung der Kunstmittel erhalten werden. Hienach also wird auch der gegebene Stoff zu behandeln sein, was uns dann ferner auf das Charakteristische des Oratoriums führen soll.

Wenn das Drama vorzugsweise die Momente einer Handlung heraushebt, welche durch das Wort ihr vollkommnes Verständniß erhalten können, so wird im Gegensatz die Handlung im Oratorium dargestellt werden durch das was durch Töne, gesungene und instrumentale, am besten ausgedrückt werden kann. Wir werden offenbar im Oratorium die durch die wechselnde Handlung in den handelnden Personen selbst erregten Empfindungszustände vor uns haben. Da aber solche Momente herausgehoben zwar einen Zusammenhang der Empfindung haben, jedoch ihr äußerliches Verständniß erst durch den historischen Gang erhalten, so folgt unbedingt, daß jedes Oratorium noch mehr als das Drama der Alten einen vollkommen bekannten Stoff behandeln muß. Bekannt aber heißt hier ein solcher Stoff, der nicht nur einem Einzelnen allenfalls geläufig ist, sondern welcher nach dem ganzen Standpunkte unserer Bildung jedem bekannt sein muß, und wir finden uns hier bei unserer modernen Bildung durchaus auf solche Gegenstände beschränkt, die sich auf unsere Religion beziehen, oder noch kürzer auf die Bibel. Denn die vaterländische Geschichte lebt nicht einmal in allen sogenannten Gebildeten, geschweige im Volke.

Wäre dies nicht der Fall, so müßten große Momente unserer Geschichte ebenso wohl durch ein Oratorium darstellbar sein. In der That ist mir auch nicht ein einziges Beispiel vom Gegentheil bekannt, denn z. B. die Eroberung Jerusalems von Collin ist ein schwaches Produkt, was auch mit der besten Musik schwerlich Wirkung machen wird, eben weil der Dichter sich erst bemühen muß, gleichsam einzelne Punkte der Handlung durch alle Mittel des Wortes, ja durch Chöre von Himmels- und Höllengeistern zu erleuchten, was die Anwendung der Musik erschwert. Statt dessen jeder Zuhörer bereits die Entwickelung z. B. der Geschichte Sauls kennt, und es nur einzelner Andeutungen bedarf, um im beständigen Zusammenhange zu bleiben. Um es hienach also bestimmter auszusprechen, halte ich es für das Wesen des Oratoriums, eine große im Allgemeinen bekannte Handlung durch Töne und Worte in ein zusammenhangendes Bild so zu vereinigen, daß jeder einzelne Moment der Handlung durch die Empfindungen der einzeln handelnden Person oder des gesammten Volkes dargestellt wird. Dies ist eben auch das Ergebniß der besten Händelschen Oratorien. So sehen wir im Judas Makkabäus alle Momente vereinigt, welche ein im Freiheitskampfe begriffenes Volk durchleben kann, die Klage um einen abgeschiedenen Helden, das wechselnde Gefühl der Furcht und des Vertrauens auf Gott, die begeisterte Hingebung an einen geliebten Führer, Festigkeit im Unglück und frommes Gebet, der stürmende Angriff und Niederlage des trotzenden Feindes, Preis des Helden und zum Schlusse Dank und Anbetung Gottes: dies sind die mächtigen Empfindungen, die uns durch Worte des jedesmal Handelnden in Tönen dargestellt werden, und welche wir gern an eine bekannte und von Jugend auf in uns lebende Geschichte knüpfen.

Wir können sagen, daß in der Oper oder im Drama und im Oratorium die Handlung und die zu Grunde liegende Idee in umgekehrtem Verhältnisse stehen. Denn durch die scenische Darstellung wird offenbar die Handlung selbst zur überwiegenden Hauptsache, so daß ja die meisten dasselbe Stück wiederholt an sich vorbeigehen lassen, ohne sich je (was auch gar nicht nöthig zum vollkommenen Kunstgenuß) die Idee zur Deutlichkeit zu bringen; im Oratorium dagegen liegt die Idee mehr oder weniger klar vor uns (darum wird es in der Regel eine religiöse sein, als eine solche, welche den meisten mit einiger Deutlichkeit inwohnt) und die Handlung selbst ordnet gleichsam nur und hilft uns mit mehr Anschaulichkeit aufzufassen. Daher erreichen auch

diejenigen Oratorien, in welchen es dem Dichter gefallen hat sogenannte Episoden, die meist nicht geschichtlich sind sondern rein aus der Phantasie gegriffen, ihren Zweck nicht so, wie z. B. im Josua von Händel, wo eine übrigens ganz hübsche erotische Episode angebracht ist. Und selbst Händel scheint immer mit besonderer Vorliebe das ausgeführt zu haben, was ihm als einem ächten Deutschen von Jugend auf aus dem alten Testamente eingeprägt war. Ersichtlich ist, mit wie mächtigen Mitteln hier die Musik auf ihrem eigenthümlichsten Felde unaussprechlicher Gefühle wirken kann, und wie nun alle ihre Formen Arie, Wechselgesang, Recitativ und vor allem Chor, ja selbst, wie auch schon oben angeführt, Instrumentalstücke ihre freie Anwendung finden. Hier ist übrigens wohl der Ort, besonders die neueren Dichter anzuklagen, daß sie sich eigentlich nie Mühe gegeben haben, nachzudenken, was denn die Musik von der Art Gedichten verlange. Ihr beständiger Fehler ist ein Streben, wie sie es nennen, nach Mannigfaltigkeit, so daß in einem Paar der neuesten Oratorien der Dichter Gläubige, Ungläubige, die Märtyrer, Tyrannen, Kinder, vor der Vermählung gestorbene Jungfrauen, Selige, Verdammte, ja den Satan in eigener Person Chöre und Baßarien singen läßt, ohne zu bedenken, daß die Musik gar nicht fähig ist, was doch sein müßte, einer solchen Individualisirung zu folgen; hiedurch wird dem Componisten Gelegenheit gegeben, sich zu bestreben, auf eine bizarre und der Hauptempfindung, die durch das Ganze gehen, und wovon das Einzelne nur Zweige sein soll, ganz fremde Art sich hören zu lassen.

Das Oratorium hat leider das Schicksal der meisten Kunstformen getheilt: nach den ersten Anfängen in Italien, die zum Theil in wirklich vorgestellten Dramen bestanden, aus denen nachmals die Oper sich entwickelte, hat Händel mit einem Male sich auf die höchste Höhe gestellt, und was nach ihm erschienen ist bis auf nicht viele Ausnahmen, tief unter ihm, so wie nach Homer nicht wieder eine Odyssee entstanden ist; und doch kann man sich denken, daß die Händelschen Oratorien übertroffen würden (mit Ausnahme Eines, auf welches ich später besonders komme) nämlich alles in diesen Oratorien, was Händel n i c h t daran gemacht hat, die Gedichte; wiewohl man es den Engländern nachrühmen muß, daß sie manches schöne, wie namentlich Judas Maccabäus, Simson, geschaffen haben, welche auch in Eschenburg einen geistreichen, ja verbessernden Uebersetzer gefunden haben, der nicht (wie unsere Opernübersetzer) die Sylben

zählte und Wortaccente nachzuahmen suchte, sondern der die Musik erst gänzlich in sich aufnahm und dann frei übersetzte.

Wir müssen hier noch einer Art Musikstücke gedenken, an welche freilich die Dichtkunst noch geringeren Antheil hat als an den Oratorien, nämlich die sogenannten Passionen, welche durch S. Bachs nach hundert Jahren wieder ins Leben gerufene Matthäus-Passion ein so theilnehmendes Publikum sich erworben haben. Bekanntlich ist in diesen Passionen, welche noch vor fünfzig, sechzig Jahren am Charfreitage in den Kirchen aufgeführt wurden, der biblische Text der Leidensgeschichte Wort für Wort componirt, indem die Musik ein Mittel zwischen dramatischer und epischer Darstellung wählt, und während die Erzählung des Evangelisten von einer Person recitirt wird, jede andere Person, auch der Erlöser selbst, von besonderen Stimmen, und was das Volk, die Priester oder die Jünger sagen, durch den Chor ausgeführt wird. Dazwischen an einzelnen wichtigen Zeitpunkten läßt die Gemeine, entweder durch Einzelne repräsentirt (in Arie oder Duett) oder als Chor oder Choral sich vernehmen, so daß das Ganze das Bild der großen Handlung, mitsammt der zuschauenden und mitfühlenden Menge vorstellt, und demnach eine Mischung aller drei Gattungen ist, der dramatischen, epischen und lyrischen. Hierüber Kunstreflexionen machen zu wollen, wäre unnütz, denn wer z. B. die Matthäus-Passion von S. Bach gehört hat, ist auch gewiß der Herrlichkeit dieser Erscheinung unterlegen; es ist der vollkommenste Triumph des Geistes über die Form, im Einzelnen wie im Allgemeinen: im Einzelnen, daß wir fähig sind, die Picandersche Poesie zu ertragen durch den Geist, den Bach seinen Tönen einhauchte; und im Allgemeinen, daß wir ganz übersehen oder überhören, wie die so verschiedenen Elemente des Gedichtes eigentlich kein Ganzes bilden in der Form, sondern daß es nur begeistert dadurch, daß Bach in der That jedes Wort der Schrift zu einem lebendigen Ton umgeschaffen hat. Im Fortschritt der Zeit und Verfall des Glaubens und der geistlichen Musik zugleich, besonders in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, fing man an, der Worte des Evangeliums in den Passionsmusiken, bei denen ein Sänger sich nicht recht hören lassen konnte, überdrüssig zu werden, und jene vorhin erwähnten lyrischen Bestandtheile der Passionen erhielten allmälich das Uebergewicht über den episch-dramatischen Theil, die Passion schrumpfte zuletzt in eine Passionscantate zusammen, in welcher nur noch diejenigen Augenblicke der Leidens-

geschichte herausgehoben wurden, welche geeignet schienen, erhebende, rührende oder gar nützliche Betrachtungen anzuknüpfen, aus welchen die Passionscantate sich zusammensetzte, was uns weiter zur Betrachtung der Cantate im Allgemeinen führt.

## Die Cantate.

Die Cantate wählt sich einen Stoff (nicht bloß einen religiösen), an welchen sie die Betrachtung des einzelnen, oft des Zuhörers selbst knüpft; so mag man sie im Ganzen lyrisch nennen. Sie ist insofern der Gegensatz des Oratoriums, als in diesem die Empfindung des Handelnden, in der Cantate die des Beschauenden entwickelt wird. Offenbar bedarf sie gleichsam nur ganz einzelner historischer Momente, die dann auf vielfache Weise nach allen Seiten zu in den aus ihnen hervorgehenden Gefühlen dargestellt werden. Daß hier der Dichter freieres Feld hat, ist einleuchtend, auch daß hier keine Beschränkung des Stoffes statt findet; und so haben wir namentlich auf einzelne freudige und ernste Anlässe manches hübsche Gedicht der Art, unter denen auch viele nicht geistliche sich befinden, die oft in der Form einer großen Scene behandelt sind (Ariadne, Ino u. s. f.) Ramler selbst nannte seinen Tod Jesu eine Passionscantate, denn in der That ist die ganze Handlung der Passion nur in den, freilich außerordentlich schönen Recitativen und etwa im ersten Choral und Chor enthalten; alle übrigen Stücke, Arien, Choräle und Chöre, enthalten Betrachtungen eines die Leidensgeschichte an sich vorübergehen lassenden Zuschauers, und sind durch des Componisten überwiegendes Talent für das Rührende und Sentimentale zum Hauptheile geworden. Die anmuthige vollendete Form, und die Wahrheit, mit welcher Graun vieles aufgefaßt hat, werden dies Werk, welches gegenwärtig 80 Jahr alt ist, auch gewiß durch sein Jahrhundert erhalten; wozu man noch fügen kann, daß Ramler, wenn auch nicht immer den inneren, doch den äußeren Anforderungen (Wohllaut der Worte und bequeme Einrichtung zur Composition) auf eine nach ihm nicht wiederholte Art genügt hat.

Wenn ein Musikstück uns wohlgefällt, und den Anforderungen der Kunst genügt, so mag es am Ende gleichgültig sein, ob man es Oratorium oder Cantate nennt: indessen da oft derselbe Gegenstand im Oratorium und in der Cantate behandelt wird, so kann doch eine Art der Darstellung der andern vorgezogen werden, und namentlich was die Behandlung religiöser Gegenstände betrifft, so fragt sich allerdings,

welches das würdigere Gewand ist, das des Oratoriums oder der Cantate. Händel hat nach dem ihm inwohnenden Gefühl für das Ganze und Große, und da er vollkommen im Stande war, seinen Stoff zu bändigen, bei ernsten Angelegenheiten, die irgendwie an das Religiöse gränzen, allezeit die Cantate verschmäht; so hat er zum Beispiel auf den Tod der Königin Anna eine Begräbnißmusik *) gemacht eigentlich ganz im Oratorienstyl, indem er in kurzen Bibelstellen, die sich von Uebertreibung frei halten, das Wirken der Verstorbenen darstellt, und gleich der Anfangschor hebt gleichsam mit einer Scene an: Zion ist voll Trauer und Klagen; das ganze Volk weint mit gebeugtem Haupte: gefallen ist die Herrliche, die unter den Völkern groß war und unter den Fürsten des Landes. Statt dessen fängt der weichere Graun, dem die Cantatenform nach seiner Eigenthümlichkeit näher lag, bei einem ähnlichen Anlaß, dem Tode Friedrich Wilhelm des Ersten, mit Horazens Worten an: Quis desiderio sit pudor aut modus und fährt auf ähnliche Weise in einigen Arien fort. Ebenso hat Zelter, dem auch die objective Auffassung eines hohen Gegenstandes im Oratorium nach seinen großartigen Kunstansichten näher und höher stand, Ramlers Auferstehung, welche Ramler selbst Cantate nennt, dem Oratorium durch ein sehr einfaches Mittel, so viel es noch möglich war, zugewendet. Die Ramlersche Auferstehung und Himmelfahrt enthält nämlich, wie der Tod Jesu, einen erzählenden Theil, welchen der Dichter aber dem von einer Person gesungenen Recitativ bestimmte. Das Recitativ tritt aber musikalisch gegen die rhythmische Form der Arie und des Chors ganz in den Hintergrund. Zelter hat nun einen großen Theil des Recitativs dem Chor in den Mund gelegt und dadurch auf einmal der Erzählung Bedeutsamkeit und körperliche Gestalt gegeben, so daß nun im Gegentheile die lyrischen (subjectiven) Ergießungen in den Hintergrund gebracht werden. Daß aber die Cantatenform in der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts die Oberhand behalten hat, hängt genau zusammen mit der in jenen Jahren sich entwickelnden Sentimentalität; so wie wir nun mit Anfang des

---

*) Ein Deutscher Uebersetzer hat dies Gedicht verwandelt in Empfindungen am Grabe Jesu; lernt man es als solches zuerst kennen, so erscheint die Musik, ich möchte sagen, matt, weil man weiß, mit welchen Tönen Händel sonst das Erhabenste begleitet, aber es wird erklärlich und spricht eben für Händels wahre Auffassung; denn der Tod einer Königin muß wohl in etwas anderen Tönen besungen werden, als die am Grabe Jesu schallen dürfen.

jetzigen Jahrhunderts wieder das Oratorium in seine Rechte gebracht haben.

Wir machen noch einige Bemerkungen über das Metrische in den sämmtlichen bis jetzt abgehandelten Gedichten, sowohl den eigentlich dramatischen als den zuletzt betrachteten. Wir haben in dem früheren Theile auseinandergesetzt, wie die Musik auch dem verwickeltsten Metrum folgen könne, und in so fern wäre also kein Hinderniß, warum nicht auch in Opern, Singspielen, Oratorien dergleichen angebracht werden könnte; aber erstlich wird man ein sehr zusammengesetztes Maaß nicht wohl anders anbringen, als wo es in strophischer Eintheilung durch Gegensatz oder Wiederholung verständlich wird, und dergleichen Strophen kommen in unseren Operngedichten selten vor, weil sie eben doch dem Componisten Fesseln anlegen, und weil nach der Natur der neueren Sprachen die Musik häufig den einfachen metrischen Reihen ohne besonderen Zwang einen ganz andern Rhythmus giebt, als das gesprochene Wort hören zu lassen braucht. Deswegen haben die Dichter selten von dergleichen zusammengesetzten Maaßen Gebrauch gemacht; soll aber ein Stück, wie eine Arie, musikalisch weitläuftiger ausgeführt werden, so geht in der Regel der metrische Zusammenhang bis auf die größere Eintheilung und den ganz allgemeinen Anklang des Versmaaßes (ob es jambisch, trochäisch u. s. f.) in der Musik verloren, daher man der Art Stücke in der Regel, was das Metrum betrifft, auf das einfachste zusammensetzt. Nur in Uebersetzungen findet man öfter, daß die Dichter aus Noth wieder auf eine äußerst schwerfällige Art das in der Musik gegebene Metrum nachgeahmt haben; was aber, da es meist ohne gründliche Kenntniß der Musik sowohl als des Metrischen geschieht, oft ganz mißglückt, wovon man namentlich in den Uebersetzungen von neueren Opern die besten Beispiele findet. Die recitativischen Stellen werden, da sie in der Regel den fortschreitenden Dialog oder unmittelbar Erzählung geben, überhaupt immer im Metrischen einfach behandelt; und so findet man eigentlich in diesem Aeußern alle bisher abgehandelten Gedichte einfach, und zwar um so einfacher, je bedeutender der Antheil der Musik ist, daher besonders in den Oratorien mit wenigen Ausnahmen ganz einfache jambische Strophen, indem es der Dichter dem Componisten überläßt, einen zusammengesetzten Rhythmus durch die Musik hineinzubringen oder die Worte in diesen hineinzuzwingen. Wäre bei uns Neueren überhaupt das Streben nach

Einheit des Wortes in der Musik lebhafter, so würde doch manches künstlichere sich hier leisten lassen.

Im Gegentheil aber hat die geistliche Musik oft sogar, wie in den bereits erwähnten Passionen, theilweise sich der völlig ungebundenen Rede bedient, und hier natürlich schafft die Musik fast die ganze äußere Form und wir haben die Umkehrung einiger im ersten Theile erwähnten Dichtungsformen, wie z. B. des Liedes, wo die Composition mit allgemeiner Auffassung des Gesammteindrucks in einer Melodie dem Metrum folgt, also der Dichter ausführt, indem der Componist allgemein andeutet: bei einer Arie aber auf ganz einfache Worte wie z. B. im Messias: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß er mich einst am jüngsten Tage erwecken wird" findet gerade das umgekehrte statt; der Dichter giebt hier die Idee des Stücks in wenigen Worten, während nun die Musik durch mannigfache Wiederholung und Bearbeitung eine Grundmelodie eben so durchführt wie ein Dichter seine Idee durch mehrere Verse. Eine dergleichen Arie könnte man sehr wohl ein musikalisches Lied nennen, im Gegensatz gegen ein gedichtetes Lied. Wenn hiemit das Wort an äußerer Bedeutsamkeit verliert, so wächst in dem Maaße sein Inhalt; sollen also solche Worte unerachtet ihrer Kürze und Skizzennatur dennoch, wie wir doch wünschen, vollkommen verständlich sein auch ohne Musik, so werden es solche Worte sein müssen, die ihren Inhalt auf das schärfste ausprägend jedermann verständlich sind, und da kommen wir natürlich wieder auf das Buch aller Bücher, dessen einzelne Verse, wie sie mächtigen Inhaltes sind, so auch von aller christlichen Welt verstanden werden. Hier können wir Deutsche auch, eben in Bezug auf Musik, uns nicht genug glücklich preisen, in unserer Muttersprache einen so unerschöpflichen Schatz zu besitzen; denn in der Lutherschen Uebersetzug (wir sprechen jetzt bloß vom Aeußeren) klingt es in jedem Worte durch, daß wir sie einem Manne verdanken, welcher sagt: „Ich gebe nach der Theologie der Musica den höchsten Locum und die höchste Ehre." Denn wenn das prosaische Wort ungebunden heißt, so muß doch in ihm Maaß wohnen, und wie Luther dieses erreicht hat, ist uns allen wohl bewußt, und wem es nicht wäre, der braucht nur die Psalmen oder die Propheten aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, wie in jedem Verse Sang und Klang herrscht. Es kömmt noch hinzu, daß besonders der Hebräische Urtext durch die Eigenschaft, alles durch zwei sich gegenüberstehende Bilder zu sagen, oder durch den sogenannten paral-

lelismus membrorum gleichfalls ein völlig musikalisches Element enthält, was für größere Musikstücke, besonders Chöre, immer eine schöne symmetrische Eintheilung erlaubt.

Die musikalischen Formen, die sich bei der Composition solcher Schriftstellen abgesondert haben, sind besonders der einfache Chor und die Motette. Jener, welcher meist einen einzelnen Vers zu seinem Gegenstande nimmt, ist in der Regel ein Glied aus einem größeren Stücke; die Motette aber ist selbständig, und hat in der Regel zur Grundlage eine bekannte Melodie, bei uns Protestanten eine Choralmelodie, und demnach ist also die Motette bei uns eine Vereinigung des Gemeindegesanges und der freien musikalischen Darstellung eines Bibelverses, hat also gleichsam in jener Melodie einen lyrischen Bestandtheil. Wir verdanken dieser Vereinigung einen unschätzbaren Reichthum von frommen, sinn- und kunstreichen Darstellungen und die geeignet sind, auf die ganze Gemeinde zu wirken. Wir nehmen als einzelnes Beispiel die Motette von S. Bach: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir, ich helfe dir, ich stärke dich auch, ich errette dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein, denn ich habe dich erlöset." Wenn nun die Gemeinde beim Anhören gewiß nicht der unergründlichen Kunst des großen Meisters zu folgen im Stande wäre, so tritt nun als eine jedem Ohr und jedem Gemüthe verständliche Erklärung mitten in den Verschlingungen einer kunstvollen Fuge der Vers ein:

Herr mein Hirt, Brunn aller Freuden,
Du bist mein, ich bin dein
Niemand kann uns scheiden.
Du bist mein, weil ich dich fasse
Und dich nicht, o mein Licht
Aus dem Herzen lasse.

So knüpft nun auch der nicht Kunstverständige an diese hundertmal durch sein Ohr und seine Kehle gegangenen Worte das Verständniß eines Werkes an, dessen Größe er sonst nicht zu fassen vermöchte. Wie sehr ist es zu bedauern, daß die ganze Form und Richtung unseres Gottesdienstes sich von diesen nie veraltenden Kunstgebilden abwendet; die Kirche nimmt sich selbst ein unübertroffenes Erbauungsmittel, während sie zugleich die Kunst einer Stätte beraubt, aus welcher die vortrefflichsten Werke hervorgegangen sind, und von welcher aus durch mehr als ein Jahrhundert der Musik Form und Styl vorge-

schrieben wurde, während sie jetzt ohne Maaß und Ziel dem Zeitvertreibe und der Sinnlichkeit dient, und Geister, welche fähig wären, den erhabensten Stoff zu gestalten, nun des wahren Haltepunkts beraubt ihre Kraft in formlosen Phantasiegebilden aufreiben, und wiederum nachtheilig auf die ganze Kunstbildung zurückwirken. Wie gestehen sich selbst diejenigen, welchen die Leitung des Gottesdienstes obliegt, wenn sie zur Bachschen Passion und anderen großartigen Musiken der Art in unsere Singakademie kommen, welche mächtige Erregung dies in ihnen hervorbringe; und warum sollte denn nicht auch die Gemeinde als solche berechtigt sein, von Zeit zu Zeit jene göttlichen Worte durch die Macht der Töne auf sich wirken zu lassen.

Zum Schlusse kehre ich noch einmal zum Oratorium oder zu einer eigenen Bildung desselben zurück. Wenn wir es als Eigenthümlichkeit des Oratoriums betrachteten, eine Handlung in Tönen möglichst objectiv aufzufassen, so wird nach der Beschaffenheit des Darstellungsmittels, der M u s i k, offenbar diejenige Handlung dazu am meisten geeignet sein, die mit allen ihren Einzelnheiten jedem im Busen wohnt, ja welche in ihrer äußeren Erscheinung überall den Geist selbst mit sich führt und sich nur als Geist und Empfindung kund macht, ich meine die Erscheinung des Christenthums; und so konnte der unsterbliche Händel sein, wie er es selbst nannte, O r a t o r i u m Messias schaffen, dessen Text bekanntlich aus lauter Bibelstellen zusammengesetzt ist. Und wir können Händel auch den Dichter nennen; denn der Ausdruck gewisser Gedanken, Ideen, ja selbst Handlungen, ist durch die Bibel stereotyp geworden, und wir dürfen einen ganzen Vers gleichsam als e i n i n h a l t r e i c h e s W o r t ansehen, und aus solchen Donnerworten setzte der kunstbegabte Mann, in welchem zugleich der tiefste und wahrste Glaube wohnte, seinen Messias zusammen, gleichsam eine Mosaik aus großen Steinen, wie die Gemälde in der Peterskirche, wo alles der Riesenkuppel gemäß ist. Hier finden wir nichts, was uns an unsere eigene Person, an eigne Klage und Schmerz erinnert. Wie die Erscheinung des Christenthums sich vorbereitet in jenen dunkeln Zeiten, so enthält der erste Theil die mächtige Stimme der Propheten, die aus der Finsterniß, welche die Völker bedeckt, zuletzt in den Chor aufflammt: Uns ist zum Heil ein Kind geboren. Die Erscheinung Christi ist gerade so der äußeren Ausschmückung entzogen, als sie es selber auf Erden war; die Leidensgeschichte hebt mit den Worten an: Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Hier

schallt keine menschliche Klage dazwischen, und nur Händel durfte es wagen, die letzten Augenblicke mit den Worten, die eine einzelne Stimme singt, zu bezeichnen: Er ist dahin aus dem Lande der Lebendigen, und um die Missethat des Volkes ward er geplaget. Aber dieser Tod ist nicht wie in Passionscantaten gleichsam das letzte Ziel, wie er es ja auch wirklich nicht war, sondern nun entwickelt sich erst die Ausbreitung des Christenthums: Der Herr gab das Wort, groß war die Menge der Boten Gottes; und selbst nach dem mächtigen Halleluja schreitet Händel über Tod und Zeit hinweg, und beginnt mit dem einfachen Liede: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt 2c. den letzten Theil der Handlung, die dann damit endet, daß alle Völker sich vor den Thron hinwerfen mit den Worten: Würdig ist das Lamm, das erwürget ist und hat uns Gott versöhnt mit seinem Blut, zu nehmen Stärke, Anbetung und Macht und Weisheit und Ehre; da denn alle Stimmen zu einem letzten großen Amen sich vereinigen. — Und dieser Stoff ist noch nicht ausgesungen, und wird es auch nicht; durch ihn werden noch künftige Geschlechter, die sich ja auch wieder eines Händel erfreuen werden, die Opfer ihrer Kunst darbringen. Und Händel hat auch würdige Nachfolger gefunden, Mozarts Requiem ist vom katholischen Standpunkte aus in ähnlichem Geiste geschrieben; wäre Haydn ein Protestant gewesen, gewiß würden wir ähnliches von ihm erhalten haben, da ihm aber jener freiere Aufschwung nach seiner Religion fehlte, so wandte er sich nach einer andern Seite, und wie Händel einen Stoff wählte, der nur Geist ist, so griff Haydn gleichsam das Gegentheil auf, und machte in seiner Schöpfung und seinen Jahreszeiten die Natur zu seinem Gedichte. Auch dieser Stoff hat mit dem Händelschen gemein, daß er keiner Erläuterung bedarf, daß jeder Mensch ihn kennt und fühlt, und so gab Haydn, wie der Psalmist, allem Todten und Lebenden Stimme und Melodie.

Und so wollen wir denn zum Schluß es freudig rühmen, daß wo Großartiges in der Musik in dem abgelaufenen Jahrhunderte sich entwickelt hat, es Deutsche waren, die vorangingen; so haben Gluck und Mozart, in fast entgegengesetztem Sinne, Muster des musikalischen Dramas aufgestellt, die bis heute weder übertroffen noch erreicht sind, so hat Haydn mit frommen Sinne die Natur zu seinem Gedichte gemacht; so endlich haben die Deutschen und evangelischen Händel und Bach gezeigt, daß es keine Höhe oder Tiefe der heiligsten Empfindungen gebe, zu welchen nicht die Töne sich zu schwingen vermöchten.

# XIV.

# Nibelungen.

## Goethe und die Nibelungen, die Nibelungen-Handschrift der Königlichen Bibliothek in Berlin, und Kaiser Maximilians Urkunde über die Wiener Handschrift.

(Vorgetragen am 28sten August 1835.)

Es fügt sich wohl, am heutigen Gedächtnißtage unseres größten Dichters, auch unseres größten alten Volks- und Heldenliedes zu gedenken, welches er frühe würdigte, ja rhapsodisch umdichtete, und in eben dem Jahre 1807, wo er meine erste Erneuung desselben so freundlich aufnahm, wie seine Antwort vom 18. Oktober 1807 bezeugt *).

*) „E. H. für das übersendete Exemplar der Nibelungen zu danken, eile ich um so mehr, als ich noch Ihnen und Ihrem Freunde wegen der Lieder ein Schuldner bin. Wie sehr ich dergleichen Arbeiten unserer Vorfahren schätze, brauche ich nicht erst auszusprechen, da ich diese Neigung schon mehrmals durch Nachbildung gezeigt habe. Ja es wäre mir unangenehm, daß ich nicht mehr in diesem Fache gethan, wenn ich nicht eben erlebte, daß jüngere Freunde hier so wacker eingreifen.

Das Lied der Nibelungen kann sich, nach meiner Einsicht, dem Stoff und Gehalte nach, neben alles hinstellen, was wir poetisch vorzügliches besitzen; wohin ich es der Form und dem Gehalt nach einrangiren soll, bin ich bis jetzt mit mir selbst noch nicht einig. Man hatte bisher zu sehr mit den alterthümlichen Eigenheiten zu kämpfen, welche das Gedicht für einen Jeden umhüllen, der es nicht ganz eigen studirt und sich hiezu aller Hülfsmittel bemächtigt. Beydes haben Sie gethan, und uns ist nun die Betrachtung um so viel bequemer gemacht. Indem ich mich nun aufs neue mit dem Gedicht beschäftige und Ihren Anhang studire, so erwarte ich mit Verlangen die versprochene Einleitung, weil man erst über verschiedene Bedingungen, unter denen das Gedicht entstanden, aufgeklärt werden muß, ehe man darüber noch weiter zu urtheilen wagt.

Alles Uebrige was Sie uns zusagen, und was sich nach der großen Vorarbeit bald hoffen läßt, wird mir sehr erfreulich sein; so wie die Frage allerdings bedeu-

einem erwählten Frauenkreise vortrug, zwar Zeile für Zeile, aber aus dem Stegreife frei-lebendig erneuend; so daß es höchlich zu bedauern, daß diese Darstellung nicht ist aufgeschrieben und Gemeingut geworden, da sie unbedenklich durch den Mund und Geist des urverwandten epischen Dichters die höchste poetische und volksmäßige Lebendigkeit gewonnen hat, nach welcher wir anderen mannigfaltigen Erneurer des ewigen alten Liedes trachten*).

Seine denkwürdigen Worte in seinen Tag- und Jahresheften von 1807, nachdem von den Ausführungen und Vorarbeiten zu der Pandora und den Wahlverwandtschaften die Rede gewesen, hierüber sind: **)

„Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre.

Ich kannte längst das Daseyn dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen***). Christian Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen, wie die übrige Deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite, die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dieß traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden, ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts†), die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte, sie abzuschließen und zu vollenden.

Nun aber ward, wie alles seine Reife haben will, durch patriotische Thätigkeit die Theilnahme an diesem wichtigen Alterthum allge-

---

tend ist, ob aus dieser so reichen epischen Dichtung sich Stoff zur Tragödie heraus heben lasse.

Sollte ich gegen so viel Gutes und Schönes durch Mittheilung irgend etwas Wünschenswerthes erwiedern können, so würde es mir sehr angenehm seyn, meine Dankbarkeit auf eine thätige Weise auszudrücken.

Der ich recht wohl zu leben wünsche und mich geneigtem Andenken empfehle

Weimar, den 18. October 1807. Goethe.

*) Bei der zweiten Ausgabe meiner Erneuung 1824 habe ich jedoch mehr nur eine vermittelnde Annäherung beabsichtigt.

**) Werke Bd. 32, S. 28.

***) Chriemhilden Rache und die Klage 1757.

†) Wie auch Bodmer bei den Altenglischen Balladen 1781 eine solche Rhapsodie vorgetragen hatte.

meiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte, noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erkundigten sich darnach, und ich säumte nicht, ihnen davon gewünschte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung vorlesen konnte. Es blieb der Ton, der Gang, und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Am besten glückt ein solcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn sich beisammen halten und der Geist lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improvisiren ist. Doch indem ich in das Ganze des poetischen Werks einzudringen dachte, so versäumte ich nicht, mich auch dergestalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenschaft zu geben im Stande war. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Personen und Charaktere, flüchtige Aufsätze über Localität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Incongruitäten, und entwarf zugleich zum ersten Theil eine hypothetische Charte. Hiedurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernsten anhaltenden Bemühungen Deutscher Sprach- und Alterthumsfreunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte."

Eine solche Umbildung wäre jedenfalls viel glücklicher gewesen, als jene, welche andere Stücke des Heldenbuchs besonders für und durch den Druck, und auch durch spätere Rhapsoden, wie Kaspar von der Roen, erlitten; ja wie die Nibelungen selber in den jüngeren Abschriften bis ins 16te Jahrhundert, und noch mehr in später angeführten Stellen (z. B. durch Wolfgang Lazius) erfahren haben.

Gleichwohl ist ihnen eine solche Entstellung erspart worden, wie in jenen alten Abdrücken; und damit freilich auch das volksmäßige Fortleben: die hohe eigenthümliche und edle Bildung des auch im Umfang wie Inhalt größten alten Heldengedichtes bewirkte dagegen, daß es öfter und sorgfältiger, ja prächtig, noch neben den Drucken des übrigen Heldenbuches, (z. B. in der Wiener Handschrift) abgeschrieben wurde; so daß sich davon eine so große Anzahl (bis jetzt achtzehn) und darunter so viele ganz oder doch fast vollständige Urkunden des 13ten bis 14ten Jahrhunderts erhalten haben, während von den meisten übrigen Stücken des Heldenbuchs, namentlich von allen altgedruckten, nur spätere entstellte Abschriften, und wenige Bruchstücke alter Pergamenthandschriften zu finden sind.

Eine solche gute alte Nibelungen-Handschrift ist nun auch die kürzlich erst in Süddeutschland zum Vorschein gekommene, gegenwärtig unsere Berlinische, von welcher, so wie von ihrer alten Abschrift, auch hier in Hrn. v. Meusebachs Besitz, schon im vorigen Hefte *) vorläufige Anzeige gemacht ist, und hier nun ein näherer Bericht folgt, der zugleich meine Einleitung (1820) vervollständigt.

Zuvörderst das Aeußere betreffend, so trägt die Handschrift in klein Folio, noch ihr altes Kleid, starken Holzdeckel mit Lederbezug; auf der vordern Inseite steht von einer Hand des 15ten Jahrhunderts 101 Der heuhen stvrm Dk anthonii auemperger; darunter „Ainn Roman v. der schönen Kriemhild aus Burgund geschrieben ungefähr año 1223 gelesen aber v. Mir Karl Graf Mohr 1797“ welcher letzte Besitzer auch mancherlei am Rande des Gedichtes beigeschrieben, und zum Schlusse der Klage bemerkt hat, Bischof Pilgerin, um 991, habe das Werk Lateinisch verfassen lassen und sein Schreiber Meister Konrad es Deutsch gedichtet.

Die Handschrift selber besteht aus 9 Heften, deren Zahlen am Ende derselben stehen, jedes zu 8 Blättern, mit Ausnahme des vorletzten von 6 Blättern, und zweier am Ende weggeschnittenen Blätter, so daß noch 68 übrig sind. Die Nibelungen sind in 2 Spalten geschrieben, die langen Reimzeilen, deren Reime und Einschnitte Punkte bezeichnen, mit großen Anfangsbuchstaben abgesetzt (wie in der Hohen-Ems-Münchener Handschrift), die Anfänge roth durchstrichen, wie meist auch die großgeschriebenen Namen, und jede Stanze, deren genau zehn auf jeder Spalte stehen, hat einen gemalten Anfangsbuchstaben, abwechselnd blau und roth; die Absätze sind durch größere gemalte Buchstaben, neben den schwarzen roth durchstrichenen, bezeichnet; und noch größere, zugleich verzierte Buchstaben führen die Anfänge der Abenteuren, wie den größten der Anfang des Ganzen. Die in allen übrigen Handschriften, bis auf die St. Galler, befindliche Eingangsstanze fehlt hier vielleicht aus ähnlichem Grunde, und sollte etwa die Inseite eines Deckblattes füllen, oder sie fehlte schon in der Urschrift dieser alten Abschrift, welche übrigens nicht so prächtig angelegt ist, als die St. Galler, auch dieser sonst nicht zunächst steht. Das Ganze hat keine Ueberschrift und beginnt so:

---

*) Oben S. 179.

EZ wůhs in Burgunde. ein edel mægetin. So in allen landen niht schœner mohte sin. Kriemhilt geheizzen. si was ein schones wip. 5
Da von sit vil helde. verliesen mvͦsten den lip.

Der minneclichen mægde. trúten wol gezam:
Ir gerten kvͤne recken. niemē was ir gram. 10
Der jvncfrawē tugende. zierten anderiv wip.
Vnmazlichē schone. was ir edeler lip.

Ir pflagen drie kvnge. edel vnde rich.
Gvnther vn̄ Gernot. die recken lobelich.
Vn̄ Giselher der ivnge. ein vzzerwelter degen. 15
Div frawe was ir swestᵉ. si hiezzē ir wol pflegen.

Die hᵉren waren milte. von adel hohgeboren.
Mit kraft vnmazē kvͤne. die reckē vzzerkorē.
Datz den Nibelvngen. was ir lant genant.
Si frvmtē starkiv wnder. sit in Etzelen lant. 20

Ze Woremz bi dem Rine. si wontē mit ir craft.
In diente von ir lande. stolziv ritterschaft.
Mit lobelichē eren. biz an ir endes zit.
Sit sturbē si iæmᵉlichē. vō zweir edeler frawē nit. 24

Ez trv̌mte Kriemhilde. in tugende der si pflac.
Wie si ein valken wilde. zúge mangen tac. 50
Den ir zwē aren ergrv̄mē. dc si daz mvͦste sehē.
Ir kvnd in dirre welte. niht leidᵉ sin geschehē.

Den trv̌m si do sagte. ir lieben mvͦter.
Si kvnd in niht bescheiden. bas der gůten.
Den valken den du zivhest. dc ist ein edel man. 55
In welle got bihůtē. du mvͦst in schier vᵉlorē hā.

Waz saget ir von manne. vil liebiv mvͦtᵉ min.
Ane mannes minne. wil ich immᵉ gerne sin.
Suz schon wil ich belibē. bis an minen tot.
Daz ich sul gewinnē. vō minnē nimmᵉ keī not. 60

IR liebiv mvͦter ir. nach wnsche schone pflac.
Suz lebet div maget edele. vil mangē wͤden tac. 70
Daz si niemē weste. den nemen wolt ir lip.
Sit wart si mit erē. eins vil gvͦten ritters wip.

Do wůhs och in niderlant. eins richen kvnges kint. 77
Dez vatͤ der hiez Sigemv̄t. sin mvͦter Sigelint.
Starc vnde kvͤne watt sit der selbe man. 83
Ahi was er grozzͤ eren. ze dirre welte gewan.

Sivrit was geheizzen. der kvͤn degen gůt. 85
Sit ersvͦcht er fil dͤ riche. durch sinē ellenthaftē mvͦt.
Vn̄ durch sins libes sterke. fvͦr er in mangin lant.
Was er sneller degene. sit zen Burgenden vant.

In sinen besten ziten. bi sinen ivngen tagen.
Man moht michel wnder. von Sifridē sagen.
Was eren an im wůhse. vn̄ wi schōn wc sin lip. 95
Des begvndē och in minnē. dv̊ vil wætlichen wip. u. s. w.

Die Abtheilungen und Ueberschriften der 5 ersten Abenteuren fehlen ganz, und nur die zweite ist durch einen verzierten Anfangsbuchstaben angedeutet, aber erst bei Zeile 113; und auch die folgenden, im Ganzen mit den übrigen Handschriften stimmenden, haben manches eigene und beginnen zuweilen eine oder zwei Stanzen später oder früher. Ich will sie hersetzen, und zugleich die durch größere Buchstaben bezeichneten Absätze angeben. Die letzten finden sich auch in den 5 ersten Abenteuren, nämlich in Ab. 1 bei Z. 69; in 2 bei 141. 161; in 3 bei 209. 229. 241. 261. 285. 329. 361. 393. 425. 453. 481. 501. 517. 545; in 4 bei 569 (dem sonstigen Anfange). 601. 625. 649. 681. 709. 733. 757. 781. 841. 873. 893. 921. 949. 969. 1005; in 5 bei 1073 (dem Anfange der übrigen Handschriften). 1097. 1117. 1133. 1177. 1197. 1257. 1293. Alle folgenden Ueberschriften sind roth.

6. Wie kvne Gvnthͤ nach Brvnhilt fvͦr. (beginnt erst 1317). 1349. 1381. 1441. 1533.

7. Ein Aventvͤr. Wie Gvnthͤ Brvnhilt gewan. 1609. 1637. 1677. 1697. 1809. 1837. 1873. 1909.

8. Wie Sivrit nach sinē mannē fvͦr. 1969. 1997. 2037. 2069. 2101.

9. Wie Gvnth[s] die botē vor im hein sant. 2161. 2189. 2217. 2257. 2285.

10. Wie Brvnhilt ze Rin enpfangē wart. 2353. 2389. 2425. 2453. 2497. 2517. 2553. 2601. 2673. 2693. 2725. 2753.

11. Wie Kriemhilt ze Nybelvngen fv̊r. 2813. 2841. 2865.

12. Wie kvnc Gvnther nach Sifriden sant. 2965. 2993. 3029. 3053. 3089.

13. Wie Kriemhilt ze d[s] hohzit fv̊r. 3161. 3185. 3205. 3237. 3257.

14. Wie sich d[s] zoren vnd[s] den frawē hv̊p. 3301. 3333. 3365. 3385. 3417. 3433. 3485.

15. Wie Sivrit verraten wart. 3541. 3577. 3593. 3621. 3641.

16. Wie Sifrit erslagen wart. 3725. 3773. 3793. 3833. 3873. 3889. 3937. 3969. 3985.

17. Wie Kriẽhilt irē liebē man toten vant. (beginnt erst 4025). 4069. 4085. 4113. 4129. 4165. 4257. 4273.

18. Wie Sigmvnt hein fv̊r ane Kriẽhilt. 4329. 4365.

19. Wie si Kriemhilt den hort namen. 4464 a. 4513. 4557.

20. Wie kvng Etzil nach Kriemhildē warp. 4609. 4637. 4661. 4733. 4773. 4813. 4845. 4885. 4933. 4957. 4993. 5025. 5061. 5109. 5141.

21. Wie Kriẽh[s]. zen hv̊nen fv̊r vn̄ vrlop nē. (beginnt erst 5181). 5221. 5257. 5297. 5321.

22. Wie kvnc Etzil Kriemhilt enpfie. 5397. 5433. 5493. 5517. 5529.

23. Wie Gvnth[s] giladē wart in Etzeln lant. 5601. 5641. 5677.

24. Wie Etzilen boten von dē Margravē Rv̊g[s] vō Bechlære-rē fv̊ren. 5729. 5769. 5809. 5849. 5881. 5929. 5985. 6013.

25. Wie Gvnther fůr in Etzilen lant. — 6077 bis 6526 fehlen und damit der Anfang von

26. — 6533. 6585.

27. Wie Gvnth[s] ze Bechlæren enpfangē wart. 6653. 6733. 6757. 6797. 6849.

28. Wie die herren ze Etzeln burch comen. 6945. 7017.

29. Wie Hagen Volkern zeinem hergesellen nam. 7093. 7133. 7161. 7205. 7257.

30. Wie Hagen vn̄ Volker der waht pflagen. (beginnt 7289). 7345. 7389.

31. Wie Hagen die herren vf wart. 7473. 7515. Eine neue Abtheilung beginnt mit 7561:

Wie die Burgvnde buhvrdierten. 7601. 7629. 7645. 7677. 7721.

32. Wie her Blodelin erslagen wart. 7793. 7837.

33. Wie Dancwart clagt sinem brůder. 7913. 7961. 8009. 8065.

34. Wie Giselh[s] riet daz si die tot vz dē hus tætē. (beginnt schon 8117). 8145. 8169.

35. Wie Irinc wolt Hagenē ein bistan. 8277. 8317. 8373. 8393.

36. Wi ez Kriēh[s]. noch bas v[s]svcht vor dē abent. 8449. 8477. 8509. 8541. 8589. 8617.

37. Div Rvdgers aubentvr. 8681. 8725. 8765. 8805. 8845. 8889. 8929. 8969. 9005. 9025.

38. Wie her Dietrich von Bern der mær hiez vragen. 9069. 9097. 9141. 9181. 9229. 9281. 9293. 9333. 9377.

39. Wie der Bernær selb zv den vinden gie. (beginnt erst 9417). 9449. 9461. 9493. 9537. 9581. 9597. 9617.

Das Ende lautet, Bl. 57, Sp. c:

DO sprach der alt hiltprant. Ja genivzt si ez niht.
Daz si in slahen gitorst. swaz halt mir geschiht.
Swi angstlich er braht. mich selber auch in not.
Idoch so wil ich rechen. des kvnen Tronigæres tot.

Hiltprant mit zorn. zů der kvnginne sprauch.
Do slůg er Kriemhilden. einen geswinden swertez swanc.
Ja tet ir div sorge. von Hiltpranden we.
Was moht si gehelfen. daz si so welichen schre.

Da mit was och do gelegen. al der vinde lip.
Ze stucken waz gehven. do daz schon wip.
Dietrich vn̄ Etzil. weinen do bigan.
Si clagten inneclichen. bædiv wib vnde man.

Div vil michel ere. was da belegen tot.
Die lvt heten alle. iamer vnde not.
Mit leid was zergangen. dez kvnges hohzit.
Als ie div lieb leide. ze ivngest an dem ende git.

Ich can Ich niht bescheiden. waz sider da geschach.
Ritter vñ frawen. weinen man da sach.
Mit alle daz da lebte. ir lieber frivnde tot.
Hie hat daz liet ein ende. daz ist der Nibelvnge not.

Hieraus, wie aus den übrigen Anführungen, erhellet schon, daß nicht die spätere Bearbeitung und Erweiterung in Nibelungen Lied vorliegt. Jedoch steht diese Handschrift mit zwei anderen, schon bekannten, aber unvollständigen Handschriften in einem merkwürdigen Uebergangsverhältnisse zu demselben.

Unter den zur Nibelungen Noth gehörigen Handschriften hat sie die 61, der HohenEms-Müncher Handschrift fehlenden Lieder, meist im vorderen Theile*), und zwar in den Abenteuren 6—11, mit der St. Galler und den übrigen gemein. Von dem mit der letzten ihr fehlenden Eingangsliede ist schon die Rede gewesen. Bei der weiteren Vergleichung müssen sowohl die Lücken in der H. Ems-Laßbergischen Handschrift (5815—97. 5998—6379. 6481—583) und die in der Wiener weggelassenen ganzen Abenteuren 30 (7305—432), 32. 33. 34 (7787—8204), 37. 38. 39 (8641—9640), als die in unserer Berliner Handschrift übersprungene Stelle (6077—526), in Anschlag gebracht werden.

Außerdem fehlen unserer Handschrift allein 8 Lieder und 6 Zeilen: 74 (1 Lied); Z. 79—80 (die ihr auch fehlenden Z. 81—82, mit den beiden zu demselben Liede gehörigen, hat nur die H. Ems-Müncher); Z. 1436—39 (sind noch deutlicher durch gleichen Reim aus 2 Liedern gefallen); 1921 (1 L.); 2957 (1 L.); 4645 (1 L.); 5489 (1 L.); 7365 (1 L.); 8385 (1 L.). Ferner fehlen ihr: mit der H. Ems-Müncher und St. Galler Handschrift, Z. 2108—11 (aus 2 durch gleichen Reim verschmolzenen Liedern); mit jener und der Wiener, 2 Lieder (417—24); mit diesen dreien, 3 Lieder (89).

In nächster Verwandtschaft steht sie aber, sowohl im Mehr, als im Minder, mit der Wiener und jener Handschrift, von welcher nur die Docenschen Bruchstücke übrig sind, und dann, beiden gemäß, mit der H. Ems-Laßbergischen. Zwar hat sie 1) nur mit der H. Ems-Müncher, Müncher und Wiener Handschrift 1 Lied um den Anfang (9—12) gemein, 2) mit allen übrigen 3 Lieder (3673. 6629. 8905) gegen die H. Ems-Laßbergische allein; 3) fehlen auch ihr die der letz-

*) Ihre Aufzählung in meiner Einleitung S. XXXVIII.

ten ganz eigenthümlichen 51 Lieder, sammt den Erweiterungen oder Verkürzungen einiger anderen*), und der Ueberarbeitung des Ganzen; 4) mangeln ihr mit den übrigen Handschriften, gegen diese Ueberarbeitung und die Wiener Handschrift, 2 Lieder (1336 a—h); und 5) mit allen gegen die Wiener allein das dicht darauf folgende Lied (1336 i—m). Aber 1) fehlen ihr mit der Wiener allein 8 bedeutende Lieder um den Anfang, die vollständige Darstellung des Burgundischen Hofstaates und Deutung von Chriemhildens Traum (25—48. 61—68). 2) Hat sie allein die 15 eigenthümlichen Lieder, welche die H. Ems-Laßbergische Handschrift mit der Wiener gemein hat: 3268 a (2 Lieder), daß der Teufel den Zank der Königinnen angestiftet; 3616 a Hagens Verabredung wegen der Jagd mit Günther; nach 3676 Gernots und Giselhers Mitwissen, das sie nachmals büßten (welches Lied die Wiener Handschrift schon einmal, nach dem ebengedachten, hat; dagegen die H. Ems-Laßbergische, die es auch hier zum Schluß der Abenteuren gibt, das vorhergehende dafür ausläßt); 3872 a Siegfrieds Arglosigkeit und allgemeine Rache (setzt unsere Handschrift mit der Wiener erst hinter 3892); 4020 a die Stelle des Mordbrunnens (setzen beide schon hinter 4008); 4464 a (2 Lieder), weiteres Sühngespräch Chriemhildens mit Giselher und Gernot; 4512 a bei der Bemächtigung des Nibelungen-Landes mit dem Horte; 5060 a daß Etzel schon einmal Christ gewesen; 7637 (2 Lieder) daß die Heunen sich auch gewaffnet zu Tische setzen; 7653 (2 Lieder) Chriemhild dringt fürder in Dietrich um Rache allein an dem Mörder, und Hildebrands verstärkte Warnung; 7705 der prächtige Tischgang der Königin (welchen die H. Ems-Laßbergische Handschrift noch weiter ausführt). 3) Das mit dieser Handschrift gemeinsame Lied der unsern, 7385, Chriemhildens Mahnung beim nächtlichen Ueberfalle nur ihren Todfeind zu erschlagen, hat vermuthlich auch in der Urschrift der Wiener gestanden, welche hier leere Blätter hat. 4) Ebenso läßt sich annehmen, daß die 4 Lieder, welche die Wiener Handschrift mit Docens Blättern gemein hat, auch in unserer, und wahrscheinlich auch in der H. Ems-Laßbergischen, gelesen wurden, welche beide hier mangelhaft sind.

*) Jene, wie diese, stehen auch aufgezählt in meiner Einleit. XXXIX. XL; doch nur 50 Lieder, weil bei 8089 das zweite übersehen ist; ebd. XLVII ff. umständliche Darlegung ihres Inhaltes. Im Abdrucke selber sind sie, wie alles der St. Galler Handschrift Abgehende, durch einen Stern bezeichnet.

Die Bedeutsamkeit dieser Stelle des Gedichtes, welches hier, bei der schlagenden Erfüllung der doppelsinnigen Weissagung der Meerweiber an dem Kaplan auf der Ueberfahrt in das unbekannte Land, seine große Angel und Wende hat, war vermuthlich der gemeinsame Grund, sowohl, daß sie in jenen beiden Handschriften mangelt, als daß gerade sie vornämlich auch der Inhalt der Docenschen Bruchstücke ist. Die schon (oben S. 178) gedachten später gefundenen beiden Blätter derselben erweitern sie nämlich so, daß sie 5175—386 und 6254—452 umfassen; es findet sich also hier nicht nur das Lied von der Größe der Donaufähre 6300 a, sondern auch das dritte Lied (6348 i) zu den beiden schon bekannten des Gesprächs zwischen dem Kaplan und Hagen hin über die Donau.

Unsere Handschrift muß aber auf ähnliche Weise, wie die Wiener, eine schon unvollständige Urschrift vor sich gehabt haben, ohne daß sie jedoch auch für das Fehlende Raum ließe. Denn nachdem die dritte Spalte des 38sten Blattes mit dem Liede 6073—76 unten endigt:

Gezelt vñ hvtte. spien man an daz gras.
Anderhalb dez Rines. do daz geschehē was.
Den kvnc bat noch biten. sin vil schones wip.
Si trvt noch dez nahtes. den sinē wætlichē lip.

fährt die vierte Spalte gleich oben fort:

Des morgens do ez taget. gen Passav si do rite.
Do si der Pischof Bilgrin. in herlichen siten.
Mit also vil der recken. sah comē in daz lant.
Daz er in willic wær. daz wart in schier bekant.

Die dritte Zeile erst ist wieder das alte Gedicht 6527, die beiden ersten dagegen sind zur Ergänzung hinzugefügt (mit Anklang an 6113 und 14), und auch sichtlich über abgebimste Buchstaben dicker geschrieben. Vielleicht stand also in der Urschrift auf dem Blatte vor der Lücke noch etwas mehr, als hier, und der Abschreiber fuhr damit fort, hielt aber inne, als er die Lücke gewahrte, und ergänzte die halbe Stanze, womit das folgende Blatt begann, durch Umschreibung der dazu nicht passenden beiden Zeilen.

Die obgedachten 15 Lieder, welche das Eigenthümliche dieser und der zu ihr gehörigen Handschriften ausmachen, lauten hier:

---

*) Hienach ist S. LX der Einleit. zu berichtigen und zu vervollständigen.

3268 a (Bl. 20 d).

*D*o gidaht div kvngiñe. ich mac nit lang$^{s}$ dagē.
Swie ich daz gefvͤg. mir mv̊z Kriēhilt sagen.
Warvm vns also lang. den zins v$^{s}$sezzen hat.
Ir man der ist vns$^{s}$ eigen. d$^{s}$ red han ich keinen rat.

*S*vz wartet si der wile. als ez der tievel riet.
Div fræud vn̄ div hohzit. mit leid sich do schiet.
Das ir lac zeherzen. zelicht mv̊z ez comen.
Dez wart in mangen landē. vc̄ ir iam$^{s}$s vil v$^{s}$nom̄.

3636 a (Bl. 23 b):

*W*az er dervaren het. bat im sin h$^{s}$re sagen.
Da wil ich die reis wendē. wir svln riten iagē.
Ich weis nv gar dvͮ mær. wie in gewinnē sol.
Mvgt ir daz gefvͤgen. dc tv̊n ich sp$^{s}$ch d$^{s}$ kvnc wol.

Nach 3676 (Bl. 23 c):

*D*o die vil vnget$^{s}$wen. rieten sinen tot.
Si westens al glich. Giselher vn̄ Gernot.
Woltē nit iagen riten. ich weiz durh welhē nit.
Si in nit warentē. idoch erarntē si ez sit.

3872 a (hinter 3892. Bl. 24 d):

*D*o het nit die liste. der cvͤn feig man.
Das er sich ir vnt$^{s}$we. ovnd haben verstan.
Er wc in ganzē tvgendē. allez valsches bloz.
Sines todes mv̊z engeltē. d$^{s}$ sin nie nit genoz.

4020 a (hinter 4008 Bl. 25 c):

*V*on dem selben brvnnē. da sifrit wart erslagē.
Sult ir die rehtē warheit. von mir horen sagen.
Vor dem nortwalde. ein dorf heizt northein.
Da ist noch der selb brvnne. dez ist zwifel dehein.

4464 a (Bl. 28 c):

*S*I sprach ich mv̊z in grvͤzzē. ir welt mis nit erlan.
Ir tv̊t iv groz svnde. d$^{s}$ kvnc hat mir getan.
So vil der herzeleid. vil gar vnverscholt.
Min mvnt im giht d$^{s}$ sv̊n. dc herz wirt im nim$^{s}$ holt.

Dar nach wirt ez besser. sprachē ir friunde do.
Ob er ir an verdient. daz si noch wirdet fro.
Er mac siz wol ergetzē. sprah G^9not der helt.
Do sprah dī iamersrich. seht nv tvn ich swc ir welt.

4512 a (ebd. d):

Do sich der h^9re Gernot. vn̄ Giselh^9 daz kint.
Dez hordes vnd^9wndē. do vnd^9wndē si sich sint.
Dez landes vn̄ der burg. vn̄ manges reckē balt.
Die in sit mvstē dienē. dvrh forht vn̄ durh gwalt.

5060 a (Bl. 32 b):

Er ist niht gar ein heiden. dez svlt ir sich^9 sin.
Er waz vil wol bikert. der lieb herre min.
Wan daz er sich her wider. ver kert aber hat.
Welt ir in frawe minnē. so wirt sin noch vil gůt rat.

7385 (Bl. 43 d):

E daz si Kriemhilt. het al dar gesant.
Ob irz also vindet. so sit durch got gemant.
Daz ir da slaht niemē. nivr den einē man.
Den vngetrivn Hagen. di and^9n sult ir leben lan.

7637 (Bl. 45 c):

Swi leid ez Etzeln wær. verwapēt māg shar.
Sah man mit vliz dringē. nah den furstē dar.
Da si zen tischē giengē. durch der geste haz.
Ir mac si woltē rechen. ob si gefvgē mohtē daz.

Sit ir ver wapent gerner. essent danne bloz.
Sprach d^9 wirt dez landes. di vnzuht ist doch groz.
Swer aber minē gesten. tůt alhie kein leit.
Ez get im an sin haubt. daz si iv hvnē gesæt.

7653 (ebd.):

Ich wolt et nivr Hagenē. der mir hat leit getan.
Er mordet Sifriden. den minen lieben man.
D^9 in vō den and^9n shiede. min golt w^9 im bereit.
Engult ez and^9s iemē. daz wær mir inneclich leit.

Do sprach ab[s] Hiltprant. wie moht dc gischehē.
Daz man in bi in slůg. ich liez ivch dc gisehen.
Ob man den helt bistv̊nde. sich hůb liht ein not.
Daz arm vñ rich. darvmb mv̊sten ligen tot.

7705 (ebd. d):

Wie si zetisch gienge. daz wil ich iv sagen.
Man sach die kvnginne. cron vor in tragen.
Vil mangē hohen fvrstē. vñ mangē w[s]dē degen.
Sah man vil grozz[s] zuht. vor d[s] kvngīne pflegen.

(Do die fursten alle. gesazzen uber al.
Vñ ezzen begvnden. Kriēhilt hiez in den sal.
Tragen dar zetische. den Etzeln svn.
Wie moht ein wip durch rache. imm[s] freislicher tv̊n.)

Ganz eigenthümlich hat diese Handschrift nur folgende 4, hier besternte Zeilen, wodurch zwei Lieder, zugleich mit Umstellung mehrerer Zeilen, zu dreien erweitert werden.

445 (Bl. 3 b):

Ich bin auch ein recke. vñ solt cron tragen.
Vñ wil daz fůgen g[s]ne. das mā sul von mir sagen.
Das ich hab von rehte. lv̊t vnde lant.
*Des wil ich nit erwindē. vnz es mir w[s]de bicant. (= 444)

Darvm sol min ere. vñ min hǎpt wesen pfant. (448)
Ich wil an iv ertwingen (451). * lv̊t vnde lant.
Sit daz ir sit so cv̊ne. als mir das ist geseit. (449)
Ja enrůch ich ist ez iemen. bediv lieb od[s] leit. (450)

* Dez aht ich hart ringe. sprach Sifrit der degen.
*Ivr erb vñ iw[s] eigen. dez wil ich alles pflegen.
*Vber dc kvncriche. swaz ir mvget han. (451)
Lant vñ burge. daz sol mir w[s]den vndertan. (452)

Sie tragen jedoch durch die unpassende Wiederholung der ganzen Schlußzeile des dicht vorhergehenden Liedes auf denselben Reim, was vermuthlich Anlaß zum Schreibfehler und dann zur ungeschickten Erweiterung gegeben, in welcher selber nochmals liute unde lant wiederholt wird, keineswegs das Gepräge der Echtheit.

Bemerkenswerth sind noch einige Lesarten und eigene Abweichungen in den Namen.

Schon anfangs (19) heißen die Burgunden (hier immer Burgunde anstatt Burgonden) Nibelunge; wie in der Ueberschrift des Ganzen in der H. Ems-Laßbergischen Handschrift. Hagen heißt von Troni, seltener Tronig (407); Trongær (949). von Metz Oertwin (333). Livtegast, Livtger (575. 3550), Livtdgast (768) meist Livdgast, Livdger. Isenlant (1685. 2215. 2333). Nybelung — Schilbunges (2897. 99). Norwæg (2971). Azagac (1770). Dvrch sin gelpf siden für Von Ninnive d. s. (3413). Das dunkele Ferrans (2319) ist ganz ausgelassen*). Das unbekannte Thier 3755 scheint hier durch einen starchen helfelen Höllenroß gedeutet. Ein anderes unbekanntes Thier (3829) heißt hier ebenso von einer lvdemes hvt. — Mit dem Horte kömmt auch Albrich nach Worms, 4512: Der Albriches mag. com vil mit Albrich dan. — Bechelæren, 4603 und immer so. — Chriemhildens Ueberfahrt der Donau (5177) ist ze feriē, gleichbedeutend mit Vergen; wie noch am Rhein Ferge für Fährmann. Everdingen (5221) lautet Efridingen. Für die Traun (5229) Tv̊nav ist Schreibfehler. Medelec (5326). Mvtærn (5331) Zemzēmvre (5343. 5357). — Rv̊zze — Valwen (5385). — Kewen — Peschenære (5369—74). — Tulme (5378. 5457). Gibech-en (5388. 5421). Giselh[s] (7561) für Gibeche ist Schreibfehler. Iremfrit (7549). Irmfrit von Durngen (5395). Warbel und Swammel (5509). — Hægenburc (5517). Meisenburc (5521). Nantwines (5540). — vñ marreiz (7133) für von Arraz ist wieder Schreibfehler. an den armen (7722) für Ortlieben; der jedoch sonst (5567) auch genannt wird. zehen für niun (6604. 7818; so auch in der Klage). Wasgē 8300. Gerhart (9233). Wulfwin — Wolfsprant — Wighart (9403—6). Wasigē stein (9490).

Die merkwürdigste Abweichung dieser Art ist die obige von dem Mordbrunnen zu Nordheim vor dem Nordwalde, anstatt Odenheims vor dem Odenwalde. Zwar verlautet sonst nichts von ei-

---

*) Zu meinen Erläut. des Nib. L. (1824) S. 315 bemerke ich hier, daß Ferans auch Mannsname ist, im Titurel (Wien. Hds. Str. 5694), wie noch Ital. Ferrante für Ferdinando. Endlich heißt ferrandine Französisch noch ein halbseiden Zeug; daher die neulich so bekannt gewordenen Ferrandiniers in Lyon. Im Mittellat. 1214 ist caballús Ferrandus oder coloris Ferrandini (noch Franz. ferrant) Apfelschimmel; desgleichen Afferus, Affrus geringes Ackerpferd. — Hienach scheint Ferrans buntgewirktes Zeug, ursprünglich von einem Orte benannt.

nem Nordwalde; aber ein Dorf Nordheim findet sich allerdings jetzt nahe am Einflusse der von Lorsch herabkommenden Weschnitz in den Rhein, war ehemals weiter vom Rheine, als das jetzo jenseits liegende Edigheim (Odenheim) und näher dem Odenwalde, von welchem ein Theil desselben danach benannt sein konnte. Denn diesseit des Rheines ist auch hier die Jagd, und der Mangel des Weines wird durch Versendung nach dem **Spehzhart** entschuldigt (3883). Zwar wird der zuvor vom König zur Jagd benannte Wasgauwald (3659) hier nicht auch, wie in der Wiener und H. Ems-Laßbergischen Handschrift, in Odenwald berichtigt, sondern verirrt sich noch unbestimmter **Hinz dem wælschen walde.** Bedeutsamer endlich ist die Abweichung über den Ort, wo der Nibelungen-Hort in den Rhein versenkt worden (4563): während die übrigen Handschriften zwischen **zem loche, ze loche, ze Lôche** schwanken, und Lochheim das letzte noch nicht genügend erklärt (weshalb ich in den Anmerkungen zum Nib. L. auch an das Binger Loch dachte), lesen wir hier ganz deutlich: **Er sanct in datz Lorche. allen in den Rin.** Ohne Zweifel ist das Städtchen Lorch gemeint zwischen Bingen und Bacharach, am rechten Rheinufer, wo das romantische Wisperthal ausgeht, zwischen hohen Felswänden rings umher, deren eine (der Kedrich genannt) laut der Sage Gilgen von Lorch hinaufritt zu seiner droben verborgenen Geliebten. So rückt der Nibelungen-Hort der in Sage und Lied auch zur Zauberin gewordenen Chriemhild (ihre Morgengabe 4480) dem Lorelei-Berge noch näher, welcher doch wohl der Lurlenberg*) ist, wo Marner den Nibelungen-Hort im Rheine wußte.

Außerdem hat unsere Handschrift, wie schon die obigen Stellen daraus zeigen, noch manche eigenthümliche Lesarten, welche mitunter bis zur Veränderung ganzer Reimzeilen gehen, z. B.

2329 (Bl. 14 d):

**Glizzendiv furbůge. div zvnel gaben schal.**
**Mit svzzem gedône. daz vil herlichen hal.**

6705 (Bl. 39 d):

***D*o si gisezzen waren. alle uber al.**

7577 (Bl. 45 a):

***W*ir svlen zeherbergen. sprach aber Volker.**
**Div ros lazsen rûwen. vn̄ riten danne mer.**

---

*) Burlenberg bei Bodmer ist Lesefehler. Freher (origg. Palat.) las richtig.

Vber ein wile. so dez werde zit.
Waz ob div kvnginne. lob den B<sup>s</sup>gvnden git.'

8411 (Bl. 50 a):

D<sup>s</sup> tvr vil wol noch hůte. der cvn spilman.
Ob si mit strit noch iemē. darinne wolt bistan.
*D*er kvnc clagt sere. sam tet div kvngin.
Do kolten sich och bæde. wip vn̄ mægetin.

9195 (Bl. 54 d):

grim̄ ist er genvc. gegen den Reim.

9291 (Bl. 55 b):

Er sprang so crefticlich. zv̊ dem kvnge san.
Daz blv̊t vf von sin fv̊zzen. vbers hapt staub aldan.

9397 (Bl. 56 a):

*S*it min vngelvcke. dez nit wolt enbern.
So sagt mir ist der gest. dehein<sup>s</sup> noch generen.

9446 (Bl. 56 b):

Ez giengē ivr helde. zů disem gademe.

9561 (Bl. 57 a):

*D*ietrich von B<sup>s</sup>ne. der fůrt in bi der hant.
Gebvndē da er Kriēhilt. die kvngīne vant.
Si sprach frolichen. willecomen Gvnther.
Ein kvnc von B<sup>s</sup>gvndē. ich gisah dich nie so g<sup>s</sup>n 'mer.

Es erhellt schon aus allem Vorgelegten, wie bei weiterer Vergleichung ins Einzelne, daß die Eigenheiten dieser Handschrift nicht eben vorzüglich sind, sondern meist gleichbedeutende Variation, Umstellung, häufig sichtlich fehlerhaft, oder willkürlich, in der Art, wie die obige ungeschickte Ergänzung bei der Lücke. In der Schreibung bemerkt man ebenfalls manches Oertliche, Spätere: mitunter ai, öfter æ für ei (anstatt hei als Ausruf ahi), entschieden au, å für ou; (å auch manchmal für â); Vermengung des z (ß) und s; durchgängige Kürzung des Biegungs- und sonstigen End-e; dagegen innerhalb häufig noch Biegungs-, Ableitungs- und sonstiges i für e (tatist, ubil, gisach, bistan); Steigerungs-o (leidost 9407 für leste); endlich das Schweizerische nt in der zweiten Person der Mehrzahl. Vieles hievon, besonders das letzte, dazu noch die Abkürzung wc für waz und was), auch manches Aeußere der Schrift, stimmt zu der Manessischen Handschrift, deren erste Hand zumal nur etwas größer ist; und es wird auch nicht weit fehlen, wenn man beide Handschriften Einer

Gegend und Zeit zuweiset, nämlich dem Anfange des 14ten Jahrhunderts und der Nähe des Bodensees. Der vorletzte Besitzer der Nibelungen-Handschrift, der sich auf der Inseite des hinteren Deckels nochmals eingeschrieben hat, „Lutsch d. 22. Feb. 1797. Karl Graf Mohr" gehört ohne Zweifel zu dem alten, in Graubünden und Tirol heimischen Geschlecht, aus welchem Johann Konrad 1299 Hauptmann auf Steinsberg in Graubünden war *). Es könnte also auch diese Mohrische Handschrift dort altes Erbe sein, wie die beiden Montfort-Hohen-Emsischen, äußerlich ähnlichen, innerlich jedoch noch mehr von einander, als beide von der St. Galler, verschiedenen Handschriften, zu welchen sie die vierte Hauptverschiedenheit im Stammbaume der Nibelungen-Handschriften darstellt, zwar schon auf einer jüngern Stufe. Sie weiset mit der zu ihr gehörigen Wiener Handschrift auf eine gemeinsame ältere Urkunde zurück, wie schon bei ihren Lücken bemerkt worden, welche die Docenschen Ueberbleibsel einer solchen älteren Handschrift zum Theil ausfüllen. Die letzte könnte aber schon eben deshalb nicht ihre nächste Quelle sein, weil diese sichtlich selber schon jene Lücke von den Donauweibern und der Ueberfahrt hatte; und wollte man annehmen, daß dieselbe eben durch den Ausfall dieser Blätter entstanden sei, so greifen diese doch vorn (mit 5175) noch über den Anfang der Lücke (6077) weg. Aus gleichem Grunde könnte auch die Urschrift der Wiener Abschrift nicht die nächste Urkunde unserer Handschrift sein, weil jene Abschrift im J. 1517 noch das dort Mangelnde vorfand, dagegen für andere (oben aufgezählte) ganze Abenteuren Raum läßt, welche unsere Handschrift vollständig gibt.

Sonst stammt auch die Wiener Abschrift aus der südlichsten Gegend Deutschlands; nicht nur daß sie selber bis 1806 mit dem von Lambek nicht nach Wien geführten Theil der Sammlung Kaiser Maximilians auf dem Tirolischen Stammschlosse Ambras blieb, und daher noch mit dieser abgesonderten Sammlung in Wien bewahrt wird; sondern vornämlich, weil sie, sammt den übrigen, zum Theil einzigen

*) Von Gauhe Adelslex. aus Bucelin stemm. Germ. bis ins 18te Jahrh. geführt. Auf der Karte zu der Geschichte von Vorderösterr. finde ich Ludesch unweit Feldkirch, wo Graf Karl Philipp um 1670 Landeshauptmann war. — Wernhart von Steinberg, der von Spervogel mit dem milden Rüdiger von Bechelaren verglichen wird, gehört jedoch wahrscheinlich nach der Oberpfalz, s. Leben der Minnesinger Nr. 137.

Gedichten *), besonders des Heldenbuchs (wie Gudrun, Biterolf und Dietleib u. s. w.), zwischen welchen sie steht, aus einem Heldenbuche an der Etsch, also im Ueberalpischen, oder gar Wälschen Tirol, ist abgeschrieben worden. Glücklicherweise ist die Urkunde hierüber, welche sich zweifelsohne auf diese, im Jahre 1517 mit Malerei verzierte Abschrift bezieht, in Kaiser Maximilians Gedenkbüchern von Schottky aufgefunden und mir mitgetheilt worden. Dieser Brief vom Jahre 1502 bestätigt, wie ich gleich anfangs muthmaaßte, daß diese reichhaltige und prächtige Handschrift, welche in einem alten Verzeichnis der Handschriften des Erzherzogs Ferdinand **) als das höl-den Puech aufgeführt wird, wirklich von und für den Kaiser Maximilian veranstaltet ist, und verdient hier wohl Mittheilung, da er so erfreulich die ernstliche Sorgfalt des Reichsoberhaupts auch für diesen vaterländischen Gegenstand ausspricht:

„An Wilhelmen von Oy Säklmeister,
von wegen seines schreibers.

Getrewer lieber, Wir haben vnnseren lieben getrewen Paulsen von Liechtenstain ꝛc. beuolhen, vnns das helldenpuch an der Etsch ausschreiben zu lassen, dartzu er dan deines schreibers notturfftig wirdet, Empfelhen wir dir mit ernnst, das du demselben von Liechtenstain deinen schreyber furderlich hinein an die Etsch beruerts heldenpuch daselbst abzuschreiben zu schigkest, vnd das nit lassest, So wirdet jn bemelter vnnser Marschalh mit Zerung vnnd anderm, wie sich gebürt, versehen vnd vnnderhalten, Vnd du thust daran vnnser ernstliche Mainung. Dat. Fuessen den xv tag Aprilis Anno xvC vnd jm anndern.“

Der Erfolg dieses Auftrages ist um so sicherer die Ambras-Wiener Handschrift, als in derselben noch Gedichte von Ulrich von Lichtenstein, dem Ahnherrn des kaiserlichen Marschalls Paul von Lichtenstein, so wie von anderen Dichtern jener Gegend, Herrand von Wildonie und Wernher dem Gartener, enthalten sind; welche sicherlich auch schon in jenem Heldenbuch an der Etsch standen. Der letzte ist ohne Zweifel von Garda, deutsch Garten, am Gardasee, benannt, einer bedeutenden Königsburg unserer Heldensage (namentlich des auch in diesem Heldenbuche stehenden Otnit), in der Nähe des darin

*) Ihr ganzer Inhalt ist in Büschings wöchentlichen Nachrichten Bd. I, S. 385 ff dargelegt.

**) Bei Primisser Beschreib. der Ambras. Samml. (Wien 1819) S. 276.

auch vorkommenden Brixen und Trient, so wie des noch berühmteren Bern, Verona, sämmtlich an der Etsch. Die für Deutschland so wichtige Urschrift befand sich also in eben jener Gegend, wo schon öfter, und noch jüngst, so wichtige Urkunden (der Itala, des Gajus) entdeckt wurden, und ist vielleicht auch nicht verloren. Da hinsichtlich der Nibelungen unsere Berliner Handschrift, bei naher Verwandtschaft, sich doch nicht zunächst aus ihr herschreibt, so läßt die nothwendige Voraussetzung einer gemeinsamen Urschrift beider, sammt der Docenschen Blätter, um so mehr Aussicht zu einer solchen Erhaltung.

Wichtig ist besonders durch diese jetzt schon so vervollständigte und festgestellte Nebenlinie in dem Stammbaume der Nibelungen-Urkunden, die Vermittelung zu der durchgängigen Ueberarbeitung, Einrichtung und Erweiterung in der H. Ems-Laßbergischen Handschrift und deren Familie. Die letzte hatte nämlich zunächst eine Urkunde jener Linie vor sich, woraus sie die derselben eigenthümlichen, zum Theil auch schon erklärenden und betrachtenden Stanzen herüber nahm und mit ähnlichen vermehrte.

Weniger deutlich zeigt sich solches Verhältnis an der Klage, welche bei keiner Nibelungen-Handschrift fehlt, und auch in der Berliner dabei ist, aber nur in kurzem Auszuge. Vollständig, bis auf den Schluß, findet sie sich in der Wiener Handschrift, und zwar in naher Uebereinstimmung mit der St. Galler und den dazu gehörigen Handschriften; welche bei diesem Gedicht auch unter einander, und namentlich von der H. Ems-Müncher, weit weniger abweichen, als bei den Nibelungen: aus dem leicht begreiflichen Grunde, weil diese Klage durch Darstellung wie Inhalt, keineswegs so volksmäßig, vielmehr nur schriftgelehrter Nachklang des mächtigen Liedes war, und also weniger zur lebendigen Um- und Fortdichtung anregte. Daher ist auch in den noch gemeinsamen Stellen der Berliner und Wiener Handschrift die Uebereinstimmung mit jenen übrigen Handschriften so groß, daß sich selten, und nirgends bedeutendes Mehr oder Minder ergibt; und unter einander besteht die Abweichung hauptsächlich nur in den bei der Abkürzung zur Herstellung des Zusammenhanges, ungefähr in derselben Art wie bei den Nibelungen (zu der Lücke und 448), hinzugefügten oder veränderten Reimzeilen. Es ist hier also die Kürzung nicht etwa Folge vorgefundener Lücken, sondern absichtlich; und nimmer wird man etwa darin noch näher das ältere Deutsche Gedicht erkennen wollen, auf welches die Klage in allen Urkunden zurückweiset.

Zu der durchgängigen Ueberarbeitung der Klage, ganz wie der Nibelungen, mit genauer Ausgleichung beider Gedichte, in der H. Ems-Laßbergischen Handschrift und deren Familie, steht unsere Berliner sammt den übrigen in gleichem Verhältnisse.

Die Klage beginnt hier dicht hinter den Nibelungen, Bl. 57, Sp. c, ohne Ueberschrift, mit großem, verziertem Buchstaben, wie die Abenteuren, ist in drei Spalten, jede zu 40 Zeilen, geschrieben; die Reimzeilen und Absätze sind ebenso bezeichnet, wie bei den Nibelungen, alles von derselben Hand. So beginnt sie, gleich den Eingang überspringend, mit Z. 71 der Wiener Handschrift und 95 der H. Ems-Laßbergischen (in Müllers Abdruck):

NV ist iv wol gesagt dc.
Wi Kriẽh^s. zen hvnẽ saz.
Als div edel Helch.e.
Doch tet ir zallen ziten we.
Daz si da ellende hiez.
Wan si der iamer nit enliez.
Gerůwen selten kein tac.
Wan ir in dem herzzẽ lac.
Wie si ver los ir wnne.
Ir aller næhstes cvnne.
Het ir ir liebẽ man benomẽ.
Do was ez an die red comen.
Daz frawen Vͦten kinde.
Allez daz gesinde.
Dient vz Hvnischen richen.
Als vorhticlichen.
Sam si taten frawẽ Helchẽ.e.
Si het och da frawen me.
Danne in ir vater lande.
Der gůten wigande.
Sp. d. Het si vil grozzer craft.
Tægelich Ritterschaft.
Die ir augen sahen.
Daz cvnd niht verfahen.
Ir en weinten vil taugẽ.
Allezit ir liehten augen.

Sit do braht sis daran.
Do si dē gewalt gar gewā.
Daz si ane svnder sprache.
Gedæht einer rache.
Vmb Sifrid ir liebē man.

So bis 159 (CL. 184), worauf für 60 Reimzeilen steht:

Wie sie cōmen in daz lant.
Daz ist iv allez wol becant.
Kriemhilden mage.
Doch sazte si in lange.

Nach 242 (CL. 256) fehlen 16 Z. Für 299—473 (CL. 277—454) steht bloß: Bædiv frævd vñ mvt. Wan si verlurn frind vnd gůt. 480—502 (CL. 466—87) 573—752 (CL. 560—781) und fehlen. Für 757—64 (CL. 788—95) Daz si ir weinē liezzen sin. Doch clagt er die kvngin. Für 867—2256 (CL. 896—2497) nur:

Da disiv zwei da lagen.
Die lut iamers pflagen.
Waz sol mā me da von sagen.
Si wurden beserct vñ bigrabē.
An den selben stvnden.
Die gest vñ die cvnden.
Die da gilegen warn tot.
Der kvnc het iamer vñ not.
Also het och her Dietrich.
Vmb sin recken lobelich.

Dann fehlen: 2295—304 (für 2283—320 in CL. 11 Zeilen, 2426—37). 2319—38 (CL. 2438—55). 2361—68 (CL. 2478—85). 2393—550 (CL. 2510—695). Für 2569—89 steht zwelf hie. Vñ boten Růgeres die. Fvren auch mit im dan. Dar zů die zwelf man. Weiter fehlen: 2640—47 (CL. 2786—93). 2658—73 (CL. 2804—19). 2680—777 (CL. 2734—923). 2822—39 (CL. 2966—83). 2852—956 (CL. 2896—3099). 2963—3060 (CL. 3110—214). 3098—113 (CL. 3252—67). 3144—496 (CL. 3299—617). 3505—18 (CL. 3524—37). 3605—14 (CL. 3722—31). 3677—92 (CL. 3796—811). 3705—10 (CL. 3826—31). 3733—919 (CL. 3854—409). 4018—45 (CL. 4114—35). 4069—72 (CL. 4163—66). Für 4074—4149 (CL. 4168—237):

DEm saget er div mær. (4071)
Do en wolt der Bernær.
Da niht langer bistan.
Er vnd Hiltprant sin man.
Zehant er vrlop do nam.
Den helden do niht anders zam.
Wan nivn wainen vn̄ clagen.
Daz mag man liht gesagen.

Die vier letzten Zeilen sind, etwas verändert, 4120—23 (CL. 4206—9). 4171 — 72 (CL. 4268 — 69) lauten hier: Dez can ich iv niht gisagen. Wan daz er leit mv̊st tragen. und nun (Bl. 61, Sp. c) folgt gleich der Schluß (CL. 4405—33):

VOn Passav bischof Pilgrin.
Zelieb der nefen sin.
Hiez er schriben div mær.
Wi er gangen wær.
Sp. d. In latinschen bůchstaben.
Das man fur war solt sage.
Swer ez dar nah erfvnde.
Von der alrersten stvnde.
Wi ez sich hv̊p vn̄ bigan.
Vn̄ wie ez ende gewan.
Vmb der gv̊ten Cristen not.
Vn̄ wie si alle lagen tot.
Daz hiez er allez schriben.
Er lie sin niht bliben.
Wan im sæt der fidellær.
Div cvntlichen mær.
Wi ez ergie vn gischach.
Wan er ez hort vn̄ sach.
Er vn̄ manc ander man.
Daz mær prv̊fen do bigan.
Sin Schribær meist$^{s}$ Cv̊nrat.
Getihtet man ez sider hat.
Dicke in tvtscher zvngen.
Die alten mit den ivngen.
Erkennent wol das mær.

**Von ir frœud vñ von ir swær.**
**Fur war ich iv niht me nv sag.**
**Ditze liet heizt div clag.**

Das so bis auf 944 Zeilen eingeschmolzene Gedicht verkürzt nicht nur die eigentliche Klage, vornämlich bei Bestattung der Todten, sondern läßt manches auch ganz aus, besonders auf der Fahrt der Boten, Dietrichs Heimkehr, und namentlich fehlt, bis auf diesen Schluß, Pilgerin gänzlich. Von Namensabweichungen ist nur bemerkenswerth für **Lorse** (Lorsch) zweimal (3653. 3954, EL. 3674. 4052) **Lorch**; wie oben beim Versenken des Nibelungen-Hortes: es scheint sich hier aber ein gewisser Zusammenhang zu bestätigen zwischen der Rheinischen Abtei Lorsch (**Lorissa, Laurisham**), Sitz der Witwe Ute, und dem Oesterreichischen Lorch (**Loracha, Laureacum**) bei Ens, dem älteren Bischofsitze, der wegen Verwüstungen der Avaren (auch Hunnen genannt) nach Passau verlegt wurde, um 750, etwa 200 Jahre vor Pilgerin, dessen Schwester Ute sein soll.

---

Endlich steht in dieser Handschrift noch, dicht hinter der Klage, von derselben Hand, mit rother Ueberschrift:

**Ditze bůch heizzet der wertlich råt.**

der Winsbeke, und ebenso, Bl. 65, Sp. d:

**Ditz bůch sæt nv von der frawen werdekeit.**

die Winsbekin. Die Strophen sind bezeichnet, wie bei den Nibelungen, die Reime aber nicht abgesetzt, sondern nur punktirt, wie die Einschnitte; Stollen und Abgesang, und den Schlußsatz in diesem bezeichnen große roth durchstrichene Buchstaben. Ueber jeder Strophe steht ihr Inhalt roth geschrieben, ein guter Halt für die richtige Strophenfolge. Der Winsbeke hat 78 Strophen, meist in derselben Folge wie die Manessische Sammlung, auch keine der 5 durch die anders geordnete Gothaer Handschrift hinzukommenden Strophen, wohl aber eine der beiden noch durch die Weingarter Handschrift zuwachsenden, und zwar in derselben Folge, hinter Nr. 27*):

---

*) Vgl. meine Ausgabe der Minnesinger I, 364. III, 465, wo die neuen Strophen mitgezählt, und durch Sterne bezeichnet sind. Die Weingarter Handschrift hat aber vor dieser Strophe noch eine andere, in der Gothaer Handschrift auch hier eintretende neue, *28.

*26. **Wie man sich hv̊ten sol vor valschē lvtē.**
Svn swer zeblicke fůg entnimt.
daz decket doch die lenge niht.
Geribeniv varbe niht enzimt.
da man den schaden blecken siht.
Die hælkæppil sint enwiht.
die bi den lvten cleident wol. vñ daz in kvndikeit geschiht.
Nv zieh er sin cappen ab.
der also welle triegen dich. vnd merche waz er drvnder hab.

*27. **Wie getan not der spot birt.**
Svn merche rehte wie der rot.
daz ysen fv́let vñ den stal.
Also tv̊t vnbescheiden spot.
dez mannes hˢtz svnder twal.
Ez ist an sælden flvhtich mal.
vñ slichet vmb vñ vmb entwer. von dem zedem als ein swal.
Svn da solt du dich hv̊ten vor.
dv maht niht sanft von im komen. ob er dich bringet in daz spor.

Desgleichen, hinter Str. 28. 29:

*30. **Wie man niht sol sin vbˢ milt.**
Svn dinen gůten frivnt bihalt.
der dir mit triv̊wen bi gestat.
Vñ wis in zoren niht zebalt.
mit gæhen siten dest min rat.
Ob dir daz gv̊t ze nahen gat.
vñ ob dvs ane tugend vertv̊st. div bædiv machent misse tat.
Wirf in die milte dinen sin.
hab vñ henge furhte got. so gat din leben mit sælden hin.

*31. **Wie man in der mv̂zze sol leben.**
Svn merche daz div mv̂zze git.
vil eren vnde werdicheit.
Die soltv minnen zealler zit.
so wirt din lop den werden breit.
Ist daz den wandelbæren leit.
waz vmbe daz der bösen haz. die biderben selten ie vˢmeit.
Leb dv in tugentlicher aht.
vñ laz die crancgemv̊ten leben. als in von art si geslaht.

Und hinter Str. 77:

*75. Wie gůt div wăr riwe ist.

Wie moht ich allez daz vol sagen.
daz dv ie her gewndert hast.
Ich mvͦz dir min svnde clagen.
der trag ich alzeswæren last.
Ich wær in gern ein fromder gast.
swi gar ich svnden mælich si. doch wont in mir der riv ein ast.
Der ist von diner maht beliben.
ich trœste mich div riv ist gvͦt. daz vind ich in dem blat geschriben.

Die übrigen stimmen zusammen, nur steht 29 der Maness. Sammlung hier als 44, und 70 fehlt.

Die Winsbekin beginnt mit zwei neuen Strophen:

*1. Ditz bůch sæt nv von der frawen werdikeit.

Wir frawen wolten moht ez sin.
der von dem lib wær gvͦt.
Daz er den offenbæren schin.
mit tvgenden liezze wol behvͦt.
Swi wol erz vnder dem helme tvͦt.
er hat vns frawen niht gewert. ern hab da bi doch hvbschen mvͦt.
Wir frawen loben deheines tat.
der vzzen lehen kæppelin. vñ heim gezogen schande hat.

*2. Wie die frawē habēt vnzæm meistˢschaft.

Wir frawen haben nv meister me.
denne vns div măzze schuldik si.
Ir besem zoh die besten.e.
nv ist vns manges besem bi.
Der selb ist aller zuhte fri.
mih mvͦt der niht gemezzen can. mit rehtˢ fvͦge fvͤzze dri.
Daz der den frawen mezzen wil.
nach cranker ler ir lvter lebē. der meisterschaft ist gar ze vil.

Hinter 2 folgt:

*5. Hie ratet dĭ mvͦter ir tohtˢ.

Vil liebiv tohter mir behagt.
din red vñ auch din antwurt wol.
Vf den mvͦt min triv mich iagt.
daz ich dirz beste raten sol.

Ez wurd minez herzen dol.
ob din lop wiplich vn̄ ganz. von dinē schulden wurden hol.
Da von vns beide got bewar.
vn̄ siner liebē mv̊ter craft. daz din mv̊t immer so gevar.

Str. 9 der Manessischen Sammlung fehlt (wie in der Weingarter), dagegen folgt hinter 12:

*15. Si giht si welle ir volgen.

Sol mv̊ter mir daz ein ere sin.
ob man min wnschet vf ein stro.
Dez ahtent niht die sinne min.
daz im vō hertzen si also.
Ich wil in zvhten wesen fro.
als minen iaren wol an stat. min lop in eren ziehen hoch.
Daz ie der werden wille waz.
ich wil dar an vnschuldick sin. ob man min wnschet vf daz gras.

*16. Div mv̊ter giht man ger der tohter mit gedankē.

Gedanke sint den lvtē fri.
vn̄ wnschen sam weistv dez niht.
Daz maht dv ver stan da bi.
so man ein wip ie schoner siht.
Der man in tugenden ere giht.
der wnschet ir wirt imez niht me. hat er zeminne mv̊tes iht.
Ein ieglich sin des hohsten gert.
so man gidenchet oft an dich. vn̄ wnschet din so bistv wert.

*17. Hie ræt div tohter.

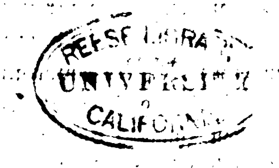
Daz ich der werden lop beiag.
da wil ich immer iagen nach.
Den swachen ich vnwillen trag.
die man vntat ie werben sach.
Ein wiser man hievore sprach.
ze swacher heimlich wirt man siech. div brv̊fet schand vn̄ vngemach.
Ein ieglich man mac wnschen min.
swem aber min schappel werden sol. der mv̊z vil wol gevieret sin.

Dieselben 3 Strophen, welche, mit einer vierten voran, in der Weingarter Handschrift nach 10 folgen. Die übrigen Strophen 18—38 stimmen wieder, auch in der Folge, mit Maneſſ. 13—33 zuſammen;

ebenso mit Weingart. 12—35, wo nur eine Strophe (Maness. 28) fehlt, dagegen allein noch der Schluß dieses Gedichtes, mit zwei Strophen, erhalten ist.

Vielleicht stand dieser einst auch in unserer Berliner Handschrift, wo die letzte Strophe ganz allein auf dem letzten Bl. 68 a steht, und wie es scheint, Schrift abgebimset ist. Ganz unten steht von alter Hand: got elliv dinch geschafen hat von und auf der Kehrseite ganz oben roth Ich pin geuangen. Endlich, ganz unten mit feiner Schrift Anno dom̄ Mccc vicesimo t^c^cio kalendas Aprilis; daneben größer Cvno. Diese Jahrzahl 1323, wenn auch mit dem Namen nicht den Abschreiber angebend, stimmt jedoch zu dem Alter der ganzen merkwürdigen Handschrift.

v. d. Hagen.



# XV.

# Ueber Johann Tauler

## und eine neue Ausgabe seiner Schriften, nebst Proben aus seinen ungedruckten Werken in der Königl. Bibliothek in Berlin.

Von F. A. Pischon.

Wenn man behaupten kann, der Predigermönch Johann Tauler zu Straßburg sei nicht allein der ausgezeichnetste deutsche Redner seiner Zeit gewesen, sondern auch der tiefste, innigste und beredteste in allen dem achtzehnten Jahrhundert vorangehenden Zeiten, dass vielleicht Luther allein neben ihm genannt werden dürfe, obgleich dieser an Tiefe und Innigkeit ihm nicht gleich komme: so wird es nicht befremden, auf ihn, der unter uns seit längerer Zeit vergessen scheint, hinzuweisen und den Wunsch einer neuen, authentischen Ausgabe seiner Werke in diesen Blättern anzuregen.

Johann Tauler wurde wahrscheinlich zu Straßburg geboren, obschon einige *) Cöln für seine Geburtsstadt ansehen. Vielleicht ist der Straßburger Rathsherr Nikolaus Tauler, welcher 1313 erwähnt wird, sein Vater gewesen. Das Jahr seiner Geburt wird nicht ganz sicher auf 1294 gesetzt. Er trat in den Dominikaner- oder Predigerorden und predigte mit ausgezeichnetem Beifall erst an St. Gertrud in Cöln, nachher an mehreren Orten Deutschlands, vorzüglich aber in Straßburg, wo er zwanzig Jahr lehrte und am 16ten Juni **) 1361 starb.

*) wie Pantaleon und Freher.

**) Auf den Leichenstein Taulers steht XVI Kal. Junii, es ist aber der 16. Juni gemeint, wie aus den Worten: Cyriti et Julite erhellt, denn das Fest dieser Heiligen wurde am 16. Juni gefeiert (obschon andre den 15. oder 16. Juli nennen).

In einer den alten Ausgaben der Predigten Taulers angehängten „hystorien des erwirdigen Doctors Johannis Thaulerij“ von unbekanntem Verfasser wird erzählt, dass im Jahr 1340 Tauler in einer Stadt (Cöln) mit großem Beifall gepredigt habe, aber von einem Laien, einem gnadenreichen Mann, welcher dreißig Meilen gekommen war, ihn zu hören, belehrt worden sei, wie er bei seinem Predigen den rechten Weg verfehle und nur sich selbst suche und wie er darum allem äußern Wesen entsagen, sich nicht mehr öffentlich hören lassen und erst zur höchsten innern Beschaulichkeit kommen müsse. Und als nun Tauler „woll zwai iar also gelidten hatte in grosser anfechtunge vnd in „grosser verschmachnus aller seiner freunde vnd in grosser armut also „das er seine bücher ain tail versetzen mußt. vnnd auch kam er in „gar grosse kranckhait seines leibs“ da geschah ihm einst noch die größte Anfechtung in schmerzlicher Reue und Buße, worauf er eine tröstende Stimme hörte und in einen sinnlosen Zustand verfiel. Als er aber wieder zur Besinnung kam, fühlte er eine neue Kraft in sich, welche jener Laie für das Licht des heiligen Geistes erkannte. Nun wollte er am dritten Tage wieder predigen, als er aber gebetet hatte: „wurden „sein augen von inniglichen wainen ym also seer überfliessen, daz er ain „wort nit gesprechen kund von grosser innikait.“ Da ward er nun recht zum Gespött und die Brüder im Kloster verboten ihm jetzt das Predigen. Nach fünf Tagen aber bat er den Prior, dass er zuerst den Brüdern im Kloster eine Lection lesen dürfe und da las er: „große und tiefe Lehr mit großer göttlicher Kunst,“ worauf ihm erlaubt wurde, wieder zu predigen, was er von nun an in großem Segen that.

Wie viel an dieser Historie Wahres sein mag, da sie aller sonstigen Beglaubigung entbehrt *), wissen wir nicht, aber auf jeden Fall gehört Tauler zu den hochbegabten und erleuchteten, ihre Zeit weit überragenden Rednern, welcher so gewaltig mit der Sprache zu ringen versteht, dass sie ihm bis in die tiefsten Tiefen der Speculation und Mystik folgen und ihm da Worte geben muss, wohin kaum das Gefühl zu reichen vermag.

Wenn man nun seine Schriften, vor allen seine Predigten, liest und dies innige Anschließen des Gedankens an die Sprache, das völ-

*) Auch das widerspricht darin der wahren Geschichte, dass gesagt wird, Tauler habe noch acht Jahr nach seiner Erleuchtung gepredigt, wo er demnach schon 1350 gestorben sein müsste, auch könnte er, wenn dies in Cöln vorgefallen wäre, nicht 20 Jahr in Straßburg gelehrt haben.

lige Einsſein des innern Sinns mit den geſprochenen, oft, wie es ſcheint, ganz eigenthümlich für den Begriff gebildeten Wörtern wahrnimmt; ſo bedürfte es keines Beweiſes, daſs er wirklich urſprünglich deutſch geredet und in keiner fremden Zunge und daſs nicht das geſchriebene Wort, ſondern der lebendig die Seelen ergreifende Ausdruck ſeiner Rede ihm den Namen des „groſsgelahrten, in Gnaden erlauchten Doctors" verſchafft habe. — Weil indeſſen auch hieran gezweifelt worden iſt, möge mir vergönnt ſein, in wenigen Worten zu zeigen, daſs er urſprünglich deutſch geſchrieben hat.

Wer Taulers Schriften näher kennt, hat wohl kaum ſolchen Zweifel in ſich können aufkommen laſſen, er iſt aber aus dem Titel der älteſten gedruckten Ausgaben der Predigten Taulers, Leipzig 1498. und Augsb. 1508, hervorgegangen. Der Titel jener Ausgabe heiſst nehmlich: „Sermon des groſsgelarten in gnaden erlauchten Doctoris „Johannis Thauleri prediger ordens. weiſende auff den neheſten wa„ren wegk. yn geiſte czu wandern durch vberſchwebenden ſyn. vnuoracht „von geiſtes ynnige vorwandelt in deutſch manchen menſchen zu „ſelikeit. Gedruckt in der fürſtlichen ſtat Leyptzk durch Cunradum „Kachelouen vnd vorendet. Am tag Gerdrudis ym acht vnd neuntzigi„ſten iar. 4." Der Titel der Augsburger Ausg. von 1508 aber lautet: „Sermones: des hochgelerten in gnaden erleuchten doctoris Johannis „Thaulerii ſannt dominici ordens. die da weiſzend auf den nächeſten „waren weg im gaiſt zu wanderun durch überſwebendenn ſyn. von „latein in teutſch gewendet manchem menſchenn zu ſäliger frucht„barkeit. fol. *) — Nun iſt aber einmal nicht einzuſehen, warum, wenn Taulers Schriften 1498 lateiniſch vorhanden geweſen wären, Laurentius Surius ſie hätte 1548 ins Lateiniſche **) überſetzen wollen, da die Urſchrift doch jeder Ueberſetzung vorzuziehen geweſen wäre; dann aber müſsten ſich doch noch ältere lateiniſche Ausgaben vor 1498 vorfinden, wovon meines Wiſſens nirgend die Rede iſt. — Aber jene al-

*) Andre Ausgaben ſind: von Adam Petri. Baſel, 1521. ebenda 1522 und zu Halberſtadt 1523 vielfach vermehrt. In Frankfurt erſchienen 1621 Taulers Predigten auf die Evangelien durch das ganze Jahr. Eine wiederholte Ausgabe mit einigen Schriften des Thomas a Kempis von Joh. Staupitz und einer Vorrede von P. J. Spener Frkf. 1692., 1705. und 1720. in 2 Bd. Auch in Cöln und Halle erſchienen ſie 1720.

**) Wobei auch mehrere kleinere Schriften Taulers ſind, auch das mit größerem Rechte Heinrich Suſo zuzuſchreibende Buch: von den neun Felſen oder Stufen chriſtlicher Vollkommenheit.

ten Ausgaben, um nicht einmal von den Handschriften zu reden, sehen auch gar nicht wie Uebersetzungen aus. Denn obschon in der Augsburger Ausgabe deutlich steht: „von latein in teutsch gewendet," findet sich doch auf dem letzten Blatt eine Erklärung einiger älteren deutschen Wörter: „Diese wort loffen gar offt in diesem Buch, die nit aim „yglichen verstentlich sind. darumb hab ich sy ain wenig erklärt." Solche sind z. B. darben d. i. mangeln, behagen d. i. wolgefallenn, Istigkait d. i. wesen, lonbar d. i. verdienlich u. s. f. Nun wird doch aber kein vernünftiger Mensch, der aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, für das lateinische Wort ein älteres deutsches wählen, was er nachher in einem Anhange erklären muss und nicht etwa egere darben, essentia Istigkait übersetzen, wenn diese nicht verständlich sind, sondern gleich die Wörter mangeln und Wesen dafür brauchen, mit denen er sie später erklärt. Hieraus erhellt ganz klar, dass der Leipziger Herausgeber von 1498 unter „vorwandelt „in deutsch" nur gemeint hat: in übliches neueres Deutsch, der Augsburger aber in Unwissenheit „von latein" vorgesetzt hat. Auch sagt er selbst auf der vorletzten Seite: „Ain end hat daz Buch „von den andechtigen vnd gnadenreichen predigñ vñ leeren des beschaulichen lebens des erleüchten u. s. f. Thaulerij. die da neülich corrigiert vnnd gezogen seind zu dem mérern tail auff gut verstentlich Augspurger sprach, die da vnder andern teütschñ zungen gemainiglich für die versteentlichste genommen vnnd gehalten „wirdt." Wie das geschehen ist, möge folgende kurze Stelle aus der Straßburger Handschrift *) zeigen: „Kinder, Kinder disen men„schen geschit reht also dem winholze, das ist ussewendig „swarz vnd dürre vnd gar snöde, und wer es nút erkennete „den enduhte es niergent zuo guot, dan in das fúr zu werfende „vnd zuo verbúrnende." Dies corrigirt die Augsburger Ausgabe fol. 26. b. auf folgende Weise: „Disen hochen überedlen menschen „geschicht recht als dem weinholtz das ist auswendige schwartz vnd hert „vnd dürre vnd gar schnöd vnd ob es dem menschen nit bekannt wäre „so deücht jn diß holz wäre nymant nütze noch gut dan allein in das „feür zu werffen vnd zu verbrennen." Hier erkennt man, was der Herausgeber „corrigiren" und „auf verstendliche Sprache ziehen" heißt, aber an Uebersetzung aus dem Lateinischen ist nicht zu denken.

*) In Oberlin's Dissertation de Tauleri dictione vernacula et mystica pag. 13.

Ist es demnach bewiesen, dass Tauler deutsch gesprochen und geschrieben hat; so ist der Wunsch auch rege geworden, ihn in der ächten Sprache seines Jahrhunderts wieder zu lesen. Daran hat man früher, wie Küttner in den Characteren deutscher Dichter und Prosaisten 1781 (S. 55) sehr gezweifelt, weil nirgend alte Handschriften bekannt waren. Aber schon wenige Jahre nach dem Erscheinen von Küttners Buche öffnete sich eine Aussicht dazu. In der unter Oberlins Vorsitz vertheidigten Dissertation des Straßburgers Joh. Jak. Beck, welche aber Oberlin (Jer. Jak.) selbst geschrieben hat: de Johannis Tauleri dictione vernacula et mystica. Argentorat. 1786. 4. berichtet der Verfasser S. 9., dass sich in der Bibliothek der Johanniter in Straßburg drei Codices befänden, worin Taulers Predigten in deutscher Sprache enthalten wären. Im ersten, welcher schon im 14. Jahrh, oder wenigstens Anfang des 15ten in 4. auf Pergament geschrieben sei, wären 39, in den beiden anderen in kleinerem Format, welche wenige Zeit nach dem ersten zu setzen seien, im zweiten auf Pergament 73 Predigten, von denen die letzte verstümmelt sei, im dritten auf Papier 91 Predigten enthalten *). Aus diesem Schatze hat nun Oberlin eine Predigt und ein kleines Glossar mit erläuternden Beispielen herausgegeben, wie ganz neuerlich Wackernagel noch zwei Predigten daraus mitgetheilt hat.

So wünschenswerth es nun auch ist, dass diese Straßburger Codices vollständig gedruckt würden, da man sich bis jetzt nur mit verstümmelten und umgeänderten Abdrücken der einzelnen Predigten Taulers begnügt hat; so wäre es doch noch verdienstlicher, eine Ausgabe seiner sämmlichen Schriften zu veranstalten, da, wie die Probe in Rambachs Anthologie christlicher Gesänge zeigt, auch geistliche Lieder von Tauler vorhanden sind und noch hin und her manche Schriften z. B. „vom innigen geistlichen und gottschauenden Menschen" mit größerer Gewissheit als die deutsche Theologie ihm zugeschrieben werden.

Einer solchen Ausgabe könnte es auch wohl nicht an freudiger Aufnahme fehlen, da nicht allein die Liebe zur Sprache, sondern auch die Anerkenntniss der Verdienste Taulers, sowohl unter den Evange-

*) Wilh. Wackernagel hat in seinem „Altdeutschen Lehrbuch Basel 1835. 8. Sp. 662 — 676 aus diesen Codicibus zwei Predigten abdrucken lassen, er erwähnt aber des ersten Codex nicht, wohl weil sie nur aus den beiden letzten genommen sind, sagt aber von diesen, dass der pergamentne von den im Register verzeichneten 81 nur noch 73, der papierne 93 Predigten enthalte.

lischen als im ganzen katholischen Deutschlande ihr Theilnehmer und und Freunde erwerben würde und nur der Mangel an Hülfsmitteln mag eine solche verzögert haben.

Diese Hülfsmittel bieten sich uns nun aber, was, so viel ich weiß, noch nirgend öffentlich angezeigt und bekannt geworden ist, in unsrer königlichen Bibliothek zu Berlin dar. Zu dieser Büchersammlung ist nehmlich, man weiß nicht wie, und wahrscheinlich schon zur Zeit des großen Churfürsten, vielleicht mit seinem Kriegszuge im Elsaß zusammenhangend, die Büchersammlung eines Straßburger Theologen, Namens Daniel Sudermann, gekommen, welcher um 1570 lebte und sowohl selbst wie sein Vater Sebastian Sudermann an den Handschriften derselben gesammelt auch sehr vieles von eignen Werken, vornehmlich geistliche Lieder und ascetische Abhandlungen, hinzugefügt hat. Dieser hat auch aus dem Kloster, worin Tauler gewesen ist, viele Schriften erhalten, unter welchen mehrere von Tauler, Süß, Eckart und anderen berühmten Mystikern des 14ten Jahrhunderts sich finden, ja sogar ein codex (mspt. germ. quart. No. 125.) vorhanden ist, welcher nach der allgemeinen Sage nicht nur zu Taulers Zeit sondern auch (was indessen doch noch zu bezweifeln wäre) von Taulers eigner Hand geschrieben sein soll. Ueberhaupt aber besitzt die Königl. Bibliothek von angeblich Taulerschen Werken folgende Handschriften.

I. In fol.

1. Im Cod. 88. eine Predigt „von v. luttern gewissen“ welche zwar dem Titel zu Folge von Geyler von Kaisersberg, nach Sudermanns Angabe aber von Tauler ist.
2. Cod. 242, 243. Joh. Taulers Leben und Predigten, gesammelt durch Petrus Noviomagus. 1550 Niederdeutsch. (Aus Paris stammend.) Um 15 Jahr älter als die älteste Frankfurter niederdeutsche Ausgabe Taulers.
3. Cod. 246. Joh. Taulers Leben und Predigten. Niederdeutsch 1533, also 32 Jahr früher als die Frankfurter Ausgabe.

II. In quart.

1. Cod. 125., welcher von Taulers Hand sein soll. Darin findet sich von ihm:
   a. von sacramentlicher bicht wie di syn sol (den Anfang ausgenommen angeblich von Tauler geschrieben). Diese Schrift ist sonst nirgend angezeigt und könnte ungedruckt sein.

b. von bekorungen, nur 1½ S., das Ende von derselben fremden Hand geschrieben wie der Anfang des vorigen.

c. e. Brief an eine Klosterjungfrau 7 Bl. von der Hand Taulers und ungedruckt. —

Daran sind noch Gebete gehängt und H. Süße: lere wie man innerlichen leben soll nebst drei Betrachtungen: von der Geduld, von betrügnisse, von kuschekeit; deren Verfasser nicht genannt ist.

d. Drauf folgen Betrachtungen von Tauler ohne Überschrift, wobei Sudermann die nicht gedruckten Sachen angegeben hat. — Ferner folgen von Tauler

e. f. g. von der messen, von dem allergrösten lob gottes, von zwelf knechten und zwelf meistern und andre kleinere ascetische Betrachtungen ohne Titel.

2. Cod. 149. Etliche schöne Sendbriefe von e. geistl. Vater am Kloster der geistl. Jungfrauen, auch etliche Predigten. Nach Sudermanns Angabe „des Herrn Tauleri, älter und weitläuftiger als die gedruckten Handschriften aus Sec. 15.“

3. Cod. 165. Taulers Predigten und a. Schriften. Darin sind enthalten:

a. 18. Predigten, ausführlicher als die gedruckten.
b. die Historie von Urselen der closenerin zu brabant.
c. von dem heiligen Sacrament.
d. der herzen Spiegel.
e. von fünf armuten.
f. von geduld in verfolgung und leiden.
g. von rechter demut.
h. von nützlichem Schweigen.
i. ein predig.
k. historÿ von e. geistl. von gott erleüchten person.
l. predig uff den pfingsten.

4. Cod. 166. a. — 48 Predigten von Tauler, auch etwas vollständiger als die gedruckten.

5. Cod. 171. b. Predigten zum Theil von Tauler u. Eckart. Handschrift aus Sec. 15.

6. Cod. 182. c. Fünf Predigten von Tauler u. Ulrich.

7. Cod. 181. f. Ein Brief von Tauler.

8. Cod. 191.: von der heiligen Leben, wozwischen viele Predigten von Eckart, Tauler u. Süß.

9. Cod. 194. g.: wie sich die innerliche Vbung in 3rlei weise theilt, von Tauler oder Eckart. Handschr. aus Sec. 14 u. 15.
10. Cod. 344. Verschiedene Sendbriefe von Tauler. u. a.

III. In oct. und duodecimo.

1. Cod. 19. b. Gebete von Tauler in Versen und Prosa. 12. Wie es scheint aus Sec. 15.
2. Cod. 42. Betrachtungen und Gebete von Süß, Tauler u. a. Sec. 15.
3. Cod. 64. c. Einige Briefe von Tauler an Jungfrauen in s. Kloster geschrieben, so wie Gebete und theologische Betrachtungen von ihm und andern. Sec. 15.
4. Cod. 68.: 41 Predigten von Joh. Tauler. membr. Sec. 15.

Aus solchen Hülfsmitteln könnte und sollte mit weiser Sichtung des Ungewissen (wie sich z. B. Einiges hiebei unter Taulers Namen findet, was sonst Bruder Bertholt zugeschrieben wird) und des Falschen eine Originalausgabe der Taulerschen Schriften ans Licht gefördert und noch hinzugefügt werden, was hier fehlt. Dazu würde gehören: Nachfolgung des armen Lebens Christi, was nach Schottelius *) Zeugniss zuerst nach einer alten Handschrift treulich u. unverfälscht 1621, dann 1656 Frankf. a. M. erschien, ferner Mark der Seele, geistliche Betrachtungen vom Leben u. Leiden Christi u. a. m.

Als eine Probe, was aus den noch ungedruckten Schätzen der königl. Bibliothek zu erwarten wäre, mögen folgende Bruchstücke gelten.

## Erstes Bruchstück. **)

### Aus cod. mnsept. berol. 4. No. 125.

Nach Sudermanns Angabe ein Brief an eine Klosterjungfrau und nicht gedruckt.

Unser Herre ihs Xsts der hat sich selben gedemůtiget ***) zvo allen den dingen die vns zvo dem ewigen heile nv̈ze vnd notdürftig

*) Schottelius Ausführl. Arb. v. d. deütsch. Haubtsprache S. 1198.

**) Bis auf die aufgelösten Abkürzungen ist Alles diplomatisch genau wiedergegeben.

***) Man unterscheide hier die Schreibart u oder v, ů oder v̈, uo oder vo und ou.

sint von gantzen truwen da von so ist billich daz ouch wir vns flißen alle zit nach sinem willen vnser herze vnd vnser leben ze rihtene. Wan sin wille ist ein forme aller rehtekeit vnd ist die erste vnd die höheste rehtekeit Vnd so ime ie neher so ie rehter. Vnd wan *) wir sins willen an siner gotheit niht erkennen mohten Dar vmbe emphieng er die menscheit an sich. Als **) er den engeln in den himeln geoffenet hat sinen willen in siner gotheit. Daz ouch er selbe vns menschen lerte hie nidene sinen willen mit siner menscheit. Er ist ein spiegel aller vollekomenheit dar inne wir vns alle zit ersehen söln. waz got an vns vordert ze behalten. Vnd wez an uns gebreste nach sinem innersten willen. So ein iegelich mensche je dicker den spiegel für sich setzet vnd ie flizeklicher sich selbe dar rihtet vnd reinet so ez den götlichen spiegel ie klarlicher in dem himele ansehende wurt vnd ie volleklicher von sinen brehen glaste erlühtet. Dar vmbe wart er hohe an daz krüze erböret ***) vnd genegelt offentlich vf dem velde aller der welte anzesehende. Also man die spiegel an die törsüle spulget †) ze negelnde. Vnd daz die in vnd die vsgenden sich dar inne ersehen daz wir alle an ime lernen die tugent forme die er vns hat vf erde bracht. Von der himel schuol der obersten tugende schuolmeister. Sine wort sine werk sint allez tugende letzen.††) Vnd doch sönderliche lert er dise tugende Do er sprach lernent von mir. wan ich bin senfte vnd demötiges herzen. so vindent ir ruowe uwere selen. Min ioch ist senfte vnd süße vnd min burde ist ringe. Die andern tügende lert er do er sprach dar an erkennent alle die erkantnisse habent daz ir min lereibnger sint ob ir mine zvo einander habent †††) ich öch geminnet han Sit er selbe gyht daz wir diese tügende von ime lernen söllen. Swer nv sin schuol kint wil sin der zeige ez an der leruunge: der wol lernende schuoler erfrowet und eret sinen schuolmeister ih'm xpm ††††). Since †††††) aber

*) da wir nicht — konnten.

**) wie.

***) Sudermann erklärt das Wort: erhöhet, hängt wol mit empor zusammen.

†) pflegt.

††) Lectionen?

†††) Es fehlt: so wie.

††††) Jesum Christum.

†††††) weil. — Von hier an stimmt die Handschrift mit einer Predigt oder Abhandlung Bruder Bertholds (Klings Ausg. S. 98.) fast wörtlich überein, jedoch so, dass unsre Handschrift offenbar älter ist als die Heidelberger Handschrift Bertholds von 1370. Ich überlasse es zu untersuchen, ob dieser Brief nun nicht von Tauler sein kann oder ob Tauler hier abgeschrieben oder ob in der Heidelberger Handschrift von Berthold eine Abhandlung Taulers hineingerathen sei? Dies Letzte scheint mir am annehmlichsten,

nieman mit worten könne also vollekliche vnd also eigenliche keine tugent gelernen vnd in daz herze gemalen als die olvnge dez heiligen geistes der sv in daz herze güßet. so helfent sv doch ein teil dz man dz herze deste baz georden könne da nach vnd gerihten. Dar vmbe also verre ich mich hie mitte versten kan vnd gedenken mag als dinem geiste reht kome. vnd got liep an dir si also lege ich dir eine einvaltige forme für nach der du dich rihtest also dv mich dicke gebetten hest. Swa aber dv dich bessers verstest vnd dz dir baz kome da wil ich nicht dz dv mir volgest. da volge dem bessern meister dem heiligen geiste Nach dem sich alle herzen rihten söln die siner biwonunge gerent *) getrost werden vnd als er selber senfter ist alse lerne von ime senfte sin dir selben vnd den andern. Dir selben daz dv allez din gemöte vf in einen last **) so verre daz mit fuoge sin mag vor dez liebes notdurfte vnd des gemeinen ordens gehorsami. Wan swie doch gottes heimeliche ***) ob allen dingen si. so mvoz man doch etwenne vnderlaz haben daran durch des libes krangheit daz ers erweren †) möge. Swer vnsern herren vnbescheidenliche behaben wil dem entrinnet er dicke. Swer sich sin bescheidenliche anet vnderwilen mit senen der behabet in.

## Zweites Bruchstück.

### Aus einer Abhandlung Taulers, worin Regeln der Frömmigkeit gegeben werden, nach Sudermanns Angabe ungedruckt. Aus derselben Handschrift No. 125 unter f.

Mit zwein armen söln wir in ††) an vns halsen mit gebette vnd mit reinem gedenken. Daz gebet ist drivaltig eines so wir sprechen die gebet die der heilige geist durch ander menschen mont getihtet hat als

da von Berthold sonst nicht bekannt ist, dass er Abhandlungen geschrieben und diese überhaupt in edlerm Stil und strengerm Zusammenhang abgefasst ist, als Bertholds Predigten. cf. Grimms Recension der Bertholdschen Predigten in d. Wiener Jahrb. 1825. Okt. S. 252.

*) Begehren getröstet zu werden.

**) Auf ihn allein lässt, ruhen lässt. Bei Berthold: last varn.

***) Ist das stille geheime Hingeben an Gott.

†) erweren ist erleiden erklärt, ausdauern. Man sieht, wie Tauler hier nicht im dunkeln Mönchssinn redet. —

††) ihn, nehmlich unsern Herrn.

die salmen vnd hymnen vnd pr nr *) vnd andere soliche gebet. Daz ander ist so dv von din selbes herzen kosest mit gotte vnd mit sinen heiligen also dich denne der heilige geist wiset vnd klagest ime daz dir wirret vnd bittest in vmbe dez do gerst. vnd dankest ime daz dv hast beide vmbe dich selben vnd vmbe ander lüte. Die drite ist in dem herzen ane vszere wort mit lutere gerunge **). So der mvnt nicht mit worten gar für gelegen kan. also vil daz herze innan gevangen ***) hat mit girde. dz erste ist gut daz ander etwenne besser. dz drite aller beste. — Die gedenke svln vf vier ding gerichtet sin. dz erste ist dz wir da von werden zvo gottes liebe enzvndet. Daz ander daz wir die svnde vnd die vntugende lernen haßen vnd fliehen. dz drite daz wir zv der tugende fliz erwecket werden. Daz vierde dz wir vns selbe lernen versmahen. Daz wir in die liebe gottes enzvndet werden Da helfen vns drie gedenke zvo. der eine der ist daz wir bedenken wie liep vns der vatter von himelreiche hat daz er vns sinen einbornen svn vnsern herren Jesum Christum eigenliche zvo einem bruoder gegeben hat er ist ouch so eigenlich vnser (sc dz) wir in gegeben mögen dem vatter zvo besserunge für alle schulde vnd ist ein gelt da mitte wir ime sin riche aber kofen mögen so wir Jesum nicht vergessen in vnser liebe. Der ander gedang ist daz wir gedenken wie rehte willekliche der svn von himelriche vnser eigen bruoder worden von siner mvoter ist. Vnd wie rehte fliszekliche vnd lieplich er dz geworben hat mit sinen arbeiten dz wir sine bruoder von sinem vatter worden sint daz er dz erbe mit vns geteilete. Der drite gedang ist daz wir gedenken wie er vnser zvo so hohen eren gedaht hat daz wir ir selbe niht geahten noch gegeren konnen. Vnd darzvo hat er vns gesant die luterunge sinen heiligen geist daz er vns ime selben also wil lutern vnd bereiten mit sinen sößen gaben. daz wir die vntugende haszen vnd die svnde fliehen da gehörent drv ding zvo Daz eine hasze sv an dir selben getruweliche. daz ander hasze sv an dinem nehesten fridelíche. daz drite flüch die svnde vnwirdekliche. die svnde hasze an dir getruweliche also nuvan durch got den dv darmitte beswerei hast vnd daz dv din herze cristes tempel gevnreinet hast vnd dez heiligen geistes gemahelen dine sele betrübet hat. †) Also hasse sv ouch fridelíche an dinem nehesten durch daz selbe vnd habe fride mit der persone vnd mit sinem herzen vnd mit siner sele vnd hasse

*) Psalmen und Hymnen und pater noster.

**) mit lauterer reiner Begehrung, Sehnsucht.

***) Man könnte auch: inn angevangen lesen.

†) lies: hast.

an ime numan die sünde durch die minne gottes*). Fluch die sünde mit dem willen in dem **) getat ob dü mögest so trip sü vz dem herzen swie so sü mit gedenken oder mit geluste ingent so gange der wille vnwirdekliche von in ***) vz vnd in keine wor †).

## Drittes Bruchstück.

### Aus derselben Abhandlung wie das zweite Bruchstück. Ende.

Die drite vedere ††) ist die Trachtunge siner götlichen süße siner natürlichen güte siner wunneklicher beschowunge in sinen küniglichen eren in den himelischen fröiden da man in siht nicht alse hie in sinen werken. man siht in in ime †††) selben vnd alle sine werg in ime also den fluz in sinem vrsprunge allez daz man in ime da sihet daz ist got. niht dz gottes werg alle got sint. aber er ist aller dinge höheste sache in dez wisheit alle dinge edelicher schinent denne sü sint in in selben. also in dem güldine spiegele sint die ding güldin die doch in in selben irdensch sint so man sü dar inne schowet. Got ist ein guot in dem alles guot gencliche vnd gar vollekommliche ist beslossen vnd daz allez daz an imme guotes ist daz ist er selber. Er ist ewig also dz er selbe ist die ewekeit. Er ist almehtig vnd ist die almehtikeit. Er ist alle wisheit also daz große mer ist ein brunne von dem vnd wider in dz fließent alle wasser also ist got ein riches vrsprung allez guotes von ime flüßet aller hande wisheit alle maht alle schone alle tugent allez leben alle wesen. were got niht so were nihtes niht wan er ist aller dinge anegenge vnd ende vnd alle ding habent von ime allez daz sü sint vnd habent vnd mögent. Swer in sihet der mvoz in minnen vnd so men in ie volleklicher erkennet so men in ie kresteklicher minnet In ime alleine ruowet alle minne wan er ist aller gerunge ††††) ein vollekomens ende. Swer waz anders minnet dar an ist vnstete ruowe daz man allez eines bessern fürbaz gert. Der aber got siht als er niht bessers vinden kan also mag er niht anders gern noch lustlichers gewinnen Die bi ime wonent vor der

---

*) Welch schöne und christliche Regel!

**) soll vielleicht heißen: und dem d. h. und mit der That.

***) vielleicht: so gehe der Wille sie verachtend von ihr weg.

†) Wahrheit daß sie nicht vollbracht werde.

††) Die dritte Feder, nehmlich, wie er vorher gesagt hat, des Fittiches, womit wir uns zu Gott schwingen sollen.

†††) Man sieht ihn in ihm.

††††) Begehrung, Sehnsucht.

süsze siner angesiht so enphindet *) so keiner zit. In ist tusent iar als ein hant stunde Da ist nimmer kein vrdruz noch girde keines andern gelustes Also lang sin ewekeit ist also hoch ist sin würdekeit Als michel ist sin maht als tief ist sine wisheit Als lustlich ist sin guote als richlich ist sine herschaft Als süze ist sin minne also manigvalt ist sin fröiden hort. Der nimmer wurt erschöphet also wenig als ein süre **) daz wite mer erschöpphen kan tusent stunt minre mag alle creatur gottes eren vnd wunnen hort begriffen mit sinnen oder mit worten. Ez enmöhte ouch alle die welt mit allem irme flisze nach werce ***) einem menschen eine stunde in tusent iaren nicht verdienen die fröide. nuwen sine guote gebe vns volleist †) vnd mache vns sin werc daz wir in gesehen möszen. mit diesen vettechen söln wir vns vf swingen vz dem bosen lufte söntlicher gelüste in die höhe der götlichen liebe vnd fliegen in die einöte gottes heimeliche Daz wir geruowen in ime vnd er in vns eweklichen. Amen.

## XVI.

# Der starke Hans.

## Volkssage in Schlesischer Mundart.

Es ist die schon in meinen Anmerkungen zu den Nibelungen (1824) S. 20 gedachte Sage, wie sie noch im Munde des Schlesischen Landvolkes lebt, und K. H. Hermes aus Breslau, sie mir aufgeschrieben hat. Unverkennbar ist ihre Uebereinstimmung mit der Siegfrieds-Sage (von der rechten Schmiede, Bärenkampf u. s. w.), so wie mit ähnlichen weit verbreiteten Volkssagen, namentlich mit der ebendaselbst erwähnten Ukermärkischen Sage vom starken Knecht Süllwendal.

v. d. Hagen.

Is wor a Mol 'ne Wittfro, dei hotte an Sun, dar heiß Hons. Nu quom ane Theirige, un de orme Wittfro hotte of e Brut derheeme. Do soite se ze irm Sune: „mai Sun, nu kon ich der nischt me ze assa gan; du must holt san, wu de wos verdienst. Hie huste e holbis Brut; das is's latzte, wos ich der gaba kon." Dos nom Hons un ha leif dermiete su weit un su longe, bis de Sunna ze Riste gie.

*) zu lesen: enphindent d. h. empfinden.

**) Süre wahrscheinlich ein Gefäß.

***) noch Werke.

†) die eigentliche würkende Kraft, Mitwürkung.

Underwags do hott as Brut ufgegassa, un wi ha sech im soch, do schaut ha ene Schmeide fur sech. Nu klupt ha o de Thira, bies'm dar Schmeit uf thot; dan bot a, op an ai de Läre nama wulde: oder dan andra Tog, os ha miet'm Hommer ufs Aisa schloin sulde, do heib ha su tulle druf, doß dar Ambußt weit ai de Arde nai fuor. Dos treib ha dan gonza Tog. Do kunt an nü dar Schmeit nich broucha un a heiß'n wondra.

Druf su quom ha zuo am Paur fer Knacht. Och dam mocht ha nischt recht; ha greif'm holt ollis gor ze groop o un leiß sech wing soin. Dar Paur dar frote nu dei ondra Knachta, wos se meenten, doß se'm obquemen su dam bisa Karle. Dei soiten, ha sult'n ai a Wolt naus schicka, wu veil Wilve worn un gruße Barn — dos nis holt a gor ze grousomes Beech — dei hottn schunt mondham guden Mon 's Laba ginummа un se sulta nu och a storkan Hons uffrassa. Dar Paur dar reif nu am Honse un heiß'n naus forn un Hulz huln. Mai Honsel dankt sich holt nischt bises, ha niemt an Woin miet zwe Uchsan un fehrt ai a Wolt. Do leiß ha de Uchsa stihn un wult fer san Harrn Hulz hocka. Un ai winger os 'nar Stunda hot a a Por su a grißten Aichbeema imgehoun, un wult se nu uf a Woin tron. Do wor wult dar Woin do, oder keene Uchsa; dei hottn a Por Bare derneeder garissa un wora grode druf se zuo frassa. Do wurde ha bise un leif uf dei Bara hin un schmeiß se darneeder un bont se zusam un spont se fur a Woin. Se sultn an nu ftots a Uchsa heem fora. We ha oder dan irschta Eechboom uf a Woin schmeiß, krocha kroch, su broch ha plutze 'nzwe, doß ollis zarbrucha wor. Wos sult ha nu ongaba? Ha reiß ai der Bußt nich wing junga Beemla ous dar Arde, meetar Worzil un ollim, ous dan mocht ha an Schlieta, un su fur ha miet da Bara un dan Beema ze Schlieta heem. Dei ondra Knachte son dan tulla Foschingsufzug un dirschroka su sihr, doß ses Thur zu schlußa un an nich rai lossa wulden. Dar Spoß gefeil Honsen nich; ha nom bolt an Boom un schluog a gonza Thurwag ai tousant Sticka un mochtm salbs uf. Ha thot dei Bara ai an Kihstoll, fudartm Obendassa fum Harrn un thot os gor nischte gewest war. Ha macht druf an naien Thurwäg, su gruß, os a Hous ai dar Stodt. Dan Paurn gruselts schunt, wann sen ok onsagen. Ai dar Ongst feil an noch rens ai.

Dar Harr schickt an meet Kurn ai ne Mihla; drins imgie un wor dar Toivel Molharr drinne, dar olln Molgasta dan Hols imdrahte. Nu quom dar Knacht ai de Mihla; oder do wor ollis lar. Ai dar Stuba fond ha och keens; do wult a's Getreede salbs uffschitta. Uf e Mol su pulterts in dar Trappe nunder un's kimt a kohlrobenschworzer Mon ufn zu gewuscht miet grußa Hirnarn un glihniga ruthan Ogan un fahrtn o: „Wos wilstu Paur fu mer? Nu muste dai Laba hie lussa!" Miet dam su greif a nochm un wultm a Hols ingedraht hon, os has meet veil ondra gemocht. Oderscht dar Hons pockt an nich schlecht un greif dan Toivel bi da Hirnarn. Miet em broch has em o, doß ha sech furt mocha mußte. Druf su moalt a sai Kurn oa un fihrts heem un wulde de Toivelshirner sam Harrn brenga. Jo, wu wor dar! do stunt Hous un Hof lar un dar Harr soms on Knaichtan, as san Hons heem kumma son, worn dervone gelufa. Hons

dochta nu be siech: „wos wilster thuon? 's iis holt kai Duskumma miet am narrschen Karla, de must schunt furt vonem. de wilst ais Raich gihn un inder de Suldota, oop der durt dai Glicke geschnudt wert."

Do leif a weit un breet, bies a ai 'ne gruße Stot quom, su gruß os Brassel iis. Do maldt ha siech baim Uffzier fer Suldote. Dar nom an garne o, un gob'm gudes Galt ai de Hont, weil ha su gor gruß un breet wor. Oder se wißten bolde nich, wos sem thun sulda. 'S wor'n kee Gwahr su stork, doß as nich beim Duschloin zerschmissa hete. Oder drim worn sem doch gutt, weil ha su stork wor. Nu e Mol su quom ha ai ne Stot miet san Laita, do gie's im, un wor a gor wildis un schrockssomis Wasa, un hutte schunt drei Schiltwocha, dei on am olda Thorme stonda, a Hols imgedraht. Un nu wulde gor nieme me durt stihn. Dos hierte Hons; glaich soit ha: „wans woiter nischt iis! dos Gespansta wul mer schunt kriega. Stallt miech ok hie." Os ha nu stont un fum Thorme dar Seeger zwilfe schluog, su huob hult a Larm un a Gepruste o, doß em Hiern un San vargihn moßte, un ai am grustan Winde quom dar oberschte Toivel uf an zuo geforn un wult an zerraissa. Oder Hons wor nich faul, ha schlugs Gewahr uf'n, doß's'n tousant Sticka broch, un rung su longe miet'm bies han gezwunga hutte. Do must im dar Toivel vursprecha, doß ha nieme hiehar kumma wulde. Druf ließ han fora. Su dient ha manches Jor, un weil ha noch jung wor, wuchs ha iemer me.

Do wor a Mol a Kinig ai grußar Gedrangnis un hotte Krick miet am grußa Kaisar. Os ha nu gor nich wißte, wos ha ongrefa sult, su hiert a fum storka Hons. Do gob a dam Houptmo fu sam Regemante gruß Galt, doß ha'n lus leiß, un zu em schickte. Oder os dar Hons nu die huche Stiega nuf staiga sulda, do broch's inderm enzwe fu saim Ustrata, un ha wor och su gruß gewurn, doß a nur ai am grißta Sole stihn kunde. Do freite sich dar Kinig un mocht an bale zu am Genrol. Nu sult ha zu irscht sai Prubastickla macha un sulde hundirt Woin miet Aisa belodt ais Loger fihra. Os ha nu miet dan o ain grußa Fluoß quom un keene Bricke do wor, do nom Hons an Woin noh'm ondra un trug se ibersch Wosser miet Pfart un Laita un brocht se olle su niber. Do se nu on quomen, ließ ha siech uß zwilf grußa Stonga Aisa een Stob mocha, miet dam wult ha inder de Fainde schlon. Nu quoma se zusomma, dar Kinig un dar Keeser, un sulda nu gen ononder schlon. Do muste dar Kinig Housen ok alleene furne har gihn lon. Ols ha nu o a Faind quom, nom ha sane Stonga un schlug ollis Vulk miete derneeder, un heib su nei, doß bole olle, dei ok kunden, dervone liefen. Nu musta dar Keesar Freede mocha un gruß Gutt gaba; un dar Kinig miet Honsa zug heem.

Do ließ ha'm a grußes Hous baun un Stiega drinne fu Aisa un an Stuhl fu klorem Gulde, un ollis, doß gor a Wundir wor, un gob Housa, wos ha ok wulde. Un os dar Kinig olt wor, un keene Kindir hutte, su mocht ha Honsen noch em zum Kinig. Su wor Hons Kinig, un a baute nu ne gruße Stot fu nischte os Mormelstien, un labte noch veile Jore. Un wan ha nich gesturba iis, su labt ha heite noch.

## XVII.

## Hans Sachs.

Diese „Schilderung" ist aus den handschriftlichen Sammlungen W. G. Wackenroders, bekannter unter dem Namen „eines kunstliebenden Klosterbruders," unseres Tiecks Jugend- und Seelenfreundes, der nicht minder für die vaterländische Sprache und Dichtkunst, wie für die Kunst überhaupt, und deren Geschichte, zu früh (schon 1798, im 26sten Jahre) heimgegangen ist. Voran steht eine Nachweisung der verschiedenen Ausgaben von Hans Sachsens Werken, deren fleißige Lesung dieser Aufsatz bekundet.

v. d. Hagen.

„Wenn die Deutsche Poesie in irgend einer Periode Volkspoesie war, so war sie es im sechzehnten Jahrhundert, dem Hauptzeitpunkte der Meistersänger. Handwerke und Künste blühten; der Bürger lebte im Wohlstande; es war das goldene Zeitalter des Deutschen Kunstfleißes. Vornämlich passen diese Züge auf einige damals weitberühmte Städte, unter denen Nürnberg den ersten Rang behauptete. Gewiß hatte auch jene bürgerliche Poesie gute Wirkungen, und verbreitete auch unter der niedrigeren Volksklasse eine gewisse Bildung. Ihre Hauptzwecke waren: Beförderung der Erkenntniß der Christlichen Religion und der Moralität. Hans Sachs, der als das Haupt der Dichtkunst verehrt ward, giebt diese Zwecke mehrmals deutlich an; und

wir sehen auch aus seinen Werken hinlänglich, daß er sie beständig vor Augen gehabt hat. Um religiöse Gesinnungen, und zugleich die in der Bibel enthaltenen interessanten und lehrreichen Geschichten unter seinen Mitbürgern gemein zu machen *), brachte er stückweise, und in verschiedenen Arten der Behandlung, fast die ganze Bibel in Verse: eine Arbeit, der durchaus alles poetische Verdienst mangelt, die aber damals, da die heilige Schrift erst neu bekannt gemacht war, sehr nützlich sein konnte. Der gemeine Mann ward mit ihrem Inhalt vertrauter, nachdem der allgemein beliebte Volksdichter denselben in seine Manier gekleidet hatte; stückweise lernte er mit leichterer Mühe das Ganze kennen, und der Reim prägte ihm Worte und Sinn noch tiefer ein. — Was die Moral in Hans Sachsens Werken betrifft, so sieht man deutlich, daß diese sein allgemeinster Zweck war. Fast kein einziges seiner Tausende von Gedichten läßt er aus der Hand, ohne einen „Beschluß," wie er es nennt, anzuhängen, worin eine oder mehrere Lehren aus dem Gedichte gezogen, und meist mit höchst gedehnter Weitschweifigkeit aus einander gesetzt und dem Leser ans Herz gelegt werden. Ueberall findet er Gelegenheit, moralische Anwendungen anzuknüpfen; ohne diese erzählt er fast keine Anekdote; er bringt lange trockene Verzeichnisse von Thieren und Vögeln in Reime, um die Natur jedes Thiers allegorisch auf einen menschlichen guten oder bösen Charakter zu deuten; er versifizirt unendlich viele Stellen aus alten und neuen Geschichtschreibern, nicht bloß um seine Leser mit merkwürdigen Vorfällen der Zeiten bekannt zu machen, sondern hauptsächlich um darin Charaktere und Handlungen zur Nachahmung oder zum Abscheu aufzustellen.

Wo Belehrung, moralische Belehrung, der Hauptzweck der Dichtung ist, da wohnt ihr ächter Genius nicht. So war es bei uns fast durchaus der Fall im Mittelalter. Dazu kam noch überdies, daß die Deutsche Sprache im 16ten Jahrhundert viel zu wenig ausgebildet war, als daß sich eine eigene poetische Sprache von ihr hätte absondern können; welches um so weniger möglich war, da die besondere Gattung der Poesie, von der hier die Rede ist, auf die niederen Klassen mechanischer Handarbeiter eingeschränkt war, die in ihrem Ausdruck

*) Doch, — die Geschichten der Bibel müssen schon vor ihm wohl durch Schauspiele beim Volke bekannt gewesen sein, sonst hätte es wohl Hans Sachsens epitomatische, elliptische (nämlich, daß er die Begebenheiten vieler Jahre oft ganz kurz zusammenzieht u. s. w.) und zuweilen lächerliche Behandlungsart nicht gefaßt.

nicht leicht über den Bezirk der gemeinen Volkssprache hinauszutreten und zur Kunstschönheit zu gelangen vermochten. Und dennoch wurden sie sehr geschätzt. Ihrem Ideenkreise und ihrer Sprache gemäß, läßt sich schon im Allgemeinen vermuthen, daß sie in der niedrigkomischen, burlesken Poesie am glücklichsten gewesen sein müßten; und gerade dies Fach ist es auch vornämlich, worin die unparteiische Nachwelt unsern Hans Sachs wahres Verdienst zugestehen muß. Einige seiner Schwänke sind in Ausdruck und Erfindung (denn die, bei denen er keine Quelle angiebt, scheinen doch meist aus seinem eigenen Kopfe zu sein) Meisterstücke in ihrer Art. Außerdem ist Hans Sachs nur in einigen allegorischen Phantasien wahrer Dichter, und Erfinder; denn sonst sind seine Gedichte durchaus entlehnt. Diese allegorischen Stücke, in denen auch eine, in ihren Zügen zwar immer sehr einförmige, aber doch romantische, und angenehme Einbildungskraft herrscht, gehören zu den Arbeiten seiner früheren Jahre. Man bemerkt bei der Ansicht seiner Werke sehr bald, daß er in seinen älteren Jahren fast nur Historien und Stücke aus der Bibel in gereimte Erzählungen oder Schauspiele verwandelte, und daß auch in der Ausführung alles auffallend trockener und nüchterner wird. Er machte im Alter aus einigen seiner Erzählungen Schauspiele, und aus einigen seiner Schwänke Fastnachspiele, vermehrte auch einige seiner Schauspiele mit Akten und Personen. Und im Einzelnen wiederholte er sich noch mehr.

Seine dramatischen Arbeiten, die einen beträchtlichen Theil seiner Werke ausmachen, sind freilich weder in Ansehung des Plans noch der poetischen Behandlung, weder als Drama noch als Gedichte, von dem geringsten Verdienst (einige Fastnachtspiele ausgenommen); aber sie müssen uns darum interessant sein, weil wir in ihnen unsere Bühne, von der wir so wenig frühere Proben haben, in der Kindheit erblicken. — Zuerst von seinen historischen (geistlichen und weltlichen) Schauspielen, — seinen Schauspielen im engeren Sinn. Ueber eigenthümlichen Geist, über Plan, Situation und Durchführung der Charaktere, über die ganze dramatische Kunst, läßt sich hier nichts sagen. Es sind dialogisirte Bruchstücke, aus der Bibel oder weltlichen Geschichte oder einem Roman, oder einer Erzählung gezogen. Von der Kunst, den Faden einer Handlung aus einem Netze zusammenhangender Begebenheiten auszusondern, die Handlung auf genaue Bestimmung der Gränzpunkte zu einem für sich bestehenden Ganzen zu rün-

den, das auch keine überflüssigen Theile hat, — von dieser Kunst hatte Hans Sachs keine Idee. Wenn er größere Abschnitte aus der Bibel dramatisirt, so verknüpft er alle gleichzeitige Nebenvorfälle treulich mit seiner Haupthandlung, und schließt, wenn diese, wenn die Geschichte seiner Hauptperson, zu Ende ist, ohne für einen befriedigenden Schluß des Ganzen zu sorgen. (In seinem „Daniel" z. B. wird die Anbetung von Nebukadnezars Bild, dessen Wahnsinn, und die Scene mit Belsazar an der Tafel u. s. w. mit vorgestellt). Ueberhaupt folgt er sklavisch den Begebenheiten und ihrer Folge, wie er beides in seiner Quelle findet; er thut so wenig hinzu, als er wegschneidet. Auch die Personen läßt er unverändert; außer daß er zuweilen ein Paar geringe Nebenpersonen hinzu thut. Uebrigens bringt er alle Vorfälle der Geschichte vor die Augen seiner Zuschauer, so unvollkommen sie auch auf der damaligen Bühne vorgestellt sein mögen (z. B. die Schöpfung Adams, Kindheit Mosis, die Wundergeschichten von Josua, Simson, Jonas, — Circe), nicht minder Unschicklichkeiten und Widrigkeiten (wovon die Maccabäer zwei Beispiele liefern). In der Anlage sind die Stücke am erträglichsten, welche aus einer kleinen Erzählung (z. B. Griselde nach Boccaz) entstanden sind, die schon für sich ein Ganzes ausmachte. Aber die ungeheuersten Compositionen sind die, in deren enge Gränzen, von etwa 12 Quartblättern, ganze Romane zusammengepreßt sind, wenn auch einzelne Vorfälle immer übersprungen werden. Hier wird man schnell ganze Reihen von Jahren durchgejagt; denn diese Stücke enthalten immer die ganze Lebensgeschichte des Helden von Geburt bis Tod. Aber nicht bloß zwischen Akten, sogar zwischen Auftritten, vergehen Tage, ja Jahre (z. B. Isaak, Jakob und Esau), und lange Reisen in wenigen Minuten."

---

## XVIII.

# Versuch des Beweises, daß die Deutsche Sprache keine Quantität hat.

[Vorbemerkung. Es ist schon oft in neueren Zeiten ausgesprochen worden, daß unsere den Maßen der Alten nachgebildeten Verse nicht dasselbe mit ihren Musterbildern seien. Außer vielen Anderen hat dies noch neuerlich Wilhelm Wackernagel behauptet in der Vorrede zu seinem Buche: „Geschichte des Deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin, Fincke 1831." Hier sagt er Vorrede S. IX., daß 1) die verschiedene Art zu messen, und 2) in Bezug auf Hexameter und Pentameter im besonderen auch der syntaktische Parallelismus der beiden Hälften, in welche die Cäsur den Hexameter und Pentameter, besonders bei den Römern, theilt, der Ähnlichkeit zwischen den alten Maßen und ihren Nachahmungen im Deutschen entgegen träten. Dem Zwecke seines Buches entsprechend stellt er das Erstere hin, ohne sich auf den Beweis einlassen zu dürfen; das Letztere beweist er dagegen ausführlich.

Wer den Beweis führen will, daß die Art der Deutschen Versmessung eine andere sei als die der Alten, scheint 1) nachweisen zu müssen, daß die Deutsche Sprache keine Quantität habe, 2) die Lehre vom Deutschen Worttone entwickeln zu müssen, da dieser der Inhalt des deutschen Rhythmus ist, um dann 3) zu zeigen, wie der Deutsche Wortton in den Deutschen Rhythmen sich verhalte. Das Erste nachzuweisen, soll in dieser Abhandlung versucht werden.

Wer sich mit so vielen großen Männern, von denen hier nur Voß und Wolf genannt sein mögen, öffentlich in Widerspruch setzt, kann dies nur thun, entweder weil er in Anmaßung und Eitelkeit befangen ist, oder weil er über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dessen belehrt zu werden wünscht, was er nach sorgfältigem Streben in aller Bescheidenheit glaubt als Wahrheit erkannt zu haben. Der Verfasser hofft nach genauer Selbstprüfung im letzten Falle zu sein, und wird mit Dank auf jede Belehrung achten, die ihm von Wohlwollenden zukommen möchte.]

---

Wie in jeder Sprache, so auch im Deutschen, würde zum Aussprechen verschiedener Sylben eine verschiedene Zeit gebraucht werden, sobald man in jeder Sylbe einerlei gleiche Zeit zum Aussprechen jedes langen Vocales oder Diphthongen, einerlei andere gleiche Zeit zum Aussprechen jedes kurzen Vocales — und auf ähnliche Weise bei der Aussprache der Consonanten — gebrauchte. So würden Strafst, Brauchst länger sein als Läufst, Rufst, Schufst; diese länger als Rafft, Lauft, Ruft; diese wieder länger als Lauf, Schuf, Schafft; diese aber länger als Schaff, Raff; u. s. f.

Aber die Kunst verlangt Begränzung und Beschränkung, und es wäre schon deshalb zu erwarten, daß sie jene verschiedenen Sylbenlängen nicht auf eben so viel verschiedene Weisen benutzte, wenn es auch nicht die Erfahrung lehrte, nach welcher z. B. das klassische Alterthum nur zwischen der eine Zeiteinheit dauernden kurzen Sylbe und der zwei Zeiteinheiten dauernden langen unterschied.

Wird nun gefragt, wie die Deutsche Verskunst die an sich mögliche Verschiedenheit in der Dauer der Sylben benutze, so scheint es mir,

> daß für den Vers alle Sylben gleiche Länge haben, also Verschiedenheit der Zeitdauer in dem Deutschen Gedichte kein Stoff für die Kunst sei.

Indem ich durch das Folgende versuchen will, dies zu beweisen, bin ich freilich genöthigt, Wahrnehmungen des eigenen Gehörs zu Hülfe zu nehmen, die ein Anderer vielleicht anders gehabt zu haben überzeugt ist; indeß beruht mein Beweis nicht auf ihnen allein, sondern ich glaube auch Thatsachen benutzen zu können, die auf so allge-

meinen Beobachtungen beruhen, daß sie in wissenschaftliche Lehrgebäude gefaßt sind.

Um die Anwendung dieser für unsern Zweck deutlich zu machen, müssen einige vorläufige Betrachtungen zu Hülfe genommen werden, welche hier zunächst folgen mögen.

Der Eindruck, welcher durch den Unterschied in der Länge der Sylben oder in deren Accente hervorgebracht wird, heißt Rhythmus, jener der quantitirende, dieser der accentirende. Wird er für das Gebiet der Kunst benutzt, so entsteht der schöne Rhythmus, der auch vorzugsweise im engeren Sinne Rhythmus genannt wird; obschon auch die Prosa ihren Rhythmus hat. Der schöne Rhythmus kann sich nun aufdrücken 1) dem Worte 2) dem Tone. Die einfachste quantitirende oder accentirende rhythmische Sylbenverbindung heißt Fuß, eine Verbindung mehrerer Füße zu einem größerem Ganzen giebt die rhythmische Reihe (Metrum), dann den Vers u. s. f.

Wie es einen Rhythmus der Sylben giebt, so giebt es auch einen Rhythmus der Töne. Wenn der Gesang der unkünstlerischen d. h. prosaischen Rede möglichst entsprechen soll, so ist sein Rhythmus, wie der der prosaischen Rede an kein bestimmtes Gesetz gebunden, d. h. der Gesang ist ohne bestimmten Takt, ist Recitativ. Im entgegengesetzten Falle bindet sich der Rhythmus an bestimmte Gesetze, und heißt nun Takt.

Der Rhythmus (der Takt) des Gesanges kann sich ganz von dem Rhythmus (den Versfüßen) des gesungenen Liedes trennen, so daß bald mehrere Füße in einen Takt gezogen, bald ein Fuß, sogar eine Sylbe, in mehrere Takte ausgedehnt werden kann, ja daß selbst Worte, die gar nicht Verse, sondern Prosa sind, im Takte gesungen werden (Händels Chöre, Naumann's Psalmen u. a. m.). Der Componist ist hier nur in so fern beschränkt, als er dem Wortrhythmus nicht entgegen handeln, also im Allgemeinen nicht eine betonte Sylbe unbetonter als eine unbetonte desselben Wortes machen darf. Ein Beispiel des Fehlens gegen diese Regel findet sich in der Deutschen Übersetzung des Textes zu dem Händelschen Chore: „Dringt ein in die Feinde, mit rüstiger rüstiger Hand,“ eine Stelle, bei welcher ein Chor, der sie noch überall nicht kennt, gewiß leicht anstößt, welche sich auch wohl nicht finden würde, wenn Händel die Deutschen Worte componirt hätte.

Je näher jedoch ein Kunstwerk dem Anfange aller Kunst, dem noch **unentwickelten Kunstgefühle**, liegt (wie dieses unentwickelte Kunstgefühl sich im **Volk** erhält, während es bei den **Einzelnen** sich höher bildet), desto weniger scheiden sich die einzelnen Stoffe des Kunstwerkes zu selbständiger Entwickelung. Je näher daher ein Gesang dem Anfange der Kunst liegt, desto weniger sind Versrhythmus und Gesangrhythmus (Fuß und Takt) geschieden, und es muß daher bei jedem Volke Lieder geben, oder doch gegeben haben, in denen der Takt mit dem Versfuße noch übereinstimmt.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen, welche zur Begründung der Beweise vorausgehen mußten, lassen wir jetzt die Beweise selbst folgen.

I. Kein Kunstwerk muß genauer als das **Kirchenlied** in Form und Inhalt mit dem Geiste des Volkes entweder übereinstimmen, oder doch, wenn es ursprünglich mit demselben nicht übereingestimmt hätte, durch sein Zuhausesein im Volke dasselbe mit sich schneller übereinstimmend machen, also das Kunstgefühl desselben, sollte es ursprünglich anders gewesen sein, schneller und sicherer nach seinem Wesen umgestalten. Damit es aber ganz im Volke zu Hause sei und lebe, d. h. ganz in dessen Wesen aufgehe, muß es in einer Art, die dem Geiste des Volkes durch und durch entspricht, und in Inhalt und Form deutlich und auf die einfachste Weise die Wahrheit ausdrücken, welche entweder schon im Volke ist, oder welche es in das Volk bringen soll. Hievon die Anwendung auf den **Inhalt** des Kirchenliedes zu machen, gehört nicht für diesen Ort, wir haben es nur mit seiner **Form** zu thun. Diese also muß noch dem ursprünglichen Kunstgefühle des Volkes am nächsten liegen, so daß in ihr noch Takt und Versfuß übereinstimmen. Das Kirchenlied aber zeigt alle Sylben gleich lang gesungen, mit der einzigen Ausnahme, von der sogleich die Rede sein wird, so daß hier die jambischen und trochäischen Verse in gleichgetheiltem, zweitheiligem Rhythmus (Arsis zu Thesis = 1 : 1), die daktylischen und amphibrachischen aber im dreitheiligen Rhythmus (1 : 2) sich bewegen, also alle Sylben für Takt und Verfuß gleiche Länge haben *).

---

*) Der Privatgelehrte Herr **Pölchau** zu Berlin besitzt in seiner ausgezeichneten Sammlung von klassischen Musikwerken auch die beiden ältesten evangelischen Choralbücher. Das erste ist betitelt:

„Etlich Cristlich lider Lobgesang, uñ Psalm, dem rainen wort Gottes gemeß auß der heiligẽ schrifft, durch mancherley hochgelerter gemacht, in der Kirchen zu sin-

Nur in einem Falle findet eine Ausnahme von dieser Regel Statt. Nämlich die vorletzte Sylbe der trochäisch schließenden Verse wird in jambischen oder trochäischen Versen doppelt, in daktylischen dreifach so lang als die anderen Sylben gesungen.

In der Strophe z. B.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Uns selber geben Rath und That.

fällt auf die vorletzte Sylbe jedes trochäisch schließenden Verses eine ganze, auf jede andere Sylbe nur eine halbe Note. In der Strophe

Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren!
Lob ihn, o Seele, vereint mit den himmlischen Chören!
Kommet zu Hauf!
Psalter und Harfe wach auf!
Lasset die Musicam hören.

fallen auf die vorletzte Sylbe des ersten, zweiten und letzten Verses drei halbe Noten, auf jede andere nur eine halbe.

Diese Ausnahme ist so einzeln, daß sie gewiß die Regel nicht

---

gen, wie es dann zum tayl berayt zu Wittenberg in übung ist. wittenberg MDXiiij." (Die Jahreszahl ist falsch, sie muß heißen MDXXiiij.)

Es finden sich darin folgende acht Lieder, jedes mit seiner einstimmigen Weise:

1) Nun frewt euch lieben christen gmeyn
2) Es ist das hayl vns kummen her
3) In Gott gelaub ich das er hat
4) Hilff Gott wie ist der mēschen not
5) Der xi Psalm Salvum me fac. Ach Gott vom hymel sihe darein
6) Der xiii Psalm. Dixit insipiens. Es spricht der unweysen mundt wol
7) Der Psalm De profundis. Aus tieffer not schrey ich zu dir
8) In Jesus namen heben wir an.

Das zweite Choralbuch heißt: „Geystliche Gsangbüchlin, Erstlich zu Wittenberg vnd volgend durch Peter schöffern getruckt, im jar MDXXV." Es hat eine „Vorrede Martini Luther" und die vierstimmigen Weisen von drei und vierzig Liedern.

Durch die Gefälligkeit des Herrn Pölchau, für welche ich Demselben hier noch herzlichst danke, ist es mir vergönnt gewesen, diese Bücher einzusehen. Und schon in diesen ist überall deutlich, daß man jeder Sylbe einen gleichen Theil des Taktes zu geben bestrebt war. Nur in dem Gesangbuche von 1525 findet sich merkwürdig genug zu dem Liede „Nu frewt euch lieben Christen gmeyn" außer einer Weise, die in der angezeigten Art ist, auch eine zweite, welche für jede Sylbe in der Thesis eine halbe Note, für jede in der Arsis eine ganze hat.

umstoßen kann. Aber sie ist auch so bestimmt nur immer an derselben Stelle, daß sie dazu dient, eine besondere Eigenschaft im Wesen des Deutschen Rhythmus kennen zu lehren. Und diese ist, daß der Rhythmus lieber mit einer Hebung nach einer Senkung als mit einer Senkung nach einer Hebung, lieber jambisch als trochäisch, schließt. Dieser Schluß wird nun bei dem trochäischen Ausgange eines jambischen oder trochäischen Verses herbeigeführt, wenn die Zeit der vorletzten Sylbe verdoppelt wird. Dann steht diese nämlich mit ihrem ersten Zeittheile in der Arsis mit dem zweiten in der Thesis, oder sie hat auf dem ersten Zeittheile den Acutus, auf dem zweiten den Gravis, d. h. sie hat den Circumflex. Dem gemäß steht nun die folgende letzte Sylbe in der Arsis (da sie ohne diese Rücksicht und nach der strengsten Scansion in der Thesis stehen sollte). Die Scansion des Gesanges ist also:

In àllén meinén Thâtèn.

u. s. f.

In den trochäischen Ausgängen daktylischer Verse wird ebenso durch Verdreifachung der Zeit für die vorletzte Sylbe ein ähnlicher Schluß des Rhythmus herbeigeführt.

Wir werden im Verlauf dieser Abhandlung noch einige Mal auf die Verlängerung der vorletzten Sylbe trochäischer Ausgänge zurückkommen.

II. Nächst den Kirchenliedern sind nun die **weltlichen Volkslieder** zu befragen, d. h. diejenigen, die entweder nach Worten und Weise im Volke selbst, also ohne deutliches künstlerisches Bewußtsein, entstanden sind, oder die doch, künstlerisch entstanden, so in das Volk übergegangen sind, daß man sie betrachten kann als in das Volk hineingewachsen.

Ich kenne keine Sammlung Deutscher Volkslieder, welche zugleich mit den Worten auch die Weisen enthielte; und von den meisten Liedern und Weisen, die jetzt im Volke, besonders in und bei großen Städten, gesungen werden, läßt sich ohne Hülfe einer solchen Sammlung wohl schwerlich sagen, ob sie eigentlich aus dem Volke stammen, wenigstens in ihm heimisch geworden und Hausrecht gewonnen, oder ob sie, weil diese oder jene **einzelne** Eigenschaft dem Wesen des Volkes entsprach, nur auf irgend eine längere oder kürzere Zeit vom Volke in Besitz genommen sind.

Nach den Deutschen Volksliedern, die ich kenne, zu urtheilen, scheint es, als ob in ihnen der Takt sich nach der Sylbenzahl des Fußes richte, so daß also bei jambischen und trochäischen Liedern der Takt zweitheilig, bei amphibrachischen und daktylischen dreitheilig sei. Doch ist hiebei zu bemerken, daß die Verbindung zwischen Versrhythmus und Gesangrhythmus sich schon in so fern mehr trennt, als oft eine Sylbe (ein halber Fuß beim jambischen und trochäischen Maße) einen ganzen Takt füllt. In dem Liede „Prinz Eugenius“ kommt z. B. folgende Vertheilung der Sylben in die Takte vor:

| Er ließ | schla | gen | eine | Brücken, |
|---|---|---|---|---|
| Daß man | konnt | dar | über | rücken |
| Mit der Ar | mee | wohl | vor die | Stadt. |

Ferner muß bemerkt werden, daß diese Gedichte sich erlauben, auch Anapästen und Daktylen statt der Jamben und Trochäen in jambische und trochäische Verse einzuschieben, die dann im Takte und Fuße als Jamben und Trochäen mit fortgehen. Wenn eine solche Freiheit in Kunstgedichten sich findet, so ist sie absichtlich (oft um das Gedicht dem Volkstone näher zu bringen), im Volksgedichte ist sie aber, oft wenigstens, als ein Mangel rhythmischer Kunstentwicklung und als Unbeholfenheit anzusehen, wie sie sich auch in den ältesten Kirchenliedern findet. Beispiele von Letzterem finden sich häufig in den Kirchenliedern, die Heinrich Hoffmann in seiner „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit“ Breslau 1832 giebt, und in den Weisen, die diesem Buche angehängt sind.

Häufig, doch nicht immer, findet sich auch beim Volksliede, was wir schon beim Kirchenliede bemerkt, daß die vorletzte Sylbe trochäisch schließender Verse die doppelte Länge der andern Sylbe hat. So ist dies der Fall in dem alten Liede:

> Es waren einmal drei Reiter gefang'n,
> Gefangen waren sie.
> Sie wurden gefangen und geführet,
> Keine Trommel ward dabei gerühret
> Im ganzen Römischen Reich.

In diesem Liede (nach dessen Weise neuerlich K. v. Holtei das Mantellied in seiner Lenore gedichtet) füllen die vorletzten Sylben der dritten und vierten Zeile in jeder Strophe einen Takt, so daß die letzten Sylben in die Arsis kommen.

Solche Lieder im Volke, die beim graden accentirten Rhythmus ungraden Takt oder bei ungradem Rhythmus graden Takt haben, die also nach antiker Art im Gesange skandirt werden, scheinen mir aus künstlerischem Bewußtsein entstanden. Dahin gehört z. B. die im Volke so beliebte und zu so vielen Liedern gesungene Weise des Jägerliedes „Frisch auf zum fröhlichen Jagen." Sie zeigt deutlich die Hornmusik, für welche sie ursprünglich bestimmt war, also einen Kunstverständigen, von welchem sie erfunden worden. — Übrigens soll mit dem Ebengesagten diese Art der Verbindung von Takt und Versrhythmus nicht getadelt sein, im Gegentheil erhält gewiß manche schöne Weise eben durch den ungewöhnlichen Takt noch einen Reiz mehr, wie dies der Fall zu sein scheint in der Zelterschen Weise zu Göthes König in Thule und in der G. E. Fischerschen zu dem Liede in Tiecks Genovefa: „Dicht von Felsen eingeschlossen."

III. Die neueren Deutschen Dichter selbst zeugen für unsere Behauptung. Unter diesen namentlich auch mehrere derjenigen, welche die Absicht hatten, quantitirende Rhythmen zu geben. Die späteren derselben haben freilich ihr Gebäude schon so folgerecht aufgerichtet, daß sie, einige selten, andere vielleicht nie Widersprüche gegen ihre Grundsätze zeigen. Dagegen kann dies nicht von den früheren gesagt werden. Indem wir daher die späteren übergehen, wenden wir uns zu Klopstock, d. h. zu dem, welcher zuerst die Pracht des Hexameters in der Deutschen Sprache lebendig machte, aber selbst häufig gegen Grundsätze fehlt, die er zu beobachten strebt, indem er lange Sylben (wir bedienen uns hier der für die Prosodie allgemein üblichen Kunstsprache) kurz, und kurze lang gebraucht hat. Sollte aber der oft ausgesprochene Satz, daß Klopstock in der Kunstform häufig nur Unvollendetes geleistet, hier gegen die Berufung auf sein Ansehen gebraucht werden, so möchte sich darauf erwiedern lassen, daß bei Klopstock seine metrischen und seine prosodischen Grundsätze wohl unterschieden werden müssen. Jene eignete er sich aus dem Kunstgebiete eines fremden Volkes an, diese hatte er mit der Deutschen Muttersprache zugleich erhalten; in jenen konnte er irren und unvollendet sein, bei der Auffassung dieser läßt sich Irrthum des Urgefühles nicht leicht von einem Deutschen, am wenigsten von dem tieffühlenden Deutschen Dichter erwarten. Eher läßt sich annehmen, daß er und die, welche auf seinen

Grundlagen weiter fortbaueten, durch den Verstand falsch erklärten, was sie richtig gefühlt hatten — wie es ja auch sonst wohl geschieht.

Klopstock hat erstlich sehr starke Längen, namentlich Stammsylben und starke einsylbige Wörter mit langem Vokal als Kürzen gebraucht. Dies hier weiter auszuführen, ist überflüssig, da es überall zu deutlich vorliegt in seinen Werken.

Dagegen hat Klopstock zweitens auch Sylben von einem geringeren Werthe, nämlich solche, die nicht Stammsylben, ja zum Theil wohl gar recht kurz sind, nicht selten lang gebraucht. Und so mögen denn hier einige Beispiele von zweifelhaften oder kurzen Sylben folgen, die Klopstock lang gebraucht hat, obgleich er sie sonst als Kürzen behandelt. Die Beispiele sind sämmtlich aus dem zehnten Gesange des Messias genommen.

Die Sylbe keit, welche Klopstock gewöhnlich kurz gebraucht (Vers 6, 58, 175, 292), macht er auch lang in der ersten also gewichtigsten Sylbe des für den Daktylus stehenden Spondeus und sogar des Trochäus. So findet sie sich V. 602.

Ruh mir zurück und Selig | keit, den | Frieden Gottes.

Etwas kräftiger ist schon V. 583.

Welche Feierlich | keit hat | Gott ihm gegeben! Wie furchtbar.

Im schließenden Trochäus findet sie sich V. 1043.

Mit des Allmächtigen, der sich, das Staunen der Endlich | keiten.

Ferner gebraucht Klopstock die Sylbe lich gewöhnlich kurz (V. 5, 6, 17, 28, 30, 32). Dennoch sagt er auch V. 1017.

Ach wer bin ich, daß Gott, den fürchter | lichsten der | Tode

Endlich die Endung in des Femininums (kurz gebraucht V. 225, 374) findet sich lang V. 333.

Enke | linnen, euch | reize Tryphänas Wandel! Auch ihr lebt

und bald darauf V. 340.

Wird schon hier die Belohne | rin des | frommen Entschlusses.

Und hier erscheint diese Endung noch schwächer, weil sie weder durch die Kraft eines Daktylus oder Spondeus noch durch eine nachfolgende tonlose Deklinationssylbe (wie im ersten Beispiele) gehoben wird. Denn eine schwache Sylbe am Ende eines Wortes wird, wenn eine starke darauf folgt, rhythmisch gehoben, sobald ihre Stellung ihr die rhythmische Vorzüglichkeit vor dieser giebt. Sie wird ferner gehoben, wenn sie nicht am Ende des Wortes steht, sondern eine tonlose

Deklinationssylbe nach sich hat, durch welche ihre wenn auch nur mäßige Betontheit hervorgehoben wird.

So hat also Klopstock, obgleich er quantitirende, nicht accentirende, Rhythmen geben wollte, kein Gefühl von Deutscher Quantität gehabt, und konnte es nicht haben, weil sie nicht da ist. Er hat nur den Rhythmus des Deutschen Accentes gefühlt, und diesen falsch verstanden und falsch genannt. Die ihm nachfolgenden haben auf seinem Wege weiter geforscht, und manches feiner gefühlt, haben es aber auch eben so wie er gedeutet, und also auch eben so genannt. Man setze in ihren Lehren Betont für Lang und Unbetont für Kurz, so entsprechen dieselben dem Geiste der Deutschen Sprache.

IV. Das Deutsche Volk zeigt durch die Behandlung seiner Sprache selbst, daß diese keine Quantität hat. Dies aus der gewöhnlichen Sprache heraus zu hören, ist schwer, weil hier der Rhythmus der Empfindung, welcher neben dem des Wortes hinläuft, mannigfaltige Störungen des letzteren hervorbringt. Ganz deutlich dagegen hört man es, wenn der Deutsche scandirt. Aber auch das reine, langsame Scandiren hört man bei dem sogenannten Gebildeteren sehr selten, da er nicht bloß den Rhythmus des Verses in den Vortrag bringt, sondern auch den Eindruck wiedergiebt, den der Gedanke des Gedichtes in ihm erregt, kurz da er deklamirt. Dagegen hört man das Scandiren deutlich unter den Ungelehrten, bei diesen aber wieder mehr unter den Kindern als unter den Erwachsenen, weil die Erwachsenen im Volke, diejenigen Sprichwörter ausgenommen, welche rhythmisch sind, mehr zu singen pflegen. Nur die Kinder haben bei den Spielen ihre Reime, die sie sprechen, und zwar recht scandirt sprechen. Sie sprechen aber ganz deutlich jede Sylbe mit gleicher Zeitdauer, sie nehmen also keine Rücksicht auf die Quantität, alle auf den Accent. Doch findet sich auch hier wie bei dem Kirchenliede die Ausnahme, daß die vorletzte Sylbe der trochäisch schließenden Wörter die doppelte Zeit dauert.

So erinnere ich mich aus meiner Kindheit der Reime eines Spieles, welche überall, und auch in den trochäischen Ausgängen, von den Kindern ganz ebenso scandirt hergesagt wurden, wie wir nach I. die Kirchenlieder singen. Jene Reime hießen:

Ringel, Ringel, Dörnau,
Was sitzt in diesem Dörnau?
Da sitzt 'ne schöne Jungfer drin,
Man kann sie nicht zu sehne krieg'n.

Das schädt nicht,
Das blädt nicht.
Da kommt der rothe Fuhrmann,
Schöne Jungfer faß mich an.

Alle hier trochäisch schließenden Verse haben auf ihren beiden letzten Sylben einen kretischen accentirten Rhythmus, sie schließen also nicht trochäisch, sondern jambisch. Und zwar ist dieser jambische Rhythmus so stark, daß auf den vorletzten Vers, welcher ohne die Dehnung der vorletzten Sylbe trochäisch endigen würde, der letzte, welcher mit einem vollständigen Jambus schließt, gereimt ist. Ein Beweis mehr, daß auch der vorletzte Vers als völlig jambisch schließend angesehen wird.

Ein anderer Reim, von dem gewiß alles gilt, was eben gesagt ist, obgleich ich mich seiner gesprochen nicht erinnere, ist:

Geht das Pferdchen tripp trapp,
Geht das Pferdchen schick schack,
Fall'n die Kinder all' herab. (Dichtungen aus der Kinderwelt S. 16.)

Noch mag hier bemerkt werden, daß auf dieselbe Weise, wie vorhin die vorletzten Sylben trochäisch schließender Verse, ebenso auch oft Epiphonemata zwischen den einzelnen Versen scandirt werden müssen. So das bum bum bum u. d. m., welches oft vor oder nach einer Strophe steht. So erner in jenem Kinderreim:

Mann, Mann, Mann,
Was hast 'in deinem Köberchen?
Nichts, Nichts, Nichts,
Als ein gebraten Vögelchen.

Die Kinder scandiren das Mann, Mann, Mann, und Nichts, Nichts, Nichts, wirklich als drei trochäische Füße: und so erhält die ganze Stanze Zusammenhang, indem in ihr stets ein dreifüßiger trochäischer und ein vierfüßiger jambischer Vers wechseln. Oder vielmehr, wenn man den von vorn herein auftretenden trochäischen Rhythmus als durchgehend, also die Wörter „Was" und „Als" gleichsam nur als Auftakte ansieht (wie in dieser Art nicht selten jambische Verse in trochäische Volkslieder gemischt sind), so folgt in dieser Strophe je auf einen dreifüßigen acatalectischen ein vierfüßiger catalectischer trochäischer Vers.

Von derselben Art ist auch:

Eins, zwei, drei,
Hicke hacke Heu,
Hicke hacke Haberstroh. (Dichtungen aus der Kinderwelt S. 85.)

V. Endlich zeigt sich unsere Behauptung auch bestätigt durch die Art, wie der Deutsche die quantitirenden Rhythmen der alten Sprachen empfindet, wie er diese also scandirend wieder hervorzubringen strebt. So oft man nämlich auch den Knaben in gelehrten Schulen das Wesen der Rhythmen, welche sie scandiren sollen, als quantitirender deutlich macht, sie scandiren sie doch stets accentirend. Am häufigsten hat man Gelegenheit, dies bei der Scansion der Hexameter und der jambischen und trochäischen Verse zu bemerken.

Was den Hexameter betrifft, so scandiren die Schüler auch nach dem sorgfältigsten Unterrichte denselben dreitheilig, ja sogar wenn er ihnen im gleichgetheilten Rhythmus (Arsis: Thesis = 2 : 2) vorscandirt wird, so sind sie dennoch beim Nachscandiren bald wieder im dreitheiligen Rhythmus. Nur wenn sie auf diesen Fehler namentlich aufmerksam gemacht werden, dann scandiren sie wohl nach der Art des Alterthums, häufig aber dabei äußerlich mit den Fingern, und gewiß wenigstens stets innerlich die Zeittheile *zählend*.

Freilich ist hier zu bemerken, daß sie nur, wenn sie zu recht sorgfältigem Scandiren aufgefordert werden, allen drei Sylben des Daktylus stets ganz gleiche Zeit geben. Sonst verlängern sie oft die erste Sylbe, und verkürzen dagegen die zweite um eben so viel, als sie der ersten Sylbe zugelegt haben. Die Ursach dieser Erscheinung, bei der also der *dreitheilige* Rhythmus *unverändert* bleibt, liegt im Wesen des Accentes, wodurch derselbe *nicht nothwendig*, aber doch *leicht genug*, die stark betonte Sylbe um Etwas verlängert, was dann die folgende Sylbe an Länge verliert, so daß hier der einen Sylbe eine *nicht nothwendige* und nicht *ursprünglich in ihr liegende* Verlängerung, der andern dagegen eine ebenfalls *nicht nothwendige* und nicht *ursprünglich in ihr liegende* Verkürzung gegeben wird.

Dagegen scandiren die Schüler jeden spondäischen Fuß im Hexameter so, daß sie der ersten Länge zwei Zeittheile, der zweiten einen geben. Und dies ist nach dem Vorhergesagten ganz natürlich. Der daktylische Rhythmus des Hexameters geht durch alle Glieder, und da

die Schüler den Daktylus ursprünglich dreitheilig fühlen, so bleibt dies Gefühl der Dreitheiligkeit auch im Spondeus des Hexameters. Diese Dreitheiligkeit erreicht aber das Deutsche Gefühl beim Spondeus, indem es der ersten Länge, als der Arsis, zwei, und der anderen, als der Thesis, einen Zeittheil giebt. Auch der Trochäus am Schluß des Hexameters wird in derselben Art, also an dieser Stelle zufällig so scandirt, wie ihn die Alten maßen.

Wie der Schüler den Hexameter nach dreitheiligem Maße scandirt, so scandirt er auch die alten jambischen und trochäischen Maße zweitheilig. Dies ist nach allem Vorhergehenden ohne Weiteres deutlich. So ist es nun auch deutlich, wie er die Anapästen und Daktylen in jambischen und trochäischen Versen behandelt. Die beiden Kürzen bringt er in einen, die Länge in den anderen Zeittheil, so daß (da $1 : 1 = 2 : 2$) hier wirklich die alterthümliche Scansion des Daktylus im Hexameter und des Anapästen in den anapästischen Versen eintritt, während der Deutsche Schüler diese Verse selbst nicht alterthümlich richtig scandirt.

So scandiren unsere Schüler und gewiß auch unsere Lehrer und selbst unsere Dichter, die in alten Rhythmen dichten, und alles Deutsche Volk die alten Verse.

---

Dies sind die Gründe, wegen welcher ich glaube, daß in der heutigen Deutschen Sprache alle Sylben **für den Vers** gleiche Länge haben, daß die neuere **Deutsche Verskunst** also nicht auf Quantität gegründet sei. Ist dies aber der Fall, so scheint es nur aus dem Grunde möglich, daß in **der Deutschen Sprache überhaupt die Quantität fehlt**, da sich sonst dieselbe als Gegenstand der Kunst wohl hätte geltend machen müssen, wenigstens seitdem man die Rhythmen des Alterthums in sie hat verpflanzen wollen.

Damit soll jedoch nicht behauptet sein, daß auch früher die Quantität gefehlt habe, sondern dies bleibt hier dahingestellt. Auch läßt sich wohl denken, daß, vieler andern Ursachen nicht zu erwähnen, Etwas, was mit dem Gefühlskreise des Volkes so verwebt ist als der Kirchengesang, das Kunstgefühl des Volkes umstimmen kann.

Indem wir jetzt mehrere Untersuchungen abweisen, als hier nicht nothwendig zur Sache gehörig (z. B. über den Einfluß der Quantitätlosigkeit auf die Deutsche Rechtschreibung und über das neue We-

sen der alten quantitirenden Verse in unserer accentirenden Sprache), mögen hier nur noch zwei Erscheinungen angeführt werden, die sich aus der Quantitätlosigkeit der Deutschen Sprache zu ergeben scheinen.

Die erste ist die große Quantitätverschiedenheit, welche eintreten würde, wenn die Deutschen Sylben so gesprochen würden, wie wir dies im Anfange erwähnt, nämlich mit gleicher Dichtigkeit (um dies Bild zu gebrauchen) in der Aneinanderreihung der Sprachurstoffe. Diese vielfache Verschiedenheit in der Stoffmasse der verschiedenen Sylben nöthigt uns, dieselben mit verschiedener Dichtigkeit zu sprechen (Schaff weniger dicht als Schufft); ja manche Sylbe mag auch wohl, wenn sie in einen schnellen Rederhythmus hineinfällt, eine Hemmung desselben erzeugen können, indem sie trotz aller Dichtigkeit, mit welcher sie gesprochen wird, doch mehr Zeit einnimmt, als die einzelnen vorangehenden und nachfolgenden Sylben. Hätten wir Quantität, so würde unser Gefühl für dies Alles empfindlicher sein, wir würden manche übermäßigere Buchstabenhäufung nicht ertragen, und, wo wir antik messen wollen, manche Stammsylbe mit kurzem Vokale und darauf folgendem nur einem Konsonanten (Sicheren) nicht lang gebrauchen. Den Beweis für diese Behauptung geben die Alten, welche Quantität haben, deshalb aber die Häufung der Konsonanten nur bis zu einer bestimmten engeren Gränze ertragen können, und an Stammsylben als solche keine Länge heften.

Die andere Erscheinung, welche in der Quantitätlosigkeit der Deutschen Sprache ihren Grund zu haben scheint, ist die ebenfalls schon im Anfange dieser Abhandlung erwähnte große Freiheit, mit welcher der künstlichere Gesang die Sylben behandelt, indem er deren Länge sehr willkürlich nimmt, und nur eine betonte Sylbe nicht kürzer als eine unbetonte desselben Wortes machen darf, weil er ihr sonst auch den Ton nehmen würde.

Zelle.

## XIX.

# Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede.

## III. Der Seidenhandel im Mittelalter.

Der Gebrauch der Seide zu Kleidern der Ritter und ihrer Frauen, so wie zu den Vorbugen oder Brustriemen der Rosse war im Mittelalter sehr allgemein. Chriemhild verspricht bei der Fahrt nach Isenland ihrem Bruder seidene Kleider zu wirken Z. 1446, und Brunhild trägt bei den Kampfspielen ein seidenes Waffenhemd 1729. (1770.) Siegfrieds Rosse bei der Reise nach Worms haben seidene Vorbuge 306, und eben so die Pferde Chriemhildens und ihrer Mägde zu Worms 2300.

Daß die Seide sehr hoch geschätzt wurde, sieht man daraus, daß Brunhild bei ihrer Abreise von Isenland zwanzig Reisekasten voll Gold und Seide mitnehmen will, um es in ihrer neuen Heimat verschenken zu können 2095. Daß damit genäht wurde, beweist die Stelle, wo Chriemhild das Kreuz auf Siegfrieds Gewand mit Seide nähen will 3629.

Das Vaterland der Seidenraupe ist das südöstliche Asien, und zwar das eigentliche der **bombyx mori** oder der Maulbeerraupe; das der **bombyx atlas**, wovon die sogenannte wilde Seide in China kommt, sind beide Indien, und das der **phalaena serici**, von der die äußerst zarten und leichten Zeuge in Japan gefertigt werden, Japan. Nur die erste Art hat sich weiter gen Westen über die Erde verbreitet, so daß sie jetzt sogar in Nordamerika gezogen wird. Blumenbach ist der Meinung, daß die **bombyx Assyria** bei **Plinius XI, 27 (23)**

die wirkliche Maulbeerraupe gewesen sei, obgleich auf der Insel Kos auch das Gespinst einer andern Bombyxart zu Kleidern selbst für Männer verarbeitet wurde. Daß Kleider schon zu Plinius Zeiten aus Seide verfertigt wurden, kann man aus V, 1. schließen, wo er sagt, daß Suetonius Paulinus auf dem Atlas Baumwollenbäume gesehen habe, woraus Kleider gleich denen aus Seide (quales e bombyce) gefertigt würden. Barrow führt an, daß zu der Zeit als die Könige von Frankreich seidene Strümpfe als Prachtstücke einführten, die Bauern der mittleren Provinzen Chinas in Seide von Kopf bis zu Fuß gekleidet waren, und wärend der Adel von England auf Stroh schlief, hatten die Beamten in China seidene Matratzen. Was die Seide zur Stiftshütte der Israeliten (II. Mos. 36, 8.) betrifft, so ist schon von Gesenius bemerkt worden, daß bei den 70 βυσσος nicht Seide sondern Baumwolle gewesen sei, da der Seidenbau damals noch nicht so weit gen Westen verbreitet war und Baumwolle in Aegypten allgemein gebraucht wurde; Meschi (Ezechiel 16, 10. 13.) aber bei den 70 τριχαπτον d. h. Haargeflecht. Kosmas Indopleustes um 550 nach Chr. nennt als Heimath der Seide das zweite Indien, d. h. die im N. O. von Hinterindien gelegenen Länder, also Sina. s. Humboldt kritische Unters. S. 99.

Wann der Seidenbau sich durch Mittelasien nach der Bucharei, Persien, Syrien, Arabien und Aegypten verbreitet hat, kann nicht bestimmt nachgewiesen werden. In Griechenland ist der Seidenbau bekanntlich unter Justinianus 555 n. Chr. eingeführt. Wenn es wahr ist, daß zwei Mönche in hohlen Stöcken die Raupeneier aus Sina gebracht haben, so können diese Raupen unmöglich in Vorderasien gezogen worden sein. Von Tibet wissen wir, daß unter dem Könige Srongdsan Gambo, welcher von 629 — 49 n. Chr. in Tibet herrschte und der die Hauptstadt Hla-ßa, d. h. heiliger Boden*) baute, der Seidenbau aus Sina nach Tibet gekommen ist**).

Nach Andersons Geschichte des Handels Band I. S. 529 ist die Seidenweberei 1130 in Sicilien eingeführt worden, da bis dahin die Seidenzeuge von Alexandrien und Constantinopel geholt wurden. Nach demselben Bd. II. S. 24. hat Venedig um 1209 Seidenweber von Theben, Athen, Korinth und Palermo herbei gezogen. Nach demsel-

*) Nach mündlicher Mittheilung des russ. Staatsrathes Freih. Schilling's von Canstadt, und nach Körös tibetisch-englischem Wörterbuche, Calcutta 1834. 4.
**) Ritters Erdkunde. Asien III. S. 240.

den Bd. III. S. 509. und 593 werden Seidenwebereien nach 1520 unter Franz I. von Milano her in Frankreich und zwar zuerst in Provence, dann in Lyon, endlich in Touraine eingeführt. Nach England kommen nach demselben Bd. IV. S. 549. die Seidenwebereien erst 100 J. später unter Jacob I. um 1620.

Nach dem nordwestlichen Afrika im heutigen Kaiserthum Fes, (Marocco oder Merakſch ist erst 1070 erbaut) so wie nach dem südlichen Spanien mag der Seidenbau durch die Araber gekommen sein, die ihn entweder zu Lande von Syrien her oder vielleicht zu Wasser von Indien erhalten haben.

In den Gedichten des Mittelalters findet man nun verschiedene Arten von Seidenzeugen angeführt: Pfellel, Samit, Timit, Siglat, Palmat, Pliat, Fritschal, Zendal, Achmardi und vielleicht Ferrans.

1. Der Pfelle und in der Verkleinerung der Pfellel, im Lateinischen des Mittelalters pallium, ist der am häufigsten vorkommende Seidenstoff. Ich habe schon im Wörterbuche zu meiner Taschenausgabe des Nibelungenliedes an Felbel erinnert, welcher bei den italischen Seidenwebereien felpa heißt, was Adelung von vellus, zottiges Fell, ableitet, und damit das italische velluto und das französische velours, das spanische velludo, (nicht velluido) und das englische velvet in Verbindung bringt. Es ist zu bedauern, daß wir keine genaue Beschreibung des Stoffes haben, aber aus einer Stelle im Wigalois 1701, wo der König Artus in seinen Speisesaal (mûshus) zu den Gästen tragen ließ

die pfell ungeschroten,<br>manigen samit roten,

sollte man vermuthen, daß pfelle ungeschorener Samit ist. Benecke im trefflichen Wörterbuche zum Wigalois erklärt es zwar unter Pfelle „der noch ganz ist, keine Löcher hat," aber ich kann mich von der Richtigkeit dieser Erklärung des sonst wackern Forschers nicht überzeugen. Warum sollte es der Dichter besonders herausheben, daß der Pfelle noch in gutem Zustande und ohne Löcher gewesen sei? Nun ist der Felbel wirklich eine Art zottiger, also noch ungeschorener Samit oder Plüsch. Daß der Pfelle ein zottiger Stoff war, kann man auch daraus schließen, daß er zu Sattelüberzügen gebraucht wurde, wozu man glatte seidene Zeuge wohl nie angewendet hat. Nibel. 2295. 3206. Wigalois 2534. Noch jetzt werden die Sättel der Reiterei mit

zottigen, oder rauhen Stoffen, als Schaf- und Tigerfellen häufig bedeckt. — Ueber die Bereitung des Pfelles durch Salamander finden sich mehrere Stellen. Wigalois 7435. f.

Die wurme Salamandere
worhten in (den Pfelle) in dem viure
davon was er tiure.

Dieses Wirken der Salamander geschieht in einem weiten und hohlen Berge, der zu allen Zeiten in der großen Asia brennt. Merkwürdig ist, 1) daß man seit Klaproths und A. von Humboldts Mittheilungen wirklich von Feuerbergen in Mittelasien Kunde hat, 2) daß Mittelasien Seidenbau und Seidenwebereien seit wenigstens 1000 Jahren treibt. — Die zweite Stelle ist Titurel (der nicht Eschenbachsche) XL, 341. f.

Do bey *) ein lant is kleine,
(die berge mit füre
Agrimontin ich meine)
darin die Salomander, würme türe,
die nit wan des füres do sint lebende,
and ane für sy sterbent,
sam der den visch aus wasser ist hebende.

Die würken phelle türe
die niemant uberreichet;
der wirt auch in dem füre
wider neüw, als er von alter bleichet.
Wenn er an seiner wirdikeit verdirbet
von alter tagweide,
das für im alle seine farb erwirbet,

Ein widerglast der sunnen
ist dieser phelle wehe
und wirt mit not gewunnen.
Die würm in füre würken seiden spehe,
bei der ist alle sid und golt zů nichte.
u. s. w.

Der Dichter erzählt nun, daß man, um den Pfelle vom Salamander zu gewinnen, drei Haufen Holz in immer etwas weiterer

*) Bei einem Flusse im Gebiete des Priesters Johannes in Indien. (Tibet).

Entfernung vom Berge anzündet. So wie der nächste vom Berge verlischt, läuft jener zum zweiten und dritten, wird aber beim Verlöschen auch dieses und bei der Rückkehr zum Berge gefangen. Es wird angeführt daß dieser Pfelle lilienweiß glänze und mit Recht vergoldet werde. —

Eine dritte Stelle ist Parzival 735, 23. (Lachmann)

> Der wapenrock gap planken schîn.
> ime berge z' Agremuntin
> die würme Salamander
> in worhten zeinander
> in dem heizen fiure.
> die wâren steine tiure
> lagen druf funkel unde licht,
> ir art mac ich benennen nicht.

Benecke führt noch aus Wilhelm dem Heiligen (dem nicht Eschenbachschen) an, daß in einem Gebirge Tangelesant bei Tussangale an der Gränze des Mohrenlandes Würmer wohnen, den Salamandern verwandt, welche Samanirit, (wahrscheinlich Samamit, hebr. Semamith, Sprüchw. 30, 28. neugriechisch σαμιαμινθη, bei den 70 καλαβώτης) heißen. Wenn diese in ihrem zwölften Jahre sich mausen, so tragen sie ihr abgeworfenes Haar zusammen, breiten es auf der Erde aus und verarbeiten es mittels ihres heißen Athems und wirken ihr eigenes Bild hinein, so daß man genau sehen kann, wie viel an dem Stoffe gearbeitet haben. Diese Stoffe sind unvergänglich, und ihre Farbe verbleicht nie. Vom Glanze dieser Stoffe geblendet, kommen die Greife herbei, deren Gebirge nahe liegt, und tragen dieselben in ihr Nest. Die Heiden dieser Gegend gürten sich mit Laub, gehen Nachts ins Gebirge und wenn die Greifen früh nach Futter aus fliegen, nehmen jene die Stoffe weg. Um diese Goldstoffe zu reinigen, legt man sie ins Feuer. Es heißt von diesen Salamandern:

> Si heizzent Samanirit (Samamit)
> und habent Salamandre sit,
> daz si sint staetes in dem viure.

Benecke führt Wigalois S. 475. noch mehrere Stellen an z. B. Omons image du monde und Vincentii Bellovacensis speculum naturae, beide aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, so wie Geiler v. Kaisersberg aus dem Anfang des 16ten, deren zwei erstere jenen Stoff aus den Haaren des Salamanders (der aber wie alle

Eidechsen einen glatten Körper hat), der letzte dagegen aus einem Gespinnste desselben Thieres ableiten. Nur Marco Polo zu Ende des 13ten Jahrhunderts hat richtigere Begriffe, indem er I, 47 (Cap. 60. der alt franz. Handschrift) sagt, daß in einer Provinz des Mongolenkans ein Gebirge sei, wo es Adern von Stahl (açaium, acer) und Ondank gebe (andanicum, ondanque) und eine, von der man Salamander mache (Salamandra, Salamandre). Letztes sei aber kein Thier, das im Feuer lebe, sondern ein Gewebe aus einem Mineral (offenbar dem Amiant, wie auch Benecke annimmt). So wie in diesen alten Sagen einer unverbrennlichen thierischen Seide erwähnt wird, so erzählt der arabische Geschichtschreiber Abu Obaid, daß es in den Ländern der Schwarzen eine unverbrennliche Baumwolle, al Warzi, gebe. Notices et extraits de la bibl. Royale, XII. S. 650.

2. Der Samit könnte aus dem eben erwähnten Samamit (Salamander, Amiant) entstanden sein, so wie er mit dem vorigen einige Verwandtschaft zu haben scheint. Aber da er im Böhmischen axamit und im Latein. des Mittelalters exametum und examitum heißt, so scheint er eben so wenig von Samamit, als von sanft herzukommen, sondern eben so von ἕξαμιτος (Sechsfaden, Sechslich) herzustammen, wie die nächste Seidenart timit, englisch dimity, von δίμιτος (Zweifaden, Zwillich). Wigalois 2674.

Nu seht hin uf daz velt!
da steht ein harte schonez gezelt
von samit rot und bla,

Biterolf und Dietleib 1162 samat grün alsam der klê. — In der schönen Mosaik aus Göthes und Bettinens Briefwechsel, Halle, Juli 1835. S. 300 wird vom zarten Sammetduft der Früchte gesprochen. Das Uebergehen des wurzelhaften i, in a und e darf nicht stören, zumal dasselbe in μιτος, Faden, kurz ist.

3. Vom Timit heißt es Wigal. 2233.

mit grünem timit was er gekleit.
und 3906: ein timit grün alsam ein gras
was gebunden an sin sper.

Tristan 10990 kommt brauner Timit vor.

4. Das Siglat ist nach Benecke zu Wigalois ein persisches Wort. Im Tristan 10972 und 10996 ist es mit Pfelle gleichbedeutend. Du Cange erklärt es pannus aureus. Wigalois 817 ist ein Frauenmantel von Siglat und 2407 eine Kappe von rothem Sig-

lat. Karl d. Gr. 909 wird ein Rock von Cyclade erwähnt, so daß man an das altgriechische κυκλας, cyclas bei Propertius und Juvenal, ein Frauenkleid mit kreisförmigem Saume, denken könnte.

5. Der und das Pliat, ein wenig bekannter Stoff. Wigalois 2406.

einen rock von pliate.

Einerlei mit Plialt und Pliant, Parzival 235, 10.

daz was halber plialt

so daß es hier Halbseide zu sein scheint. Scherz führt aus den Fabliaux I. S. 200 bliant als ein Oberkleid über der Chemise an, was an Bluse erinnert. In Konrads trojan. Kriege 19937 wird Helenas Rock und Mantel aus Pliat beschrieben, einem rosenroth und lilienweiß schillernden Stoffe, den ein Zwerg in der großen India mit Zauberkünsten gewebt habe:

Si truoc von purpur eine wat,
diu was der beste plyat.

Man fror weder im Winter, noch schwitzte man im Sommer darin. 19999.

an dem plyande wol gestalt,
kein winter der wart nie so kalt.

In der Ronceval Schlacht Blatt 16 giebt Karl

ein herlichen pliat;
das was ein also reiche wat,
swer in kaufen solde,
der müst in wegen mit golde.

6. Das Palmat, ein unbekannter seidener Stoff. Parz. 790, 17.

palmât was sin madraz.

Es scheint ein fester Stoff gewesen zu sein, da im trojanischen Kriege Konrads von Würzburg, Blatt 206, gesagt wird, daß ein Hemde von blanker Palmatseide vor Wunden geschützt habe:

Da schueffe ein hemede wol gebritten (gefaltet)
us blanker palmatsiden,
daz er in da niht mochte versniden.

7. Der Fritschal, wahrscheinlich auch ein seidener Stoff. Wigalois 1419 wird ein Schapperun (Mantelkragen) erwähnt

gesniten von fritschale;
mit rotem zendale
was er gefurrieret (gefüttert.)

Benecke führt aus des Abts Andreas vita S. Ottonis I, 40 eine Stelle an, wo der heilige Otto an seinen Amtmann schreibt, er solle ihm kostbare Stoffe schicken, die in Pommern sehr theuer, aber zu Halle wohlfeil waren: Quidquid fustani, purpurae, brussati, fritsali sive alterius cujuslibet optimi generis vel coloris pannorum coëmere poteris, in sarcinas concludes.

8. Der Zendal scheint ein sehr dünner seidener Stoff gewesen zu sein, vom Arabischen Zendali d. h. dünnes Blatt, Ital. zendalo, Franz. Engl. cindal, Schwed. cyndal, im Deutschen Zindeltaffet. In der erwähnten Stelle Wigalois 1420 wurde er als Futter gebraucht. In einem Wörterbuche von 1482 wird er erklärt vestis subserica. Trojan. Krieg 14785 wird er als ein sehr durchsichtiger Stoff genannt und die Wangenröthe damit verglichen:

reht als ein roter zendal
gespreit wär uf ein helfenbein.

Eb. Bl. 164 werden Zelte (pavilunen) aus blauem Zendal erwähnt.

9. Das Achmardi. Bei Pez: Achmartein, genus panni pretiosi. Dieser Stoff scheint vorzüglich von grüner Farbe gewesen zu sein. Parzival 71, 26 heißt es von Arabien:

dâ man die grüenen achmardi
wurket und die phellel rîch.

und 36, 28. von Gahmuret: sin wapenrok, sin kursit
was ouch ein grüenes achmardî,
daz was geworht dâ z' Arabî.

Auf einem grünen Achmardi (wahrscheinlich einem Kissen von Achmardi) trug auch die Königin Repanse zu Montsalvaz den Wunsch des Paradieses, den heiligen Gral. Parzival 235, 20.

Uf einem grüenen achmardi
truoc si den wunsch von paradîs,
bede wurzeln unde rîs;
daz was ein dinc, daz hiez der grâl,
erden wunsches überwal.

10. Zuletzt ist noch ein sehr räthselhaftes Wort übrig, das sich leider nur ein einziges mal findet, nämlich Ferran oder Ferrans. Nibel. 2319.

uf edel röke Ferrans von pfelle uz Arabi.

Von der Hagen vermuthet unter Ferran einen morgenländischen Ort, etwa Ferradsch in Arabien. (?) Ich selbst rieth auf Fer=abad

(Glanzstadt, da Fer im Pehlwi Glanz bedeutet) am Kaspischen See, wo ein berühmter Seidenmarkt ist. Herr Staatsrath Frähn in Petersburg, der gelehrte Kenner des Morgenlandes, bei dem ich deshalb anfragte, denkt an die Feraïne, (Faraonen) eine gewisse Truppengattung der Kalifen, nimmt aber selbst an, daß es wohl zu weit hergeholt erscheinen möchte. Als das nächste möchte wohl an die Ferrandin=Weberei zu denken sein, welche von der Stadt Ferrandina im Königreich Neapel ihren Namen haben soll. Noch bis jetzt heißt eine Art Weber in Lyon Ferrandiniers, welche bei dem Aprilaufstande 1834 nicht unthätig waren. Jetzt ist Ferrandine eine Art Halbseide, wo der Einschlag von Baumwolle, Wolle oder Linnen ist.

Wir kommen jetzt zu den verschiedenen Orten, woher in den Gedichten des Mittelalters die Seide entweder roh oder verarbeitet gekommen ist. Wir wollen sie zur leichteren Uebersicht in gewisse Gruppen nach den Haupthandelswegen bringen.

I. Mittelasischer Landweg. 1) Agatyrsiente, Pfelle daher, Parzival 687, 12. vielleicht die Gegend der Agathyrsen bei Ptolemaeos VI, 14. in Skythien innerhalb des Imaus oder in der großen Bucharei. 2) Azagouc, Seide daher, Nibel. 1770. Samit daher, Parzival 234, 5. Gold (vielleicht Stickerei) daher, Wigalois 10921. vielleicht Azaga in Medien, dem rechten Seidenlande, Ptol. VI, 2. 3) Zazamank, Seide daher, Nibel. 1462. vielleicht Zazaga, ebenfalls in Medien. Ptol. VI, 2. 4) Ipopotitikon, Pfelle daher, Parziv. 687, 9. vielleicht Hippobaton (Roßflur) in Medien, Strab. XI, 13, 7. (pag. 525. Casaub.) 5) Kaukasas, Pfelle daher, Wigalois 10853. unverkennbar das Kaukas= (ruß. Kawkas) Gebirge. 6) Ninive, Pfelle daher, Wigalois 10703. 10904. Parziv. 306, 13. Fahne daher, Biterolf und Dietleib 7465. Seide daher, Nibel. 3413. Das ältere Ninive wurde von Kyaxares um 630 v. Chr. zerstört, das neuere von den Arabern um 630 n. Chr. Jetzt Nunia bei Mosul (woher Mosselin den Namen hat). 7) Syrien, Pfelle daher, Wigal. 4082. 8) Pelpiunte, Pfelle daher, Parziv. 708, 30. vielleicht die alte Stadt Pelopia oder Thyatira in Lydien, bekannt wegen ihrer Purpurfärbereien, Stefan. Byz. 313.

II. Südasischer Seeweg. 1) Agra, ein grünes Gewebe daher, Biterolf und Dietleib, 7460. vielleicht Agra in Indien. 2) Arabien, Seide daher, Nibel. 1461. 7335. Pfelle daher, Nibel. 2319. 3346. Wigalois 10903. Parziv. 71, 27. 228, 8. 235, 19.

Willehalm 215, 28. Achmardi daher, Parziv. 36, 30. Worte daher, Titurel 137, 2. 3) Adramahut, Pfelle daher, Willehalm 125, 12. 175, 7. Die arabische Landschaft Hadramaut. 4) Alamansura, Pfelle daher, Willehalm 248, 26. die Stadt Almansura am Nil, wo Ludwig IX. von Frankreich 1250 von den Sarazenen mit seinem Heere gefangen wurde. 5) Alexandrien, Pfelle daher, Wigalwis 10350.

III. Westafrika. Seide aus Marokko und Lybien. Nibel. 1469. Pfelle aus Lybien. 1731.

IV. Westeuropa. Es ist auffallend, daß man nirgends der Seidenwebereien Italiens Erwähnung findet, es sei denn, daß nach der obigen Vermuthung die Ferrans-Röcke auf die Stadt Ferrandina in Unteritalien hinweisen, so wie der Pfelle von Grigente (wofür Lachmann Nouriente hat) Parziv. 375, 14. auf Girgente in Sizilien, und der Pfelle von Triant, Willehalm 59, 13. 63, 16. 375, 18. auf Trient in der Lombardei. Auch Spaniens geschieht nirgends Erwähnung, obgleich Cardonne in seiner Geschichte Spaniens II. S. 51 — 53 viel von roher und verarbeiteter Seide in Granada und Baza (?) anführt. Dagegen werden zwei Städte der Niederlande erwähnt: 1) Arras, Pfelle daher Nibel. 7333. 2) Gent, und zwar scharlachrother Pfelle daher, Willehalm 63, 22.

Außer den angeführten etwa 18 Orten, welche wir zu bestimmen suchten, finden sich aber noch etwa 12, wo sich bis jetzt noch keine rechte Spur wollte finden lassen:

1) Abalyn, Biterolf und Dietleib 1155. wat von Abalyn.

2) Acraton, eine große Stadt, woher Pfelle kommt. Parz. 399, 18. 629, 23. 687, 10.

3) Assigarzionte, Pfelle daher, Parz. 736, 16.

4) Azzabe, Pfelle daher, Bit. und Dietl. 1161.

5) Cynidunte, Pfelle daher, Parz. 708, 29.

6) Ecidemonis, Pfelle daher. Parz. 683, 20.

7) Ethnise, Samit daher, Parz. 374, 26.

8) Kalomidente, Pfelle daher, Parz. 687, 11.

9) Nouriente, Pfelle daher, Parz. 375, 14. (wo andere Hd. Oriente und Grigente lesen) 790, 16.

10) Tabronite, im Lande Tribalibôt, Pfelle daher, Parz. 374, 28.

11) Thasmê, Pfelle daher, Parz. 629, 21. 736, 17. 808, 8. Willehalm 63, 16.

Von dieser Stadt und zugleich von dem Erfinder Sarant, wird eine kostbare Art des Pfelles Saranthasmé benannt. 629, 27.

12) Thopedissemonte, Pfelle daher, Parz. 736, 15. Dieser Ort, so wie das obige Assigarzionte fehlen in vielen Handschriften. Wenn es bloß Pedissemonte hieße, könnte man an Piedemonte, oder Piemont denken.

Es wäre möglich, daß in diesen Namen noch irgend ein Ort in China, Indien oder Mittelasien versteckt sei, zumal da durch die Völkerzüge der Mongolen große blühende Städte gänzlich von der Erde verschwunden sind. Welche Orte z. B. nennt noch der chinesische Buddhapriester Hiüan Thsang auf seiner Reise von Akini in der kleinen Bucharei nach Buchara in der großen Bucharei und von hier über Indien zurück, zwischen 630 und 650 nach Klaproths Angabe!

Von den Seidenarbeiten der Araber spricht Hr. v. Hammer in seiner Preisschrift Länderverwaltung unter dem Khalifat S. 68, und sagt daß ihren Kunstfleiß in Weberei und Stickerei die Inschriften des Krönungsmantels der Deutschen Kaiser bezeugen. Und der arabische Geschichtschreiber Makrisi bei Quatremere II. S. 366—383 erwähnt einer Versteigerung in Aegypten, wo Seidenstoffe vorkamen, in welche die Namen aller Kalifen und Provinzen eingewebt gewesen sind. Nach Arabien könnte das Seidenweben vielleicht aus Indien gekommen sein wegen der frühen Handelsverbindungen zur See, welche die Monsune begünstigen. Der Rock und Mantel von Pliat und das Gewebe von Agra deuten wenigstens auf jenes Urland früher Bildung hin. Im indischen Heldengedichte Ramajana gehen fürstliche Personen in Seide (kshauma) gekleidet. Doch ist es wahrscheinlicher, daß die Araber erst nach Eroberung Persiens nach der entscheidenden Schlacht von Kadesia 636, vorzüglich aber nach dem Sturze der blutigen Omajaden, (roth war nach Josef von Hammer ihre Farbe, wie die der blutdürstigen Spartaner) unter der weisen Herrschaft der Abbasiden 750, (ihre Farbe war schwarz) von den Persern die Seidenweberei kennen gelernt haben. Dafür sprechen die vielen persisch-arabischen Namen der Seidenstoffe, als die oben angeführten Siglat und Zendali, so wie Atlas, was im Arabischen glatt bedeutet (also weder vom Könige Attalus, noch vom Berge Atlas herkommt) und Tafteh (Taffet) d. h. im Persischen gewebt. Ibn Haukal nach 900 erzählt, daß in den persischen Städten Jesd und Ispahan seidene Kleider gewebt wurden. Ibn Haukal, S. 112 und 169.

Der oben erwähnte altindische Name der Seide führt mich am Schlusse zur Untersuchung der verschiedenen Namen dieses so weit verbreiteten Erzeugnisses. Der sanskritische Name K'schauma steht vereinzelt da; denn eine Verwandtschaft mit unserem Deutschen Schaum, weil die Seide der Schaum aus dem Munde der Seidenraupe ist, möchte leicht selbst für Schaum gehalten werden. Die nächsten westlichen Nachbaren Indiens, die Perser, bedienen sich für Seide des arabischen Wortes Herir, von harra, glänzen, was mit dem sanskrit. hari, harit und dem persischen ser, serd in Verbindung steht, was nach Herrn Larsows gütiger Mittheilung wohl mehr den Grundbegriff „glänzend," als nach Herr Potts etymologischen Forschungen S. 141. „gelb und grün" heißt. Dieses persische ser erinnert an den weit verbreiteten Namen der Seide im ganzen nördlichen Theil der alten Welt.

Abel Remúsat in einem Anhange zu Klaproths Aufsatze über den Namen Seide bei den Alten im journal asiatique, tome II. pag. 243—247 hat nämlich nachgewiesen, daß das Wort σηρικον, sericum, was bei den alten Griechen und Römern Seide bezeichnete, seinen Ursprung im nordöstlichen Asien, in Korea, hat, wo Sir der Name für Seide ist. Die Siner oder Chinesen, welche bekanntlich kein r aussprechen können, sondern dafür l haben, was wieder die Japaner nicht aussprechen können, würden also eigentlich Sil dafür sagen müssen, allein sie haben die Wegwerfung des ihnen unangenehmen Auslauts vorgezogen und nennen die Seide Sse. Aber jenes l könnte, wie mir scheint, übergegangen sein in das russische Schelk, schtschelk, was die Russen doch auf jeden Fall mit der Waare von Osten her erhalten, und weiter gen Westen nach dem Norden Europas verbreitet haben, wo im Schwedischen und Dänischen Silke, im Anglischen Seolc, und im Englischen Silk, der Name für Seide ist. Damit stimmt sehr gut das mongolische Wort Sirkek, und das mantschuische Sirghe überein. Ja das tübetische Sing für Seide könnte aus dem chinesischen Sse durch Anhängung des Nasenlautes entstanden sein und so in diese Wortfamilie gehören, ungeachtet Klaproth keine Aehnlichkeit finden will. Dagegen setzt er den Namen der Seidenraupe im Armenischen Scheram mit jener Wurzel Ser in Verbindung. Das altgriechische σηρικον, das auch Apokalypse 18, 12. vorkommt, woraus das talmudische sêraa entstanden ist, kommt offenbar daher. Im Neugriechischen ist dafür das schon bei Hesychios vorkommende μέταξα, was

sowie das türkische **berschom**, und **ibrischim**, und das Polnische **jedwab** eine mir unbekannte Wurzel hat.

Nun fragt es sich, woher der südeuropäische Name, italisch und spanisch **seta**, franz. **soie**, und deutsch Seide herkomme. Mir scheint zunächst das lateinische **seta** die Wurzel, was ursprünglich jedes Haar, wie auch das franz. **soie** bedeutet *). Ob dieses **seta** vom Seidenwurm *σηρ, σηρος* herkomme, was nach dem gelehrten Neugriechen **Koraïs** in Theocharopulos *ὀνομαστικον γαλλ-αγγλο-γραικ-ελληνικον*, München, 1834. 8. S. 273. Anm. in *σης, σητος* übergegangen sei, wage ich nicht zu entscheiden. Hesychios sagt zwar: *σηρες ζωα νηθοντα μέταξαν*, aber im Latein wird 1) **seta** nie vom Thiere gebraucht, 2) ist zu Plautus Zeiten, fast 200 v. Chr., wo **seta** schon vorkommt, von Seide noch keine Spur in Europa. Die **seta-sera** bleibt also künftigen Forschungen überlassen.

Auf jeden Fall ist es anziehend, wie eine Wortfamilie auf eine Spur des Handelsweges hinweisen kann. Von Korea aus gehen zwei Hauptäste: 1) mit Verwandlung des **r** in **l** geht der Name durch Nordasien nach Nordeuropa, 2) vielleicht durch Verwandlung des **r** in **s** (**t**) durch Südasien bis nach Südeuropa. Und mit dem Namen ist die Waare gewandert.

---

*) Man könnte hierbei an die obige Sage vom Salamanderhaare denken.

Zeune.

## XX.

# Nibelungen.

### Docens Bruchstücke.

Sie sind oben (S. 178) aufgeführt, und bestehen aus zwei pergamentenen Doppelblättern in groß Quart, welche zu Einer Lage gehören und sich an einander fügen, jedoch so, daß vier innere Doppelblätter fehlen. Stanzen und Reimzeilen sind fortlaufend geschrieben, jene nur durch einen größeren Anfangsbuchstaben, diese durch ein Punkt bezeichnet. Die Abenteuren haben rothe Ueberschriften und große gemalte Anfangsbuchstaben. Abkürzungen sind fast gar nicht gebraucht. Eigen ist einigemal ę für e oder ê. Durchgängig steht ou für u (û). Weiter stimmt die Schreibung auch im Schwanken zwischen i (î) und ei, wie ei und ai, mit der Berliner Handschrift, ist im Ganzen aber besser und alterthümlicher. Das innere nahe Verhältnis zu dieser, so wie beider zur Wiener Handschrift, ist schon (S. 236 ff.) umständlich dargelegt. Die weggeschnittenen Wörter sind in Klammern aus der Berliner Handschrift (mit Auflösung der Abkürzungen) ergänzt, bei der darin fehlenden Ueberfahrt aus der Wiener Handschrift.

Bl. 1, S. a:

. . . . . . **geschieden Geiselher vnt Gerenot** 5175
**si heten ir ged(ient. als) in ir trewe daz gebot.**

**Vnz an die tv̊nowe ze v(erien si) mit ir riten.**
**si begvnden vrlovbes die chvniginne (biten.)**
**want si wider wolten reiten an den Rin.**
**done moh(tes) ane weinen von gv̊ten frevnden niht gesin.** 80

Gi(selher) der snelle sprach zer swester sin. 5181
swenne daz div frowe bedvrfen (wellest) min.
ob dir iht gewerre daz tv̊ dv mir bechant.
so reit ich dir ze (dienst.) in daz Ezelen lant.

Die ir mage waren die chvst si an den m(vnt.) 85
vil minnechlichen scheiden sah man ander stvnt.
von Rv̊degeres (vriunden) die sah man chvrlichen stan. *)
do fv̊rt div chvniginne manige mei(t) wolgetan.

Hvndert vnde viere die trv̊gen richiv chleit.
vo(n ge)nagelt richen phellen **) vil der schilde breit. 90
fv̊rt man bi den (fra)wen nahen ovf den wegen.
do chom von ir dannen vil manich (zierli)cher degen.

Die zogten dannen balde nider dvrch paier lant.
d(o sagte) man ***) div mære da wæren fvr gerant.
vil vnchvnder geste da n(och ein) chloster stat. 95
vnt da daz In mit fleize in die Tv̊nowe gat.

I(n der) stat ze Pazowe saz ein bischolf.
die hereberge wrden læ(r. vn̄) ovch des fvrsten hof.
si eilten gegen den gesten ovf in Pa(irlant.)
da der bischolf pilgerim die schonen Chrimhilden van(t. 5200

Den) reckhen in dem lande was daz niht ze leit.
do si ir volgen sahen (. so ma)nege schone meit.
da trovte man mit ovgen der edelen riter chi(nt.
gv̊)te hereberge gab man den lieben gesten sint.

Der bischolf mi(t siner) †) nifteln ze Pazowe reit. 5
do daz den Bvregæren wart in de(r stat) gesait.
daz dar chôme Chreimhilt des fv̊rsten swester chint.
div (wart) vil wol enphangen von den chovflevten sint.

---

*) Die Berlin. Hdſ. lieſt hier Die snellen Burgvnde. vn̄ Rv̊dgeres man.
**) Berl. Hdſ. Von tivren liehten pfellen.
***) Berl. Hdſ. sagten si.
†) Hier ſteht noch infel, aber durchſtrichen.

Daz si beliben s(olten.) der bischolf het des wan.
do sprach der herre Ekkewart ez ist vnge(tan.) 5210
wir mvͤzen nider reiten in Rvͤdegeres lant.
vns wartet vil der deg(ene) *) want ez in allen ist bechant.

Div mære nv wol wesse div schon (Go)telint.
si bereite sich mit vlize vnt ir vil edel chint.
ir het enboeten R(vͦd)ger daz in daz devhte gvͦt. 15
daz si der chvniginne da mite troeste d(en) mvͤt.

Daz si ir rite engegene mit den sinen man.
vͦf zvͦ der E(nse.) do daz wart getan.
do sah man allenthalben die wege vnmvͤzich (sten.)
si begvnden gein den gesten beidiv riten vnde gan. 20

Nv was div ch(vn)ginne ze Everdingen chomen.
genvͦg ovz Paierlande solden si ha(n ge)nomen.
den rovb ovf der strazen nach ir gewoneheit.
so heten si (den) gesten da getan vil lihte leit.

Daz was wol vnderstanden von (dem margraven her. 25
Er fvͦrt tusent ritter. vn̄ dannoch vil mer. S. b.
Do waz och comen Gotlint. Rvͤgeres wip.
Mit ir com herlichen. manges cvͤnen re)chen lip.

Do si vber die trovne chomen bi ense ovf daz (velt.
do) sah man ovf gespannen hivten vnt gezelt. 30
da die geste solden die (nahtsel)de han.
div chost was den gesten da von Rvͤdegeren getan.

Gœt(lint di)v schone die herberge lie.
hinder ir beleiben ovf den wegen gie.
(mit cl)ingenden zv̂men manichk phæret wolgetan. 35
der anevanch wart (schvͦ)ne liep was ez Rvͤdeger ir man.

Die in ze beden siten chomen (vf den) wegen.
die riten lobelichen der was vil manich degen.

---

*) Berl. Hdſ. recken.

si phlagen (rittersc)hephte daz sach vil manich meit.
ovch was der riter dienest (niht de)r chvniginne leit. *) 5240

Do zv̊ den gesten chomen die Rv̊degeres (man.
v)il der trvnzv̊ne sach man ze berge gan.
von der rekchen hende(n mit rit)terlichen siten.
da wart wol ze brise vor den vrowen do geriten.

(Da)z lizen si beliben do grv̊zte manich man. 45
vil gv̊telich ein ander (do fv̊r)en si von dan.
die schonen Gotelinden da si Chreimhilde sach.
di(e frawe)n dienen chvnden die heten chleinen gemach.

Der vogt von (Bech)laren zv̊ sinem wibe rait.
der edelen marchgrævinnen was daz (niht) ze lait. 50
daz er so wol gesvnder was von Reine chomen.
ir was ein (teil i)r swære **) mit grozen frevden benomen.

Do si in het en(pfan)gen er hiez si ovf daz gras.
erbeizen mit den frowen swaz (ir da) mit ir was.
da wart vil vnmv̊zich manek edel man. 55
da wart (frawe)n dienest mit grozem vlize getan.

Do sah div vrowe chrimhilt (die m)archgrævinne sten.
mit ir ingesinde sin lie niht naher gen.
daz (pfæ)rt mit dem zovme zvchen si began.
vnt bat sich snellechlichen heben (von d)em satel dan. 60

Den bischolf sah man weisen siner swester chint.
(in vn)t Ekkewarten ze Gotelinde sint.
da wart vil michel wichen an der (selben) stvnt.
do chvst div ellende an den Go̊telinden mvnt.

Do sprach (vil m)innechlichen daz Rv̊degeres wip. 65
nv wol mich liebiv frowe deich (ivre)n schonen lip.
han in disen landen mit ovgen min gesehen.
mir (c)vnde an disen ziten nimmer lieber geschehen.

---

*) Berl. Hdſ. Da waz der kvnginne. der ritter dienst nit zileit.
**) Berl. Hdſ. al ir sorge.

Nv lon iv got (spra)ch chreimhilt vil edel Gotelint.
sol ich gesvnt beliben vnt Botelvn(ges k)int. 5270
ez mach iv chomen ze liebe daz ir mich habt gesehen.
in beiden (was) vnchvnde daz sider mvͤse geschehen. *)

Mit zvͤhten zvͦ zeinander gie vil manich meit.
do waren in die (reck)en dienstes vil bereit.
si sazen nach dem grvͤze nider ovf den chle. 75
(si gew)vnnen maniger chvnde die im vil vremde waren ę.

Man hiez (den) frowen schenchen ez was wol mitter tach.
daz edel ingesinde da niht (leng)er lack.
si riten da si fvnden manege hivten brait.
da was edelen **) gesten vil michel dienest berait. 80

Die naht si heten rvͤw(e. bis an) den morgen frvͦ.
die von bechelaren beraiten sich dar zvͦ.
w(ie si behalten) solden ***) vil manigen werden gast.
wol het gehandelt Rvͤd(ger. dc in) vil wenich iht gebrast.

Div venster an den movren (dvͤ sah man offen) stan. 85
div gvͤte bechelare div was ovf getan.
do riten drin (die geste. die) man vil gerne sach.
den hiez der wirt vil edele schaffen (rilich ge)mach.

Div Rvͤdegeres tohter mit ir gesinde gie.
da si (die kvn)ginne vil minnechliche enphie. 90
da was ovch ir mvͤter (dez mar)chgraven wip.
mit liebe wart gegrvͤzet vil manich iv(ncfrawen) lip.

Si viengen sich behanden vnt giengen dan.
in ei(n palas) witen der was vil wolgetan.
da div Tvͤnowe vnden h(in vloz. 95
si) sazen gegen dem lvfte vnt heten chvrzewile groz.

---

*) Hier ist wiederholt v lon iv got sprach Chreim, aber durchstrichen.
**) Bl. 2, S. a.
***) Berl. Hds. Als si bihalten wolten.

W(az si da mær) phlagen des chan ich niht gesagen.
daz in so vbel zoget (.dc hort) man do chlagen.
die chrimhilde rekchen wan ez was in (vil leit.
hi) waz do gvter degene mit ir von Bechelaren reit. 5300

V(il minne)chlichen dienest Rvdeger in bot.
do gab div chvnigin(ne. zwelf) arenbovge rot.
der Gotelinde tohter vnt also gvt gew(ant.
daz si) niht bezers brahte in daz Ezelen lant.

Swie ir gen(omen wær.) der Nibelvnge golt. 5
alle die si gesahen die machte si ir ho(lt.
noch mit) dem chleinen gvte daz si da mohte han.
des wirtes ing(esinde. wart) michel gabe getan.

Da wider bot do ere div frowe Go(tlint.
den) gesten von dem Reine so gvtelichen sint. 10
daz man do der (fromden. har)te wenich vant.
si trvgen ir gesteine oder ir vil herlich (gewant.)

Do si enbizzen waren vnt daz si solden dan.
von d(er husfrawen.) wart geboten an.
getrevlicher dienest daz Ezelen wip. 15
(da wart vil ge)trevtet der schonen ivnchfrowen lip.

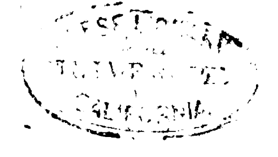
Si sprach (zer kvnginne.) swenne ivch nv dvnchet gvt.
ich waiz wol daz ez ger(n. min lieber) vater tvt.
daz er mich zv iv sendet in der hovnen lant.
d(az si ir getriwe) wære *) wie wol daz chreimhilt ervant. 20

Div ros berait w(aren. fur Be)chelaren chomen.
do het div edele chreimhilt vrlovp nv (genomen).
von Rvdegeres wibe vnt der tohter sin.
do schiet ovch (sich mit grv)ze. vil manich schone magedin.

Ein ander si vil se(lten. gisahen) nach den tagen. 25
ovzer Medeliche ovf handen wart g(etragen.)

---

*) Berl. Hdſ. Si we ir holt mit triwen.



manich goltvaz reiche dar inne braht man win.
de(n gesten zvͦ) der straze si mvͤsen wilechomen sin.

Ein wirt was d(a gisezzen.) Astolt was der genant.
der weiste si die strazen in da(z Oster lant.) 5330
gegen Mvͦtaren die Tvͦnowe nider.
da wart vil wol g(edient. der) richer chvniginne sider.

Der bischolf minnechlich(en. von siner nifteln schiet.)
daz si sich wol gehabete wie vast er ir daz riet. S. b.
vnt (daz si ere) chovfte als Helche het getan. 35
hei waz si grozer eren (.sit zen hv)nen gewan.

Zvͤ der Traisem brahte man die (geste dan.
ir) phlagen vlizechliche Rvͤdegeres man.
vnz daz die (hv́nen. riten) vber lant.
do wart der chvniginne vil michel ere bechant. 40

(Bi der Tr)aisem hete der chvnich von hevnen lant.
eine bvrch vil (riche .div) was vil wol bechant.
geheizen Zeizenmvͦre frowe Helche (saz da .e.
vn)t plack so grozer tvgende daz wætlich nimmer mer er(ge.

Ez) tæte danne Chreimhilt div also chvnde geben. 45
si mohte (nah ir leide.) daz lip vil wol geleben.
daz ir ovch iæhen ere die Ezelen (man.
der si) seit grozen vollen bi den heleden gewan.

Div Ezelen hersch(aft. waz vil) weite erchant.
daz man ze allen ziten in sinem hove vant. 50
(die cvͤnste)n rechken von den ie wart vernomen.
vnder christen vnt (vnder heiden.) die waren mit im alle chomen.

Bi im was ze allen ziten (.daz wæn iht) mer erge.
christenlicher orden vnt ouch der heiden ę.
in swie (getanem leb)ene sich ieslicher trvͦck. 55
daz schvͦf des chvniges miltę daz (man in alle)n gap genvͦch.

(22.)

## Aventivre wie Ezele mit Chrimhilt brovte.

(S)i was ze Zaizenmvͦre vnz an den vierden tack.
div molte vͦf der strazen die weile nie gelack.
sin stvͤbe alsam ez prvnne allenthalben dan.
da rieten dvrch Oesterriche des chvnick Ezelen man. 5360

Do was ovch dem chvnige vil rehte nv gesait.
das im von gedanchen swnden siniv lait.
wie herlichen chreim(hilt. com)e dvrch div lant.
der chvnick begvnde gahen da er die wol(gitanen vant.)

Von vil maniger sprache sah man ovf den wegen. 65
vor (Etzeln riten. ma)ngen chvͤnen degen.
von christen vnt von heiden vil ma(nc witiv schar.)
da si die frowen fvnden si chomen herlichen dar.

Von (rvͦzze vn̄ von) chriechen rait da vil manich man.
den Pölanun vnt den (Valwen. sah) man vil swinde gan. 70
ir ross div vil gvͦten da si mit chreften (riten.
swaz s)i site heten der wart vil wenick vermiten.

Von dem lan(d vz Kew)en rait vil manichk degen.
vnt die wilden Pesoenære da (wart vil gipf)legen.
mit dem bogen schiezen ze vogelen die da vlvgen. 75
di(e pfile si vil s)ere vast vnz an die wende *) zygen.

Ein stat bi Tvͦnowe (lit in Oster)lant. **)
div ist gehaizen Tvlme da wart ir bechant.
vil manich (sit fromde.) den si e nie gesach.
si enphiengen da genvͤge den lait sit von (ir gishach.) 80

Vor Ezelen dem chvnige ein ingesinde rait.
vro vnde (och vil riche. ho)fsch vnt ovch gemeit.
wol vir vnt zwainzech fvrsten tiwer (vn̄ her.
da)z si ir frowen sahen da von gerten si niht mer.

---

*) Berl. Hdſ. das ende.
**) Berl. Hdſ. Ez lit bi Tvͦnawe. ein stat in Oesterlant.

Der herzoch (Ramync,) yzer Vlachen lant, 5385
mit siben hvndert mannen chom er. . . . .

. . . . . . . . .
. . . . . . . .
. . . . . . . . .

Bl. 3, S. a:

, . . . . . des wart er vngemait.
daz er in dem schiffe strouht an siniv chnie. 6255
so rehte grimmer verge der chom dem tronegære nie.

Do wolt er baz erzvrnen den vbermvten gast.
er slvg im eine schalten daz div gar zerbrast.
Hagenen vberz hovbet er was ein starcher man.
da von der Elsen verge den grozen schaden da gewan. 60

Mit grimmigem mvte grait Hagene zehant.
vil balde ze einer schaiden da er ein waffen vant.
er slvg im ab daz hovbet vnt warf ez an den grvnt.
div mære wrden schiere den stolzen Bvregonden chvnt.

In den selben stvnden do er den schifman slvg, 65
daz schif vloz enowe daz was im leit genvch.
e erz gerichte widere mvden er began.
do zoch vil chreftechlichen des chvnich Gvntheres man.

Mit zvgen harte swinden chert ez der gast.
vnz im daz starche rvder an siner hende brast. 70
er wolde zv den rechken ovz an einen sant.
da was deheinez mere hey wie schiere er daz gebant,

Mit einem schilt vezel daz was ein borte smal,
gegen einem walde do chert er hin zetal.
do vant er sine herren ame stade stan, 75
do gie im hin engegene vil manich wætelicher man.

Mit grvze in wol enphiengen die snellen riter gvt,
do sahens ime scheffe noch riechen daz blvt.

von einer starchen vnden die er dem vergen sv̊ch.
do wart von den degenen gevraget Hagene genv̊ch. 6280

Do der chvnich Gvnther daz haize blv̊t ersach.
swebende ime schiffe wie balde er do sprach.
wan sagt ir mir her Hagene war ist der verge chomen.
iwer starchez ellen wæn im daz leben hat benomen.

Do sprach er lvgenliche da ich daz schiff da vant. 85
bi einer wilden weiden da lost ez min hant.
ich han deheinen vergen hevte hie gesehen.
ez enist ovch niemen leide von minen schvlden hie geschehen.

Do sprach von Bvrgonden der herre Gerenot.
hevte mvz ich sorgen ovf lieber frevnde tot. 90
sit wir der schiffelevte beraite niene han.
wie wir chomen vbere des mv̊z ich trovrichk stan.

Vil lovte rief do Hagene leit nider ovf daz gras.
ir chnehte div geraite ich gedenche daz ich was.
der aller beste verge den man bi Reine vant. 95
ia trowe ich ivch wol bringen hin vber in Gelpfrates lant.

Daz si deste balder choemen vber flv̊t.
div ross si ane slv̊gen der swimmen daz wart gv̊t.
want in der starchen vnde deheinez abenam.
etlichez ôwete verre als ez ir mv̊de gezam. 6300

Daz schiff was vngefv̊ge starck vnt wit genv̊ck. 6300 a
fvmph hvndert vnde mere ez wol ze male trvck.
ir gesindes mit der spise ir gewæfen vber flv̊t.
an riemen mv̊se ziehen des tages manick riter gv̊t.

Do trv̊gen si zem schiffe * ir golt vnt ovch ir wat. S. b. 6301
sit daz si der verte niht mohten haben rat.
Hagene was da maister des fv̊rt er ovf den sant.
vil manigen zieren rekchen in daz vnchvnde lant.

Zemersten braht er vbere tovsent riter her. 6305
dar nach die sinen rekchen dannoch was ir mer.
niwen tovsen(t) knehte die fvͤrt er an daz lant.
des tages was vnmvͤzich des chvͤnen Tronegeres hant.

Do er si wol gesvnde braht vber die flvͦt.
do gedahte fromder mære der snelle degen gvͦt. 10
do im e da sagten div wilden merewip.
des het des chvniges chappelan. nach verloren sinen lip.

Bi dem khappel sǒme er den phaffen vant.
ob dem hailichtvͤme er laint an siner hant.
des moht er niht geniezen do in Hagene sach. 15
der gotes arme briester mvͤse leiden vngemach.

Er swang in ovz dem schiffe dar zvͦ wart im gach.
do riefen ir genvͤge nv vaha herre vah.
Giselher der ivnge zvͤrnen ez began.
er wolt ez doch niht lazen daz was in laide getan. 20

Do sprach von Bvrgonden d' herre Gerenot.
waz hilfet ivch nv Hagene des chappelanes tot.
tæt ez and' iemen daz solt iv wesen leit.
vmbe welhe schvlde habt ir dem briester wid' seit.

Der phaffe swam genote er wolde sin genesen. 25
ob im iemen hvlfe des mohte do niht wesen.
wan der starche Hagene vil zornich was gemvͦt.
er stiez in zvͤ dem grvnde daz endovhte niemen gvͦt.

Do der arme phaffe der helfe niht ensach.
do chert er wider vbere des laid er vngemach. 30
swie er niht swimmen kvnde im half div gotes hant.
daz er chom wol gesvnder hin ovz wider an daz lant.

Do stvͦnt der arme briester vnt schvtte sin wat.
da bi sah wol Hagene daz sin niht wære rat.
daz im fvr mære sagten div wilden merewip. 35
er dahte dise degene die mvͤzen vliesen den lip.

Do si daz schiff entlvͤden vnt gar getrvͦgen dan.
swaz dar vͦfe heten der drier chvnige man.
Hagen ez slvͤk ze stvchen vnt warf iz an die flvͦt.
des hete michel wnder die rekchen chvͤn vnde gvͦt. 6340

Zwiv tvͦt ir daz brvͤder so sprach danchwart.
wie sol wir chomen vbere so wir die wider vart.
reiten von den hevnen ze lande an den Rein.
sit do sagt im Hagene daz des niht chvnde gesin.

Do sprach der helt von Tronege ich tvͦn iz ovf den wan. 45
ob wir an dirre reise de heinen zagen han.
der vns entrinnen welle dvrch zageliche not.
der mvͦz an disem wage doch ligen schæmeliche tot.

Do des chvniges khappelan daz schiff zerhowen*) sach. 6348 a
hin wider vber wazer er ze Hagene*sp[s]ch.
ir morder ane trewe waz het ich iv getan.
daz ir mich ane schvlde hevte ertrenchet woldet han.

Des antwrt im Hagene nv lat die rede wesen. e
mir ist lait ovf min trewe daz ir sit genesen.
hie vor minen handen daz wizzet svnder spot.
do sprach der arme khappelan. des wil ich im(mer loben got.

Ich fuͤrcht euch vil klaine des solt ir sicher sein. i
nu fart ir zu den Huͤnen so wil ich vͤber den Rein.
got lass euch) nimmermere ze Reine wider chomen. Bl. 4, S. a.
des wunsch (ich euch vil sere ir) het mir nach den lip benomen.

Si fvͤrten mit in einen ovz Bvrgonden lant.
ein helt zv sinen handen vnt was voelker genant. 50
der redete spæheliche allen sinen mvͦt.
swaz ie begie her Hagene daz dovht den videlære gvͦt.

Ir ross beraitet waren die savmære wol geladen.
si heten an der verte noch deheinen schaden.
genomen der si mvͤte wan des chvniges khappelan. 55
der mvͤs ovf sinen fvͤzen hin wider zv dem Reine gan.

*) Hier steht noch vant, aber durchstrichen.

(26.)

Aventiwere wie Gelfrat erslagen wart vō Danchwarte.

Do si nv alle waren chomen ovf den sant.
der chvnk begvnde vragen wer sol vns durch daz lant.
die rehten wege wisen daz wir niht irre varen.
do sprach der starchke Voelker daz sol ich eine bewaren. 6360

Nv enthaldet ivch sprach Hagene riter vnde kneht.
man sol frevnden volgen ia dvnchet ez mich reht.
vil vngefvͤge mære tvͦn ich iv bechant,
wir chomen nimmer widere in der Bvregonden lant.

Daz sagten mir zwai merewip hvͦte morgen vrvͦ. 65
daz wir niht choemen widere nv rat ich waz man tvͤ.
daz ir ivch waffent, helede ir svlt ivch wol bewaren.
wir han hie starchke veinde daz wir gewærliche varen.

Ich wande an lvgene fivnde div weisen merewip.
si iahen daz gesvnder vnser deheines lip. 70
wider ze lande choeme niwan der khappelan.
dar vmbe ich in wolde so gerne hevte ertrenchet han.

Do flvgen disiv mære von schare baz ze schar.
des wrden snelle helde vor leide missevar.
do si begvnden sorgen ovf den herten tot,
an dirre hove reise des gie in wærliche not. 75

Da ze Moͤringen si waren vbere chomen.
da dem Elsen vergen was der lip benomen.
do sprach aber Hagene sit daz ich veinde han.
verdienet ovf der straze wir werden sicherlich bestan. 80

Ich slvchk den selben vergen hevte morgen frvͦ.
si wizzen wol div mære nv greifet balde zvͦ.
ob Gelfrat vnt ovch Else hivte hie beste.
vnser ingesinde daz ez in schedelich erge.

Ich erchenne si so chv̊ne ez wirdet niht verlan. 6385
div ross svlt ir lazen deste sanfter gan.
daz des iemen wæne wir fliehen ovf den wegen.
des rates wil ich volgen so sprach Giselher der degen.

Wer sol daz gesinde weisen vber lant.
si sprachen daz tv̊ volker dem ist hie wol bechant. 90
steige vnt straze der chv̊ne spileman.
ę daz mans vollen gerte man sah wolgewafent stan.

Den snellen videlære den helm er ovf gebant.
in herlicher varwe was sin wik gewant.
er bant ovch ze einem schafte ein zeichen daz was rot. 95
sit chom er mit den chvnigen in ein (grosliche not. S. b.

Da was todt des fergen Gelpharte komen
mit gewissem måre da het es auch vernomen
Else der vil starche. es was in baiden laid
sy sanden) nach ir heleden die waren schiere bereit. 6400

In vil chvrzen zeiten ich wil ivch horen lan.
sah man zv̊ zin reiten die schaden heten getan.
in starchen vrlevgen vil vngefv̊giv ser.
der chomen Gelfrate wol siben hvndert vnde mer.

Do si ir grimmen veinden begvnden riten nach. 5
ia leiten si ir herren den was ein tail ze gach.
nach den chv̊nen gesten si wolden an den zorn.
des wart der herren frewende sider mere verlorn.

Do hete von tronige Hagene wol gefv̊get daz.
wie mohte siner mage ein helt gehv̊ten baz. 10
er phlach der nach hv̊te mit den sinen man.
vnt Danchwart sin brv̊der daz was vil wiselich getan.

In was des tages zervnnen des heten si niht mer.
er vorht an sinen frevnden lait vnde ser.
si riten vnd[s] schilden dvrch der baier lant. 15
dar nach in chvrzer wile die helde wrden an gerant.

Beidenthalp der strazen vnt hinden vaste nach.
si horten hevve chlaffen dem levte was ze gach.
do sprach der chvͤne Danchwart man wil vns hie bestan.
nv binden ovf die helme daz ist vil ratlich getan. 6420

Si hiͤlten ab ir verte als ez mvͤste sin.
si sahen in der vinster der liehten schilde schin.
done wolde Hagene niht langer si verdagen.
wer iagt vns ovf der straze daz mvͤs in Gelfrat do sagen.

Do sprach der mareckgrave ovzer Baierlant. 25
wir svͤchen vnser veinde vnt haben her nach gerant.
ine waiz niht wer mir hivte minen vergen slvͤk.
der was ein helt zen handen des ist mir laide genvͦk.

Do sprach von Tronege Hagene was der verge din.
der wold vns niht fvͤren des ist div schvlde min. 30
do slvͦg ich den rekchen deswar des gie mir not.
ich het von sinen handen vil nach gewnnen den tot.

Ich bot im ze miete golt vnt ovch gewant.
daz er vns vber fvͤrte helt in din lant.
daz zvrnder so sere daz er mich do slvͦk. 35
mit einer starchen schalden des wart ich grimmick genvͦck.

Do chom ich zvͦ dem swerte vnt wert im sinen zorn.
mit einer starchē *) wnden des wart der helt verlorn.
daz bringe ich iv ze svͦne swie ivch dvnchet gvͦt.
do gie ez an ein streiten si waren harte gemvͦt. 40

Ich wesse wol sprach Gelfrat do hie fvr gereit,
Gvnther vnt sin gesinde daz vns tæte leit.
Hagene von Tronige nv sol er niht genesen.
fvr des vergen ende der helt der mvͦz hie pvrge wesen.

Si naigten vber schilde ze stiche nv div sper. 45
Gelfrat vnde Hagene in was zen ander ger.

*) Hier steht noch wnden schalten, aber durchstrichen.

Else vnde Danchwart vil herlichen riten.
si versvͦchten wer si wæren da wart vil grimme gestriten.

Wie chvnden sich versvͦchen immer helde baz.
von einer starchen tyoste hinder oͦrs gesaz. 6450
Hagene der chvͤne vor Gelfrates hant.
im brast daz fvrebvͦge des wart im streiten bechant.

---

## Karlsburger Bruchstück.

Folgt hier, aus dem oben (S. 178) angegebenen Grunde. Ich erhielt es durch die Güte des Grafen Mailath in Abschrift des Prof. Kovats, nachdem der Bibliothekar sie mit der Urschrift verglichen hatte. Diese ist ein pergamentenes Quartblatt, in Spalten schön und fest geschrieben, die Reimzeilen mit Punkten sind nicht abgesetzt, wohl aber die Stanzen, deren Anfangsbuchstaben gemalt werden sollten, wie der dafür leergelassene Raum anzeigt.

(D) o sprvngen von den tischen die dri chvnege her. 7945
si woldenz g$^{s}$ne schæiden ê des schaden wͦrde mer.
sine chvndenz mit ir sinnen do niht vnd$^{s}$stan.
do Volker vn̄ Hagene so sere wͦten began.

(D)o sach d$^{s}$ vogt von rine vn geschæiden den strit.
do slvͦch der fvrste selbe vil manige (wunden) wit. 50
dvrch die liehten ringe den vianden sin.
er was æin helt ze handen daz wart do grozlich schin.

(D)o chom (o)vch zu dem strite d$^{s}$ starche Gernot.
ia frvmt er der hvͤnen vil manigen helt tot.
mit dem scharphen sw$^{s}$te daz im gabe Rvdeger. 55
den etzelen magen frvmt er grozlichiv ser.

(D)er ivnge svn vrowen Vten zv dem strit spranch.
sin wafen h$^{s}$lichen dvrch die helme erchlanch.
den etzelen rechen vzer Hvͤnen lant.
da tet vil michel wnder des chvnich Gvnth$^{s}$s hant. 60

wie vrvm si alle waren die chvnege vn̄ ir man. 7961
doch sach man Giselher ze voderst stan.
pi den vianden er was æin helt gv̊t.
er schvf da mit den wnden vil manigen nider in daz plv̊t.

(O)vch w^ten sich vil sere die etzelen man. 65
do sach man die geste hv̊wnde gan.
mit den liehten sw^ten dvrch des chvniges sal.
do hort man allenthalwen von strite grozlichen schal.

(D)o wolden die dar vze zur vrivnden sin dar in.
si namē an d^ stige chlæinen gewin. 70
do wolden die dar inne g^ne fv̊r die tv̊r.
do lie d^ portenære ir dehæinen dar fv̊r.

(D)o hvb sich in d^ porten vil grozer gedranch.
vn(d o)vch von (swerten vf) helme lvter chlanch.
des chom d^ chvne Danchwart in vil starche not. 75
daz bedahte Hagene als im sin triwe gebot.

(V)il lv̊te rief do Hagene Volkern an.
seht ir dort geselle minen prvder stan.
vor hv̊nischen rechen vnd^ starchen slegen.
frivmt nert mir den prvder ê wir verliesen den degen. 80

(D)az tvn ich sicherlichen sp^ch d^ spilman.
er begvnde videlvnde dvrch den palas gan.
æin scharffez swert im diche an siner hende erchlanch.
der rechen von dem rine die sagten im des grozen danch.

(V)olker d^ vil chvne zv Dāchwarte sprach. 85
ir habt erlieten. . . . . . . . . . . . . . . .

Obgleich die Handschrift älter scheint, als die der vorigen Bruchstücke, so gehört sie doch der jüngsten Bearbeitung in der Hohen Ems-Laßbergischen Handschrift an, aus welcher hier auch Ergänzungen in Klammern beigefügt sind. —

Nachschrift. Die Wiener Zeitschrift für Litt. 12. October berichtet eben, daß ein Herr Serrure (in Gent) auf einem Perg. Buchdeckel 70 V. des Nib. L. in Flamändischer Sprache (wohl Uebersetzung) entdeckt hat. v. d. Hagen.

## XXI.

# Der Nibelungen Lied

## Altniederländisch, Sächsisch und Französisch.

Beim Drucke dieses Bogens kömmt mir noch der Abdruck des vorgedachten Bruchstückes im neusten Hefte (Sp. 191) des durch Mone fortgesetzten von Auffessischen Anzeigers zur Hand; woraus es hier wiederholt wird, weil es so merkwürdig sich der vorstehenden Sammlung anreihet, und das Leben unsers großen alten Heldenliedes auch in Niederländischer Zunge bekundet. Man konnte schon aus einem Altniederländischen Gedichte darauf schließen, welches ebenfalls Hr. Serrure im Jahre 1829 dem Prof. Mone mittheilte und dieser in den Quellen und Forschungen zur Gesch. der Deut. Litt. und Spr. (1830) S. 145 bekannt machte. Dasselbe heißt „der vier Herren Wünsche" und diese viere sind „Herr Hagen, König Günther, Herr Gernot und der milde Rüdiger", die im Saale beisammen sitzen, und im Wettstreite, wer von ihnen „den höchsten Muth trage", wünschen, wie jeder immerdar leben möchte, Günther in festlichen Freuden, Gernot bei Turnieren, Rüdiger herrlich und gastlich, Hagen in stäten Kämpfen. Diese Helden erscheinen hier also ganz unserm Heldenbuche (Rosengarten, Dietleib, Ravennaschlacht) gemäß, und das Ganze ist vor allen deutlich ein Nachklang des Nibelungenliedes, mit welchem es auch die langzeilige vierreimige Stanze gemein hat. *) Es steht in einer Handschrift des 14ten Jahrhunderts, welche Hr. C. van Hulthem

*) Mone hat es nach den Einschnitten in kurze vierzeilige Sätze getheilt; etwa weil die Einschnitte manchmal anklingen: aber offenbar herrscht die Langzeile vor

in Gent 1811 aus dem Nachlasse des Notars Reuwens in Brüssel erstand, und vermuthlich die angebliche Nibelungenhandschrift ist, welche van Wyn schon 1773 in Brüssel gesehen zu haben sich 1815 dunkel erinnerte. Dagegen bewährt nun dieses Bruchstück wirklich das frühere Dasein einer solchen Niederländischen Nibelungenhandschrift. Der Bibliothekar Laval in Gent fand es in dem vermoderten Deckel eines 1648 zu Leyden gedruckten Buches, welches 1704 nach Löwen kam. Gegenwärtig besitzt es Hr. C. P. Serrure in Gent. Es ist ein Perg. Oktavblatt, zu Ende des 13ten Jahrhunderts zwischen feinen Linien geschrieben, auf jeder Seite 36 Zeilen, die Einschnitte punktiert die Strophen aber nicht abgetheilt. Das Ganze war sichtlich nicht etwa eigenthümliche Niederländische Darstellung der alten, sonst gemeinsamen und sich mit Siegfried und Brunhild so nahe dorthin ziehenden Dichtung, wie etwa die Nordischen Lieder, vielmehr Uebertragung unsers Hochdeutschen Gedichtes, welchem sie nicht nur eben in der Form, sondern auch in der Darstellung Schritt für Schritt folgt, und häufig auch dieselben Reime behält. Herr Serrure bemerkt in dieser Hinsicht schon die Deutsche Quelle verrathenden Wörter gemeet (3842), meistren (3863), overtogen (3826), wie den falschen Reim (3800) und das unstatthafte Tempus (3861, auch 3848). Er hat auch das durch Beschneidung des Blattes Fehlende mit andrer Schrift ergänzt; was ich bei den offen gelassenen Stellen hier noch in Klammern fürder thue. Die Nichtabtheilung der Strophen, welche den Ausfall von anderthalb Strophen (nach 3830) nicht merklich machte, ingleichem die Nichtbeachtung der verlängerten letzten Halbzeile der Strophe, und die eingemischten weiblichen oder klingenden Reime, dies alles zeigt daß der Niederländische Uebersetzer unsere alte Heldenstanze noch weniger erkannte, als einige alte Abschreiber des Nibelungenliedes und die ersten Drucke desselben. Sonst hat er sich frei bewegt, und auch über manche schwierige Stelle getrost hinweggesetzt.

*daer* was gereet die spise. vele ende diere genoech — 3787
*ay* wat men al wiltbraets. ter cokenen. wert droech
*gunt*heer hiet doe tekenen. den iageren vitvercoren
*dat* hi ontbiten woude. doe wart lude een horen — 90
*voer* sine tente geblasen. dat was sine orconde
*dat* men dien selven coninc. ter herbergen vonde
*een Zege*uryts iagere. seide ic hebbe uernomen
*bi t-b*lasen van den horne. dat wi souden comen

*ter h*erbergen sciere. dat doe ic u verstaen 3795
*hi bl*ies met sinen horne. ende antwerdde saen
*doe sp*rac die herre zegeurijt. wi selen rumen dwout
*also r*eet haestelinc. die here coene ende bout
(*hi sprank*)de in sinen wege. een dier gremmelijc
*het* was een starc bere. doe sprac die coninc 3800
*wi sel*en goet spel hebben. nv te derre stont
*ic sie* enen bere. nu laet den spoerhont
*met ons* sal die bere. ter herbergen gaen
*so wi*-ne vaen ende binden. seghic v sonder waen
*die ho*nt wart ontbonden. die bere voert spranc 5
*ende sae*n soe reet zegeurijt. hine maket niet lanc
*die be*re liep in een broec. het moeste alsoe wesen
(*hi wae*)re voer den iagere. gerne doe genesen
(*doe ve*)el van sinen perde. die selue iagere goet
*hi wilde* [1]) na wel sere. de bere was onbehoedt 10
*hi-ne* conste niet geloepen. hi vinkene metter hant
(*ane*) menege wonde. hine wel uaste bant
(*alsoe*) dat hine conste. comen ter gere [2]) were
*doe sat* hi op syn ors saen. ende leide voer hem dien bere
(*doe bracht*)erdene den coninc. duer sine ouermoet 15
. . . ijne blide te makene. sine gesellen goet
Ay hoe blidelike. die coene degen reet
groet so was sijn gere. lanc ende dar toe breet
*ende oec* een diere swert soe had hi. gegort an sine side
*die h*oren was van goude. dies was hi wel blide 20
*geen* [3]) *be*tren iagecledren. en hoerde noit man sagen
*ende enen* roc van ziden. mochte men hem sien dragen
Ende enen hoet van sabele. gewaerliker dinc S. b.
het was een die [4]) goutboert. daer die horen ane hinc
ende enen hornen boge. hadde hi oec an heme 25
met huden ouertogen alse iageren geteme
en constene gespannen. anders engeen man
en ware met gewerke. hi en waert selue dan

1) Besser ijlde.
2) Wohl comen ter gegen.
3) Besser van.
4) Wohl diere.

bouen alle sine cledre. hadde hi enen roc ane
wel gemaect na heme. van swarten cordewane [1]) 3830
sint ic v die waerheit. al besceden moet 37
soe voerde hi enen koker. al uol strale goet
van harden stale gemaect. vier groete vingre breet
wat hiere mede geraecte. dat bleef doet gereet 40
rechte alse een iagere. zegeurijt die helt reet
het sagenne doe comen. des coninx helde gemeet
si liepen iegen heme. ende ontfingen doe
wel den coenen here. daer was menech vroe
hi beette van den orse. den bere hi ontbant 45
entie honden liepen. na den bere te hant
die bere woude ten woude. daer hijt voer hem sach
*daer vl*oe vten wege. elc al dat hi mach
die bere van den lieden duer die cokene ran
doe vloe van den bere. die coc ende menech man 50
hi warp over rucge. wat dat hi daer vant
scotelen ende teilen. die spisen daer in tehant
doe spranc op met haesten. gunthecr daer hi sat
di bere liep doe sere. hoert wies hi doe bat
dat men ontbonde die honde. daer si gebonden lagen 55
die iageren waren blide. doe si dat gesagen
met bogen ende met sprieten. was daer menech doe
die den bere volghden. daer hi henen vloe
daer waeren soe vele honde. dat niemen daer ne sc*oet*,
die liede ende die honde. maecten geruchte groet 60
die bere vloe wel sere. wat hi geloepen can
doe seide daer wel menech. het ware een crachtech man
dine moeste meistren. ende weder vaen
zegeurijt hi vinckene. ende doeddene wel saen.

Einigemal zeigt sich Misverständnis, z. B. diere (theuer) für tiere und ziere (3787. 3819); tente für stunde (3791): enen hoet für eine hût (3823) haben auch alle unsere Nibelungenhandschriften. Daß die in der H. Ems-Münchner Handschrift fehlende Stanze (3793 — 96) hier erscheint, weiset auf die anderen Handschriften, und einen

---

[1]) Hier sind 6 Reimzeilen übersprungen. Der Cordûan giebt kein Licht über ludmes hût.

Einschnitt (3810) hat nur die jüngste Bearbeitung ebenso. Sonst bietet das eine Görressche Bruchstück eben dieser Stelle, in der Niederrheinischen Mundart, nächsten Uebergang. Etwa noch ein Niederdeutsches Nibelungenlied als Vermittelung anzunehmen, ist unnöthig. Und hiebei bemerke ich, daß das Sassische Nevelunge Leid, welches der Dr. K. F. A. Scheller im J. 1831 ankündigte, als aus einer alten Handschrift entnommen, welche er nur in seine schon bei mehreren Sassischen Werken angewandte Rechtschreibung umgeschrieben, nichts anders ist, als eine ganz neue wörtliche Uebersetzung des Nibelungenliedes, wie schon die erste der zur Schau mitgetheilten Stanzen zur Gnüge bewährt:

Uns is in ôlden mären Wonderes fêl gesaid
Fan heliden lavebären, Fan groter arebeid,
Fan froud' un hôggetiden, Fan wenen unde klagen:
Fan koner räken striden Mogeji nu horen sagen.

Gleich der erste Reim gesaid ist so wenig Sassisch, als in der dritten Stanze syrden für zierten.

Eben erscheint auch der Anfang einer Französischen Uebersetzung von M. Saint-Marc Girardin in seinen Notices polit. et litt. sur l'Allemagne (Paris 1835) p. 345 ff, nach meiner Erneuerung (1824). Die erste Stanze lautet hier:

Les anciens récits nous racontent des choses merveilleuses sur les héros dignes de mémoire, sur leurs aventures, leurs joies, leurs fêtes, leurs douleurs, leurs catastrophes, Voulez-vous entendre les merveilles du combat des hardis chevaliers?

v. d. Hagen.

## XXII.

# Die Deutschen Wochentagegötter.

(Fortsetzung.)

Der Sonnendienst lag dem hohen Norden durch den wunderbaren Wechsel der Sonnenferne und -Nähe nicht minder nahe, als dem ihrer stäten Glut ausgesetzten Süden. In Thule, dem Stammlande der vielgöttigen Heruler, wie der Gothen, stellte man, nachdem die Sonne vierzig Tage lang nicht aufgegangen (also über Torneå hinauf), große Freudenfeste an, wenn sie wieder die Spitzen der Berge berührte [1]): wie der Germanische Norden von jeher, und noch im Mittwinter dem sonnigen Frey (Freya und Frigg) das Julfest mit dem Jahresanfange fröhlich beging. Bei den Angelsachsen geschah dies in der Mütternacht [2]), womit das Christfest in der Weihnacht zusammenfiel [3]), wie mit dem Jahresfeste des morgenländisch-römischen Herkules, der als Sonnenheld unbesiegt aus dem Zwölfkampfe des Thierkreises hervorgeht [4]). Auf ähnlicher Vorstellung

---

1) Procop. de bello Goth. l. II, p. 78. Jornand. de reb. Get. c. 3. 23. Vergl. mein Glossar zur Erneuung der Nibelungen (1807) S. 567.

2) Modraniht. Beda de. temp. rat. c. 13: Incipiebant autem annum ab octavo calendarum Januariarum die, ubi nunc natale domini celebramus. Et ipsam noctem nunc nobis sacrosanctam, tunc gentili vocabulo Moedrenech, i. e. matrum noctem appellant: ob causam, ut suspicamur, ceremoniarum quas in eo pervigiles agebant. Vergl. S. Walter hist. Nachr. von der Modrenech der Deutschen 1740. — Erinnert an die geheimnisvollen Mütter und das Ewigweibliche im vollendeten Faust.

3) Chr. Nettelbladt de Heliolatria veterum s. ritus tempore nativitatis Domini adorandi Solem.

4) Denkmale, wie das bei Zwifalten, dessen Inschrift bekundet, daß Deo invicto Soli templum hergestellt sei (abgebildet zu Gerberti iter Alemann. p. 200), gehören

beruhen des Tacitus Nachrichten, daß Herkules, wie Ulysses, bei den Germanen gewesen und verehrt werde; desgleichen von dem Hain und den Säulen des Herkules [1]). Sie stehen in Zusammenhang mit dem Deutschen Hermin (der Herminonen Stammvater) oder Hirmin, Irmin, dessen Hain, Säule, Straße und Wagen zugleich am Himmel wie auf Erden waren, und darunter namentlich die Irminsäule der Altsachsen, nebst mancherlei anderer Beziehung, durch ihre Stellung gegen Morgen die Sonne und den Sonnengott bedeutete. Witekind vereinigt ihn mit dem Griechischen Apollo [2]): wie den An-

doch wohl allein den Römern an. Vgl. die bei Utrecht gefundene Römische Steinschrift in Keysler antiquitat. septentr. p. 404.

1) Germ. 3. 9. 34. Ann. II, 12. Die Angabe in Rössigs Deut. Alterthüm. 161, daß Cäsar eines Hains des Herkules erwähne, ist wohl nur Verwechslung hiemit. Die Säulen des Herkules am Eingange der Ostsee nennen auch Julius Orator und Aethicus zu Anfang des 5. Jahrh.

2) Vergl. mein Büchlein: Irmin seine Säule, Straße und Wagen (1817), und die gleichzeitige Abhandlung dieses Inhaltes von J. Grimm. Die bei mir S. 17 abgedruckte Stelle Witekinds muß ohne Zweifel mit der angeführten Casinischen Handschrift so gelesen und abgetheilt werden: nomine Martem, effigie columnarum imitantes Herculem, loco Solem, quem Graeci appellant Appolliuem. Diese Stellung bezieht sich auf die Errichtung des Siegesaltars mane autem facto ad Orientalem portam. — Gobelin. Persona (bei Meibom I, 159) erzählt dieselbe Geschichte, sichtlich aus Witekind, nur ohne die Götternamen und Gebilde, bestimmt aber die Verwandlung des heidnischen Festes in das Christliche aller Seelen, was auch Witekind anführt, noch näher. Dies könnte für Witekinds Vereinigung Hirmins mit Hermes, als Seelenführer, sprechen, in welcher Beziehung auch Odin zu Merkur stimmt; dabei ist anzuschlagen, daß selbst die Herkules-Milchstraße die Seelen der Heroen aufnimmt; wie sie bei den Nordamerikanischen Wilden der Seelenweg heißt (Irmin S. 30). Die Irings-Milchstraße, welche als Irminstraße (in England) und Erichstraße (in Schweden) eine Reichs- und Heerstraße ist, und laut der Nibelungensage (in Wilkina Saga) ein Iringsweg in Soest ist, erklärt sich hier noch durch den Helweg (oder Herweg), wie die große Straße von Dortmund durch Soest bis an die alte Burg darin heißt (Tappe Alterthümer der Baukunst in Soest 1823, S. 11. 22); was ich für verdunkelte Erinnerung des Iringsweges oder der Irminstraße halte. (Merkwürdig ist auch der Heckerichesweg in der Gränzbestimmung des Verdenschen Sprengels im J. 884 bei Wedekind Noten zur Deut. Gesch. I, 74). Irmin aber bedeutet vermuthlich der Erdgeborene (oben S. 18): wie Hermes, Herakles (Here's Säugling); wie der Keltische Herakles ὄγμιος (bei Lucian. Opp. ed. Reiz. VIII, 312. 571), der aus der Furche (ὄγμος) entsprossen, gleich dem Etrurischen Jupiters Enkel Tages (Taut-Hermes), und dem Bauersohn unsers Märchens, den ein Riese dem pflügenden Vater aus der Furche nimmt und ihn zum Herkulischen Helden säugt. So ist auch der Nordische Herkules, Thor, ein Sohn der Frigg-Jörd (Erde), ja sein Vater Odin selber ursprünglich aus Stein: wie Hermin (laut Tacitus) ein Enkel des erdgebornen Thuisko. Vom letzten Namen auch in dieser Hinsicht mehr beim Dinstag.

gelsachsen geradezu ein Phöbus zugeeignet wird (oben S. 24). Noch Kanuts, Königs von Dänemark und England, Gesetze verbieten, Götzenbilder, Sonne, Mond, Feuer, Wasser, Steine, Bäume zu verehren [1]).

Daß Soltwedel, Hochdeutsch Salzwedel, nicht einen Sitz des Sonnendienstes bezeichnete, den Cäsar errichtet und Karl der Große zerstört habe, braucht kaum noch erinnert zu werden (S. 25). In wie weit die überall vorkommenden Namen Sonnen-Burg, -Berg, -Stein, -Fels u. s. w. hier in Betracht kommen, läßt sich bei manchen wohl ausmitteln, die eben nicht alt sind.

Das Sonnenidol, ein weibliches Brustbild mit rundem Strahlen-Antlitze, welches aus Kolbatz bei Stettin im Jahr 1745 auf königlichen Befehl in das Berliner Raritätenkabinet gebracht worden, scheint dem Bothe und dessen Folgern nachgebildet, wo das Brustbild nur noch ein flammendes Rad vor sich hält [2]). Das Rad bezeichnet freilich im Runen-Kalender das Fest des kreisenden Jahres, und wurde auch am Johannistage gedreht, als Bild der Sonnenwende [3]).

Die Weihnachts- und Johannisfeuer, so wie das Osterfeuer, das Verbrennen oder Ersäufen von Puppen dabei, gehören, als Jahresfeste in den Sonnenwenden und Nachtgleichen, auch mit zum Sonnendienste.

Vermutlich stehen die von Tacitus allgemein den Germanen zugeschriebenen Loosungen durch das Wiehern heiliger in Hainen ernähr-

1) Adorationem barbaram plenissime vetamus. Barbara est autem adoratio, sive quis idola (puta gentium divos) Solem, Lunam, Ignem, Profluentem, Fontes, Saxa, cujuscunque generis Arbores Lignave coluerit. — Interprete Lombardo. Keysler antiq. septentr. p. 18.

2) Das Berliner Idol ist abgebildet zu Schimmelmanns Dolmetschung der Edda (1777) S. 102, wenigstens bei meinem Exemplar. Bothe deutet das flammende Rad dat he scholde den schin geven dat sick alle man dar inne besegh̄e.

3) Hospinian. de orig. fest. Christ. II, 522. Es entspricht völlig den Jahresbenennungen annus (annulus), ἐνιαυτὸς (der Schlangenring), und hat zugleich wohl Beziehung auf die fahrenden (oder schiffenden) Zeitgötter. Man hat selbst das Julfest vom Isländ. hiôl, Dän. hjul, (Angels. veal, Engl. wheel, unser Welle) Rad, ableiten wollen, und damit die Römischen hilaria der Cybele (vergl. hilara Saturnalia) und Ind. hulia, Jahresfest in der Frühlingsnachtgleiche, in Verbindung gebracht: eher könnte man an jubilum, jobilaeus annus und an das Oberdeutsche joeln, jodeln denken. Das Isl. jöl (Angels. giuli, geola) ist durchgängig von hjöl unterschieden. Glossar. Edd. T. I nimmt es als Zusammensetzung Jô-öl, Ål (Trank und Speise) zu Ehren des Sonnengottes Jaw. (?)

ter weißer Rosse[1]) am Wagen in Beziehung auf das Sonnenroß; welches bei den Massageten das Sonnenopfer war, und auch wohl bei den Persern, die ohne Bilder und Tempel, Sonne, Mond, Erde, Feuer, Wasser, Luft verehrten, und wo das Roßwiehern bei Sonnenaufgange die bekannte Königswahl des Darius Hystaspes entschied [2]). Dieselbe Loosung durch Roßgewieher war noch bei den heidnischen Deutschen zu Bonifacius Zeiten im Schwange [3]). Das Roßopfer brachten namentlich die Alemannen im sechsten Jahrhundert [4]); wie noch am Rheinfalle bei Schafhausen Sage geht, daß man in heidnischer Zeit das Liebste, das Roß, zum Opfer hinein gestürzt habe [5]). Es war im Norden, wie noch in Indien, das Hauptopfer, vornämlich Odins, den sein achtbeiniges graues Roß Sleipner (davon Siegfrieds Grani stammte) durch die acht Nordischen Welten bis in die neunte (Unterwelt Niflhel) trug.

Sonst ist beim Julfeste das Hauptopfer ein Eber: Sühneber (sônar-gallt) genannt, vermeintlich [6]) weil ein Eber den in der Sommersonnenwende ermüdet ruhenden Odin (den Julvater) verwundete, aus dessen Blute Blumen und Blüten entsprossen, (gleich dem Atys, Adonis [7]); und bei Odin in Walhall ist der täglich erlegte und sich erneuende Eber Särimner die Nahrung der Einherien (wie im muselmännischen Paradiese) bis zur Götterdämmerung. Der Juleber ist vornämlich dem Frey und der Freia geweiht, welche die goldstrahlenden Eber Gullinburste (Goldborste) und Hildeswin

1) Aehnliche Roßorakel hatten die Slavischen Völker: die Leuticier in Riedegast, laut Ditmar. l. VI, und die Rügier laut Sifrid. vita S. Otton. II, 32. Saxo Gr. l. XIV und Crantz Vandal. l. V.

2) Herodot. I, 31. 210. II, 88. ff. Ovids

Placat equo Persis radiis Hyperiona cinctum,
ne detur celeri victima tarda deo

scheint die zweite Stelle von den Massageten vorzuschweben.

3) Indic. pagan. 13.

4) Agathias hist. (scriptt. Byzant.) p. 18. Rössig deutsche Alterthüm. 222 leitet auch das Waizengebäck, genannt Stute, von der heidnischen Roßverehrung: es ist aber, so viel ich weiß, nur Niederdeutscher Name, lautet eigentlich der Stuten, und entspricht eben so wenig im Wort als in der Gestalt der Stute, Niederdeutsch Stoot. Dagegen möchte das in Halle bekannte (große runde) Staudenbrot hieher gehören.

5) Irmin S. 60.

6) Rudbeck Atlant. II, 5.

7) Und wie im Nibelungenlied Siegfried über die Heide gejagt wird, daß die Blumen roth werden. Vergl. die Träume von Ebern im Altengl. Tristan und Richard 3.

(Schwein der Hilde=Freia) vor ihren Wägen haben; und wie, laut Tacitus [1]), die Esthyonen Eberbilder der Göttermutter (Frigg=Erde) als Feldzeichen führten, so gelobten die Nordischen Helden auf dem Juleber Kämpfe und Heerfahrten; das Eberhaupt wurde in England dem Lehnsherrn vom Lehnsmanne dargebracht [2]), und noch wird es von den Oxforder Studenten des Königin=Collegiums am Weihnachtstage (Julfest) mit Gesang aufgetragen [3]). In Schweden werden wohl noch gebackene Eberbilder vom Julfest aufbewahrt, dem Pflüger zur Speise gegeben und zerrieben mit der Saat ausgestreut, zur Fruchtbarkeit [4]); und die auch bei uns zu Weihnachten, mit dem Schweineschlachten, üblichen Gebäcke in dieser Gestalt weisen auf den Juleber zurück.

Der Angelsächsische Solmonat (Februar), wol von der merklicheren Wirkung der Sonne benannt, wird von Beda durch die Kuchen gedeutet, welche den Göttern dargebracht wurden [5]), d. h. doch wohl Kuchen dieser Gestalt und Namens, wie man bei uns die runden Osterfladen noch Ostermonde nennt [6]).

Die Sonnenlehen erklärt man wohl als solche, die man nur von der Sonne oder von Gott (freilich als höchstem Lehnsherrn Aller) zu Lehen hat, als Freigüter, Allode [7]).

---

1) German. 45.

2) Im Altengl. Tristan I, 42. 75 und W. Scotts Anmerkung. — Bekannter, besonders im Altfranz., ist das Auftragen des Pfaues und das Pfauengelübde. Der Friedensrichter Schaal schwört noch beim Pfau und bei der Pastete (worin der Pfau mit dem Schweif aufgesetzt wurde).

3) W. Irwing Skizzenbuch II, 38. 70, wo auch das Lied mit dem Lateinischen Kehrreime: Caput apri defero.

4) Der, mit der Stelle des Verelius (zur Hervarar Saga 14), in meinem Irmin 49 aus Lex Sal. II, 18 erwähnte, von der Kirche in pecora votiva verwandelte majalis sacrifus heißt in dem andern Text II, 14 maialis sacriuus (gloss. qui est defensor aliorum porcorum) qui dicitur votiuus. (gloss. id est ad occidendum).

5) Beda l. c. Solmonath dici potest mensis placentarum, quas in eis Diis suis offerebant.

6) Die Sonnen= und Mondsgestalt der Festkuchen lag so nahe, wie bei dem obigen Schmucke (S. 30). Im andern, oben (S. 34) angedeuteten Sinne steht aber ostersunne im Titurel, Wien. Hds. Str. 5441.

7) So hießen vornämlich die Grafschaften Hennegau und Oldenburg. Vergl. Wachter und Frisch Wörterb. Schilter, bei Oberlin, möchte es von sin oder suin lehn herleiten, laut des Spruches „das Gut lehnt sich selbst." Haltaus, unter Sonnengüter, dergleichen in Thüringen, erklärt Sonnenlehen, wie auch Bauergüter bei Erfurt heißen, für solche, die an gewissem Tage bei Sonnenschein oder scheinender Sonne, wie häufig in Urkunden die Frist bis Sonnenuntergang ausgedrückt wird, den Zins entrichten mußten.

Im vierzehnten Jahrhundert noch wurde in Deutschland auf ähnliche Weise, wie durch Kanuts Gesetz, die Anbetung von Sonne, Mond und Tag verboten [1]).

Bedeutsamer persönlicher Ausdruck, ähnlich jenem im Nibelungenliede (S. 32), ist auch bei Rumeland, daß einem Menschen, der ohne Gier, Neid und Haß wäre, Sonne und Mond sich neigen sollten [2]). Schwächer klingt des Marners und Meisners Wunsch, daß den von ihnen gepriesenen Fürsten Sonne, Mond und Sterne zum Heile leuchten mögen [3]).

Der noch lebenden Märchen und Lieder vom Sonnenbette und Reisen dorthin ist oben (S. 26) gedacht. Der Tanhäuser scherzt schon, daß ihm die Geliebte gewähren will, wenn er ihr Sand von dem Meere hole, wo die Sonne zu Raste geht, und wenn er ihr den Stern, der nahe dabei steht, mitbringe [4]). Ein Dänisches Volkslied weiß noch, daß dort, wo die Welt mit Brettern vernagelt sei, die alten Sonnen und verbrauchten Monde liegen, aus denen Sterne geschnitten werden [5]); welchen Zug unser bekanntes Wanderburschenlied nur vom Monde singt [6]).

---

1) In Der gewissen spiegel — das buchlein hat gedewtschet her Mertt prediger von Amberg (Wiener Handschrift, Nr. 311, Perg. 8.) heißt es zum achten — dye ein creatur an petten, es sey sunn oder man oder den tag. — Auch petten etlich den tag an. — Das ist alles wider das erst gepot.

2) Minnesinger Bd. III, S. 66: dem solte nigen sun unde ouch der mâne. Vergl. Josephs Traum 1 Mos. 37, 9.

3) Oben S. 33. Marner (Bd. II, S. 249) singt: ze heile erschine im tagessunne, nahtes mâne und iegslich stern. In Ansehung des Geschlechts ist bei Marner noch zu bemerken: S. 236 den sunnen unt die mânen; S. 242 des mânen unt des sunnen, wo die Wiener Handschrift der sunnen liest.

4) In meiner Ausgabe der Minnesinger 90 Tanhuser X, 1:

mag (ich) ir bringen von dem sê
des grienes, dâ diu sunne [uf] gêt
ze reste, sô wil si mich wern;
ein sterne dâ bî nâhe stêt,
des wil si von mir niht enbern.

Die Zigeunersprache nennt die Nachtherberge Sonnenbette. Frisch Wörterb. verzanen.

5) Nyerup, in seinem Dänischen Werke über die Dänischen Volksbücher (1816) erwähnt es beim Fortunat, der auch ans Weltende kömmt:

„Gamle Sole ligger der,
Og forslidte Maaners Här,
Hvoraf Stierne klippes."

6) Vom allgemeinen Germanischen Sonnendienste handelt I. G. Keysler diss. de

2. Der Mondsdienst ist bei dem stäten Zusammenhange mit dem Sonnendienste schon oft berührt. Cäsars Nachricht davon (S. 26) wird noch bei ihm (I, 50) und Tacitus (K. 11) näher dadurch bestimmt, daß die Germanen, der Deutung ihrer weissagenden Frauen gemäß, den Neumond als glückliche Zeit des Kampfes und anderer Unternehmungen ansahen. Dasselbe deutet auch die weiterhin vorkommende Nordische Mythe an, und that man noch im vorigen Jahrhundert bei den Thüringern [1]), ja geschieht ohne Zweifel noch mannigfaltig; wie man sonst auch am Neumonde Feuer machte und hinübersprang [2]). Bei den Gothen scheint man mehr den Vollmond beachtet zu haben, weil Ulfilas ihn in gleicher heidnischer Beziehung anstatt des Neumondes setzt [3]); und bei den Angelsachsen wurde nach der Beobachtung des Vollmondes in der Herbstnachtgleiche ein Monat benannt [4]). Gebete an beide, Neumond und Vollmond, rügt der Gewissensspiegel Martins von Amberg [5]). Allgemein ist in den älteren Beichtspiegeln Rhegino's und Burchards das Verbot, auf Mond und Monate [6]) zu achten.

Laut des Verzeichnisses der heidnischen Gebräuche zur Zeit des H. Bonifacius (§. 21), rief man dem Monde bei Verfinsterung zu: siege Mond! Ohne Zweifel, weil man ihn in Gefahr wähnte; wie solches allgemeine Vorstellung im Heidenthume war und noch ist, wonach der Mond bald aufs Blut gepeitscht, bald von einem Drachen verfolgt, und ihm durch Geschrei, Trommeln und Blasen Hülfe geleistet wird [7]); was selbst die Römer durch die Tuba thaten, und sowohl in den

---

cultu Solis, Freji et Odini. Hal. 1728, der Jarkeschen Ausg. von Sched. de diis Germ. desselben Jahres angehängt, und Theil eines beabsichtigten größeren Werkes Germania gentilis, dessen Abriß in den antiquitat. (1720) p. 297 steht, daher auch öfter die obige Abhandlung als hierin enthalten angeführt wird.

1) Döderlein Heidenthum im Nordgau (1734) S. 4.

2) Concil. Trullan. (zu Konstantinopel) im J. 692.

3) 1 Koloss. 2, 16: fullithê (Genit. Pl.) für νεομηνίας.

4) Von fyllith Vollmond; Winterfyllith. Beda rat. temp. 13.

5) Als so der man vmb das vol oder das new ist, so haben si sunder gepet.

6) Lunam et menses. Rhegino disc. cler. II, 5, 51. Burchard decret. X, 17.

7) Dieses bei den Tunkinesen (Hübner Geogr. II, 522), jenes bei den Indern. Vergl. Eccard. Franc. Or. I, 427. Die Brüder Lander fanden auf ihrer Reise in Afrika 1830 zu Bussa am Niger ähnliches Geschrei, Blasen und Rasen bei einer völligen Mondfinsterniß. Die mahomedanischen Priester erzählten dem Volke, der Mond habe aus Verdruß über seinen Weg voll Disteln und Dornen den verbotenen Pfad der Sonne betreten, diese ihn aber entdeckt, jage ihn nun am Himmel hin

Germanischen, als Romanischen Ländern noch in Christlicher Zeit geschah [1]). Zunächst steht hier die schon (S. 28) berührte Nordische Vorstellung von den Mond und Sonne verfolgenden Wölfen, die in der Götterdämmerung beide verschlingen. Vermuthlich wird auch der Mond wiedergeboren, mit der Sonne, so wie beide gleichen Ursprung aus der Licht- und Feuerwelt (Muspellheim) haben und Schwester und Bruder sind, als Lenker des Sonnen- und Mondwagens.

Aus der Vermählung der Sonne mit Glanur, Glenur auf Luna, oder vielmehr Lunus, auch als Deutschen Mondsnamen zu schließen, scheint bedenklich; obwohl die Ableitung jenes Namens vom gemeinsamen Stamme mit Glanz nicht zweifelhaft, und einfacher in Glas (und scheinbar in Lenz) vortritt, wozu auch Lahn und Laune, als Mondswirkung, gezogen werden [2]). Der Tempel der Luna, welchen Cäsar zu Lüneburg errichtet und Karl der Große zerstört haben soll (S. 25), gibt hier natürlich kein Zeugnis.

---

und strafe ihn durch Verfinsterung, wovon der Lärm sie abschrecken soll. Bd. II, S. 161 der Deutschen Uebers. Dies erinnert an das obige (S. 27) Lettische Märchen.

1) Eccard l. c. giebt die Stellen über das fortwährende Zurufen des Mondes bei Maximus (Bischof von Turin im 5. Jahrh.) homil.; Audoënus (Bischof von Rouen im 6. Jahrh.) vita S. Eligii II, 15; Gregor. III poenitent. c. 23; Beda de remed. peccator. c. 21 (neben Geschrei auch maleficia); und poenitentiale Thuanum.

2) Isl. glan, glans Glanz; glana, glansa glänzen; gler (Genit. gles) Glas (glesum Bernstein. Tacit. Germ. 45), glaer glänzend, glaesi Glanz. Altdeutsch u. Schweiz. glast, Glanz, glesten. — Lenz lautete sonst auch das Glenz (bei Victorius), Glenzen (bei Ryff Spieg. der Gesundheit), und Fulda (Idiot. Samml.) führt als Schweizerisch der Glenz, und Glenzmonat für März an, was sich aber bei Stalder nicht findet. — Lenzin-manod, Karls d. Gr. Benennung des März bei Eginhard, ist wohl nur Kürzung von lengizin-manoth bei Goldast (Constit. imp. II, 2), und bestätigt die Ableitung Skinners und Marschalls von lang, entsprechend dem Angelsächsischen lengten, lencten (vergl. Grimm Gramm. II, 510) Lenz, März, weil dann die Tage sich längen (noch Engl. length Länge). Ebenso in der Reimbibel des 12. Jahrh. (Diutiska III, 88) der langez Lenz. Niederl. lent, alt-lenten. Adelung will dagegen von leinen, erweichen, aufthauen; wie Ihre von len, weich (lind, gelind). Eher gilt Adelungs Ableitung lûne Laune, vom Isl. lund, lyndi Gemüthsart (auch in Theodelinde, Sigelinde), Schwed. lynne. Frisch erklärt aber launisch (in Hagens Oesterr. Chron. bei Pez auch unlewntig) durch lunaticus, mit dem alten Vocabular Gemma gemmarum: astrosus, i. e. lunaticus, malo sidere natus, monisch-lunisch. Lune für Mondschein führt er aus Jeroschin an, wie Scherz aus Stricker. — Grimm Grammat. I, 347 erklärt lûne aus dem Althochd. liuni forte. — Ein ander Wort ist lan, luine (bei Scherz) Achsnagel, Niederd. Lünse; Holl. lundse, loudse; Frundsberg (bei Frisch) lunden; lune Pfähle. Daher etwa Lahn? was Adelung zu luna zieht. Gehört luna zu σελήνη, Dorisch σελάνα? bei Hesych. auch ἑλήνη (Helena); was durch σέλας, ἕλη auf den Sonnennamen (oben S. 31) zurückführen würde. Näher liegt Lucina von luceo.

Der Name Mond ist dagegen gewiß ein gemeinsamer, nicht nur mit Griechen und Römern und allen urverwandten Völkern, sondern erscheint in dem tiefen und weitverbreiteten Stammworte, welches durch den flüssigen An- und Auslaut sich überall noch deutlicher wiederholt, denn Sol und Sonne, als ein Wort der allgemeinen Sprache. Dem Isländischen mâni (Dän. Schwed. maane, måne), Angelsächsischen mona (Engl. moon) und Niederdeutschen Maan (Holländ. maen), entspricht das Gothische mêna, Althochd. mâno, Mittelhochd. mâne, jetzt etwas verdunkelt Mond. Das Gothische leitet sich aber, auf ähnliche Weise wie sunno (S. 37), kenntlich von dem uralten, damals schon verwachsenen Stamme des anomalen munan, Isl. muna [1]), der ursprünglich minan (an, ên: wie niman nehmen) lautet, aber das alte, in die nahe Weise (an, un: wie sinnan) ausgewichene [2]) Präteritum im Sinne des Präsens gebraucht, und ein neues schwaches Präteritum annimmt (munda; Isl. mundi), den Infinitiv aber dem Plural des Präsens gleich macht, wie gewöhnlich, nur daß dies Präsens eigentlich Präteritum ist. Die Bedeutung ist zwar etwas unbestimmt geworden, wie bei allen ebenso ausgewachsenen Wörtern (mögen, können, dürfen, sollen rc.), die als Hülfswörter dienen, so daß im Isl. muna wirklich nur Hülfswort des Futuri ist, also werden, sollen, wollen, bedeutet: aber schon hierin, und noch deutlicher im Gothischen, tritt der Sinn gedenken, sich erinnern, hervor; wobei man zugleich gewahrt, wie jene auffallende Verwechslung der Tempora geschehen konnte; denn, wessen man gedacht hat, dessen erinnert man sich. Gleiche Bedeutung hat die Indische Wurzel man in ihren mannigfaltigsten Sprossen, und selbst in weit abstehenden Sprachen

---

1) F. Magnusen lex. myth. 508 will Mâni von mâ terere, delere ableiten, weil es dem Monde jeden Monat so gehe; und vergleicht das Angels. mavan, Schottisch maw.

2) Vermuthlich durch die Position nd im neuen Präterito; weil dieser dem Partic. Prät. gleiche Ablaut (u) des Plur. Prät. regelmäßig eintritt bei solchen Verbindungen oder Geminationen der Liquiden: dagegen die einfachen Liquiden diesen Plur. noch in ê (Hochd. â) ablauten. Beide Conjug.-Weisen (Grimms 11te und 12te) haben so durchaus nur Liquide (indem siggvan auf Griechische Art das näselnde n̄ bezeichnet, = singan): dagegen die, auch durch das gemeinsame Präsens - i, dazu gehörige Conj. Weise (Grimms 10te), mit demselben doppelten Ablaut im Prät., und mit Gleichlaut des Partic. Prät. und des Präs., durchaus nur Stumme oder Spiranten hat (ligan; wisan, später mit Ablaut in r übergehend, wârun). Daher besteht im Mittelhochd. noch mëgen (einst migan) mahte, neben mugen, mügen, mohte. Ulrichs Tristan, Zazichov. Lancel. 6021. 6602. 6995.

der Erde scheint der geistige innere Sinn dieses schöpferischen Urwortes überwiegend, obgleich im Deutschen die äußere sinnliche Bedeutung heraustritt. Der Arabische Almanach, Kalender (vom Semitischen manah zählen, wägen) steht vielleicht zunächst in Beziehung auf den Mond, als Zähler der Zeit, zumal im dortigen Mondenjahre; und erinnert an die neben mâni gewöhnliche Isländische Mondsbenennung tungl [1]), was doch nur eine Ableitung von tunga, Zunge, sein kann. Wie aber die Zunge Sprache und die Sprache Geist, so sind, nach Indischer, Persischer und mancher anderen Lehre, die Sterne als Ausflüsse des Urlichts, des Urgeistes, selber Geister (Pers. Feruer), Götter, Intelligenzen, Läuterungen, Wohnungen der Seelen; sie alle sind Monde, in Bezug auf die Ursonne, von welcher sie sich eigenwillig getrennt, daher der Indier sagt, der Wille sei mit dem Monde geschaffen. Der Sanskritische Name des eigentlichen Mondes, masi, gehört doch wohl zu obigem Stamme man: wie die Persischen mah, mai, mank, zu e-mené unterwogen, mineschue Gesinnung (beides im Pehlvi); wie die Griechischen μὴν, μήνη (Dorisch μανα), zu μένω gedenke, beharre (Prät. μέμονα), ’μιμνω, μνᾰω, μιμνήςκω, — μένοσ, μενή, μενάω u. s. w.; und wie die Lateinischen Mena Göttin der Monatsblüte [2]), mênis Halbmondsbild, und mensis (Ableitung, wie Monat, alt mânôt), zu moneo, maneo, re-minisco, memini, — mens, mentio, mentiri u. s. w. Die Formen ’μιμνω, memini, meminisse zeigen auch ganz denselben Gang, wie unser man, munan, vom einstigen minan, welches noch in der Verdoppelung maminjan [3]) hervortritt, und sich mannigfaltig weiter bildet in gaminthi [4]), gamunds Angedenken, munthôn beachten [5]), ist muns Gedanke, munnan [6]), munnôn bedenken; Isl. muns Behagen, muni Gemüth, daher die beiden Raben Odins, die ihm

1) Finn Magnusen gloss. Edd. II, 720 vergleicht damit das Ind. tin, tinguel, davon tinghuelashicia Montag. — Gothisch steht schon in dem eben erschienenen Paulinischen Briefen Galat. 4, 3 uf tugglam unter den Sternen, wie auch Augustin u. a. στοιχεῖα deuten, auf das Heidenthum oder die Jüdische Zeitrechnung. Sterne, Gestirn überhaupt heißt tungol, tungel auch im Altsächs. (Heliand III, 6 themu manen — themu torhten tungle. Angels. bei Sommer maere tungol Sonne); Althochdeutsch himilzungal, und Isl. himintungl Stern.

2) Augustin. de civ. Dei IV, 11. VII, 2 aus Varro.

3) So nur bimamindêdun verspotteten; deutet auf eine uralte Reduplication.

4) Im Goth. Kalender und 1 Thessal. 3, 6.

5) Philipp. 3, 17.

6) Ebend. 2, 29. 30.

Alles, was auf der Welt geschieht, zubringen, munin und hugin, Erinnerung und Gedächtnis, heißen. Daß Mani und sein Vater mundilfari auch im Namen verwandt sind, ist schon (S. 27) gesagt. Von man leitet sich dann unser manôn mahnen, und menen, mennen führen (Mittellat. menare, minare, Franz. mener); mennen (wie noch Niederl.) ist aus manjan zu deuten; Goth. manwjan bereiten, manwis, manwus bereit; ja Mittelhochd. man Mähne gehört wohl hieher, wie juba Mähne und jubar Strahl, und wie die Nordischen Rosse der Nacht und des Tages Hrimfaxi und Skinfaxi, Reifmähne und Scheinmähne, heißen, indem Haar (unser altes vahs) und Strahl (auch Pfeil) mannigfaltig gleichbedeutend sind. Weiter bildet sich hievon Althochd. mandunga, mendi Freude, Mittelhochd. menden freuen. Einen Nebenstamm mînan (ein, in: Goth. meinan, áin, in) setzt meinen voraus, das doch eben so gewiß hieher gehört, wie minnen: Altdeutsch minna, minne (Isl. minni, Dän. minde, Engl. mind), eigentlich Angedenken, vornämlich im freundlichen liebenden Sinne, wie später meist Minne; im Gegensatz zu mein Falschheit (noch in Meineid). In minna ist die Gemination wohl Assimilation des obigen minja, und läßt sich so von beiden Stämmen herleiten [1]).

Zwar ist bei den meisten heidnischen Völkern der Mond weiblich, und die Gattin, Schwester, Tochter (manchmal zugleich) der männlichen Sonne (oben S. 32). Aber bei den Aegyptern ist er in Beziehung auf die Erde, was die Mondgöttin Isis mit den Mondstierhörnern (wie Hertha mit den Kühen) vorzüglich bedeutete, zugleich männlich und Sonnengott Osiris [2]); wohl überhaupt als Gott der Gestirne und des Himmels, im Verhältnisse, wie Uranus und Gäa; und auch die Griechen und Römer kannten einen mystischen Lunus

---

1) Mehr über die mythische und mystische Einheit von Geist, Licht, Eigenwille, Stern, Mond, Mensch, Seele, auch in den Sprachen, s. Kanne Panth. 101, Ind. Myth. 50. 62. 224; Bibl. Unters. II, 212. Von den dort zusammengestellten Wörtern hebe ich nur aus: Hebr. men, Lapp. mano, Alan. (bei Procop.) mina, Lett. mienu Mond; Karaib. monha Erde; Afrik. Sokk. manu, manni, Japan. mono, Esthn. inni meune, Loang. mond Mensch; Sansk. manmadin Minnegott, mun Verstand, muni Büßender, Zend. meno Gesetz. Unser Miene (wie vultus von velle: also auch wohl minae). F. Magnusen lex. myth. 508 hat noch folgende Mondsnamen: Osset. mai, Chuns. moots, Avar. maz.

2) Voss. idololatr. II, 24 aus Plutarch; die Deutung der Stierhörner auf den Mond aus Herodot.

und *Myr*; besonders durch Vorderasien [1]), wo unter andern die Kappadocier diesen männlichen Mond verehrten, der aus Persien stammte [2]). Die obigen Germanischen Mondsnamen sind allzumal männlich [3]), wie der Nordische Lenker des Mondes (tungl). Der eingebildete Lüneburger Götze, bei Bothe und den übrigen, hat wenigstens die Mannsgestalt behalten, wenn auch die Ohren an der Kappe nebst den Hörnern des Mondsbildes vor der Brust, von den Stierhörnern oder dem Hunde der Isis (Sirius) und Diana herrühren.

Weil nämlich auch Diana (von Ephesus) zugleich Natur- und Erdgöttin, ja als Trivia Königin der unterirdischen Schattenwelt ist, so wird nicht allein dem Romanischen, sondern auch dem Germanischen Heidenthume, namentlich den Angelsächsischen Eroberern Britanniens, und den Thüringern, als der Heilige Kilian sie bekehrte, eine Waldgöttin Diana zugeeignet, als Anführerin nächtlicher Weiberritte auf allerlei Gethier: wie noch besonders in Thüringen Frau Hulda oder Holla (die Nordische Kriegsgöttin Hildur, Hild) die wilde Jagd oder das wüthende Heer (in Schweden Odins = Wodans Heer) anführt; denn Odin theilt die Wal, d. h. die auf der Walstatt durch die Walkyrien und blutigen Tod zu ihm nach Walhall geladenen und bei ihm und in der Götterdämmerung kämpfenden Einherien (Alleinkämpfer) mit Freia, der Gattin Odurs (Odins), in ihrer Einheit mit Frei, Frygg, Jörd, Erde, welcher der Staub oder die Asche der Getödteten anheimfällt. Der Wormser Bischof Burchard des zehnten Jahrhunderts setzt in dem häufig von der Kirche wiederholten Verbote jener Hexenritte auffallend noch Herodias neben Diana [4]): solches erklärt sich etwa durch die sonst unbekannte, einst

---

1) Spartian. Caracall. zu Carrae (Biblisch Haran) in Mesopotamien; mit Anführung des Grundes, daß der männliche Mondgott die Herrschaft des Mannes über die Frau bedeute: die letzte ist hier also auch als Erde, nicht als Sonne (wie oben S. 32) verstanden. Vergl. Voss. II, 5. Strabo XII spricht noch von anderen solchen männlichen Mondbildern.

2) F. Magnusen lex. myth. 508.

3) Der Goth. mêna ist in der einzigen Stelle Marc. XII, 23 eben so wenig zweifelhaft, als sunna; weiblich würde er mênô lauten.

4) Vergl. Eccard Franc. Or. I, 276, wo die Stellen über Diana: bei den Angelsachsen Jo. Flethus (des ? Jahrhunderts) de eccl. Westmonast. fund. c. 1; bei den Thüringern, vita S. Kiliani c. 8; bei den Franken um Trier Greg. Tur VIII, 15; in der Provence vita Caesarii Bisch. von Arles. Das Verbot ihrer Nachtritte steht schon bei Augustin. de spir. et anima c. 28; dann, wohl aus Fränkischen Capitularien, bei Regino eccl. discipl. II, 364. Burcard decret. X (cum Diana pagano-

um Hoya verehrte Sächsische Gottheit Heremunt; bestimmter durch die Sächsische Frau Here, von welcher man im 16ten Jahrhundert, und vielleicht noch, sagte, sie fliege zwischen Weihnachten und Epiphanie (des Sterns der H. drei Könige) durch die Luft, und bringe Fruchtbarkeit [1]), wie in Schweden der aufs Feld gestreute Juleber Frei's. Ja, der Oberdeutsche Gewissensspiegel des 14ten Jahrhunderts fügt der Herodias und Diana noch die Percht mit der eisernen Nase und andere Zauberschwestern bei, und rügt, daß man ihr in der Perchtnacht Speise und Trank stehen lasse, um im neuen Jahre Glück zu haben [2]); was den Oberdeutschen Namen Perchtag, d. i. der h. 3 Königstag, erklärt, an welchem man sonst und noch den Kindern mit der Eisenberta drohte; und diese ist doch wohl keine andere, als die (Zeit und Schicksal) spinnende Königin Berta mit dem Gänsefuß, die weiße Frau Berta von Rosenberg [3]). In diese

rum dea, vel cum Herodiade), Ivo Carnotens., Gratian. u. a. geben irrig dies Verbot als einen canon concil. Ancyrani (Galat. im J. 314). — Die Deutung durch das wüthende Heer der Holla, Hulda, die gar Velleda sein soll, und durch die Weihnachtsverkleidungen und Umzüge, hat umständlicher schon Eccard geneal. princ. Sax. 172 ff. Schmidt Gesch. der Deutsch. I, 581, der diese Beichtfragen aus Burchard mittheilt, bemerkt, daß in einer andern Frage (wo?) diese Weiber Strigholden genannt werden; was aus Lat. striga und Unhold verwachsen scheint, welches letzte Wort schon im Goth. und in der Abschwörung beim Indicul. pagan. solchen Sinn hat, und dem Namen Hulda, Holla verwandt ist.

1) Irmin 16. 55. Der Spruch bei Gobelinus lautet „vro Here de vlughet."

2) Dieser oben (S. 349) gedachte Beichtspiegel straft, nach dem ersten Gebote, dy do glauben an die Percht mit der eysnen nasen, an Herodiadis, an Dyann. — Also (versünden sich) auch dy an der Perchtnacht der Percht lassen sten essen oder trinchen, das es in dasselb jar wol gee, vnd in allen dingen gelukch haben. — dy der Percht speis opferut.

3) Die im Irmin 22 angeführten Namen Prehen=, Perchtag (Ottokars Oesterr. Kron. Kap. 199 berichtag) leitet Haltaus calend. med. aevi 37 von prehen, brehen leuchten, glänzen, wegen der prächtigen Feier: eher könnte das Leuchten des Sterns (s. folg. Anm.) gemeint sein. Der ebend. bei Haltaus 8 von Hörensagen als Dinstagsname erwähnte Oesterr. und Schweiz. Prechtag, von einer Göttin Precha, die Flachsbrechen gelehrt habe, ist wohl nur Verwechslung, und meint eben die sagenberühmte Spinnerin Berta, die auch Berta mit dem Gänsefuß (pied d'auque) heißt, wie im bekannten Ammenmärchen die Spinnerin mit dem breitgetretenen Plattfuß, und dann die weit und breit im weißen Todtenkleid erscheinende Frau (reine blanche) Berta von Rosenberg, u. s. w.; sie ist also wohl auch Berta mit der Eisennase, welche in einer alten Erzählung Bercht mit der langen Nase heißt; wofür eine andre Handschrift derselben nur Stempe setzt (Grundr. 322. 329): etwa von stemphen stampfen, treten; wie die gleichbedeutenden Mahr, Alp thun. Und vom leichtfertigen Inhalt dieser und ähnlicher Erzählungen käme dann deren Benennung Stempenei.

bedeutungsvolle Zeit der zwölf Nächte von Weihnachten bis zum h. drei Königsabend, welcher sonst auch das Sternfest [1]) hieß, und noch in Shakspeare's darnach benanntem Schauspiel „Was ihr wollt" durch allerlei lustige Verkleidung gefeiert wird, fallen auch, zum Theil noch, die manigfaltigen Aufzüge in Verkleidungen als Geister, Riesen [2]), Thiere, Ungeheuer u. s. w., welche ursprünglich insonderheit des Jahres- und Sonnengottes Kampf mit Untergang drohenden Ungeheuern und Riesen der fünf Zusatztage (zu der Mondenzahl 360) vorstellen: das jährliche Bild des allgemeinen Kampfes am Ende des großen Weltlaufs in der Götterdämmerung; welche heidnischen Festspiele, gleich den Römischen Saturnalien, Christlich als Versuche des Teufels, die Geburt des Weltheilandes zu vereiteln, gedeutet wurden. Ebenso das in derselben Zeit durch die Lüfte über die Wälder ziehende wüthende Heer oder die wilde Jagd der Frau Hulda, welcher der treue Eckart warnend voranschreitet, und bis zum jüngsten Tage am Höllenthore des Venusberges wacht [3]).

Diese überall weiblich gedachten und gebildeten Natur- und Erdgottheiten, zu welchen noch bei Tacitus die Römisch-Aegyptisch genannte Isis der Sveven mit ihrem Mond- und Zeit-Schiffe, und die ungenannte Göttin der Semnonen mit ihrem Geheimdienste gehören, stehen so auch bei den Deutschen in manigfaltiger Verbindung mit der Mondgottheit; namentlich durch die obige ihnen mit Römischem Namen zugeschriebene Diana (Div-iana), welche auch hier nicht als bloße Jagdgöttin erscheint (wie eher die Nordische Skadi), und deren Aktäonssage durch das geheimnisvolle Bad der Hertha noch tiefere Bedeutung erhält. Jedoch findet sich nicht, daß die Deutschen den Mond insonderheit weiblich genannt und vorgestellt hätten. Der im

---

1) Im Mittellat. bei Dufresne festum stellae.

2) Die jottici in den alten Verboten solcher Masken und Umzüge (dergleichen auch im Indicul. pagan. 24, bei Audoënus und im concil. Autissiodor. (Autun) sind ohne Zweifel unsere Gütchen, Jütchen (vgl. den Hildesheimischen Hodikin, der von seinem tiefen Odinischen Hut so heißen soll), und diese zwar Zwerge, als Verkleinerung vom Dänischen Jette, Altnord. jötun Riese, welches letzte ja auch zuweilen Zwerg bedeutet, bei der ursprünglichen Verwandtschaft von Riesen und Zwergen, als Elementargewalten.

3) Vergl. meine Schrift über die Bedeutung der Nibelungen (1819) S. 119 ff. Der treue, vor Chriem-Hilden (Rosengarten) warnende Eckart, welchen Aventins Bair. Chron. zum Troyschen Heccard (Hektor) macht, und Eccard. geneal. princ. Sax. 171 ff. in dem Bairischen Herzog Eccard II, und dessen Kreuzfahrt in Ecken Ausfahrt findet, — ist der wahre treue Pylades, noch deutlicher in dem Namen Pförtner an der Hölle. Vergl. Loki, Greudil = Höllenpforte.

Mittelhochdeutschen und später noch einzeln vorkommenden weiblichen **mâne, mænin, mæninne** ist schon bei der männlichen Sonne gedacht [1]), theils in Beziehung auf fremdes Heidenthum, theils auf Christus und Maria, welche aus der Offenbarung Johannis auf dem Monde stehend gebildet wird; und auf denselben versetzen Legende und Märchen den wundervollen Wohnsitz der heiligen Jungfrau [2]); wie schon die Pythagoräer darin ein überirdisches Wunderland sahen, aus welchem zuweilen Geschöpfe auf die Erde fallen [3]). Die geheimnisvolle nähere Beziehung des Weibes zu dem Monde, namentlich durch Weissagung und mancherlei zauberische Wirkung, findet sich dabei nicht minder bei den Germanischen Völkern; wie schon aus der obigen Erzählung Cäsars erhellt, daß die Frauen der Sveven die Beachtung des Neumondes aussprachen. Zur Zeit des Heiligen Bonifacius wähnte man, daß sie dem Monde gebieten könnten [4]), d. h. ohne Zweifel ihn beschwören und durch ihn zaubern, wie Medea u. a. Diese Gewalt scheint aber mehr in dem Sinne der Herrschaft der Frau Sonne über den Mond, welchen die Lettische Sage, wegen Untreue, viertheilen läßt (S. 28), und, könnte man hinzufügen, ihn so zum Hörnerträger macht [5]).

Wie nun der Mond hier durchgängig männlich erscheint, gleich dem Indischen [6]), so ist auch der Name des ersten Mannes oder Menschen dasselbe Wort, und zwar noch stärker in der Wurzel **man**, welche bei uns durch einen Umweg aus Präteritum wieder Präsens geworden ist [7]). In der Indischen Mythe heißen Manu, Menu der erstgeschaffene Mensch, so wie der Erneurer des Menschengeschlechts nach der allgemeinen Sündflut, der erste Gesetzgeber, mit dem die Zeitrechnung anfängt, und der als Sohn Brahma's selbneunte selber die durch alle vier Weltalter gehenden zehn Menu's oder Menschwer-

---

1) Oben S. 33. Desgleichen 138 Boppe I, 16: **diu mâne — diu sunne.** Andere Stellen mit **der sunne**, zum Theil auch in Christlicher Beziehung, oder schwankend, giebt noch Mone in v. Aufseß Anz. 1833, Sp. 202.

2) Vergl. (der Frau Naubert) neue Volksmärchen der Deut. Bd. 1.

3) Voss. II, 18.

4) Indicul. pagan. 30.

5) Was freilich nicht zu der Deutung S. 151 stimmt.

6) Wenn Duschmanta dem Monde und Sakontala dem Stern Rohini verglichen wird, so erinnert dieß auch an das Lettische Märchen.

7) Oder ist dieses **man** (S. 352), mit den, ähnlichen Gang zeigenden Wörtern, nur scheinbare Anomalie, und nicht vielmehr noch stärkere Annäherung der gemeinsamen Urbildung? Zu den ältesten Bildungen gehören diese Wörter gewißlich.

bungen (Manvatara's) Brahma's ist; sonst auch Sohn des Sonnengottes Surya (d. h. Brahma's, als schaffende Ursonne, Licht). Nach ihm heißen alle Menschen Manu's Kinder manusha, manudscha; und Helden- und Königsgeschlechter sind vorzugsweise, wie Sonnenkinder [1]), so Mondkinder, zu welchen namentlich Duschmanta gehörte. [2]) Diesem sehr ähnlich ist der Germanische Stammbaum, welcher, wie überall, zugleich der Stammbaum des Menschengeschlechts ist, weil jedes Volk sich für das Urvolk hält; und auch hier sind die ersten Menschen Götter, wie umgekehrt: Mannus ist Sohn des von der Erde, der Götter und Menschen Mutter, geborenen Gottes Thuisco, und seine drei Söhne sind die Stammväter des ganzen Volkes. Mannus ist also der erste Mann, (Gothisch man und manna), mit seiner Männin, [3]) und nach ihm heißen nicht nur die Germanen [4]), sondern alle Menschen: Altdeutsch mannisco, mennisch — der mensche, häufig daz mensche (Althochd. menniskî Menschheit) im allgemeinen, beide Geschlechter umfassenden Sinne, und noch Oberdeutsch in weiblicher Beziehung keineswegs verächtlich, nur Dienstverhältnis bezeichnend. Mann, Mensch ist demnach der Sinnende, Denkende; bedeutsamer noch, als die Griechische Benennung, der Emporschauende ἄνθρωπος.) Die Verschmelzung beider Bedeutungen, von Mann und Mond, in den so nahe verwandten Wörtern zeigt auch der Nordische mâna-garmr, wie der den Mond verfolgende und einst verschlingende Wolf (welchen die Riesin im Eisenwalde gebiert) auch genannt, und zugleich von ihm gesagt wird, daß er vom Tode aller Menschen

---

[1]) Ganz eigener Art sind „der Sonne Kinder", von S. E. Wagner (Potsdam 1835), der früher die Gespenster aufklärte: das Paradies und die Urmenschen waren in der Sonne, wurden mit der Erde von ihr ausgeschleudert, im Scheintod unter Schlamm begraben, aus dessen Versteinung sie wieder, etwa durch Wellenschlag ausgelöset, gleich der meerschaumgeborenen Göttin, zum irdischen Leben erwachten, wie die noch aus ihren Felsengräbern lebend vorkommenden Kröten, Schlangen, Bienen.

[2]) G. Forster zu Sakontala. Kanne Panth. 101; Ind. Myth. 30. 55. 69. 224. Ewald in Götting. Anz. 1829, Nr. 137.

[3]) Althochd. meriminni Syrenae (bei Schilter), Niederl. noch meerminne, ist aus marimannîn, merimennîn entstanden, und unrichtig durch marina amasia erklärt, obschon minna ursprünglich zu demselben Stamme gehört (S. 354) und die nicht unpassende Bedeutung zur Verwandlung des Wortes mitgewirkt hat. Richtig steht es noch im Titurel (Wien. Hds. 5304) mermænninne.

[4]) Von man und gêr, Speer; wie schon Joh. v. Müller (Schweiz. Gesch. I, 85) richtig ableitet. Mehr über den Namen dieser die Deutschen so furchtbar und namhaft machenden Waffe s. unten S. 371 und in den Berlin. Jahrb. für wiss. Krit. 1834, Nr. 87.

(Nordisch manna) lebe. [1]) Auf dieselbe Weise, wie unser Mensch, wird von mâne Mond mænisch, mænsch [2]), gleichbedeutend mit künisch, lunaticus, gebildet. Erwägt man hiebei, daß der Nordische Mani vielmehr der Führer des Mondes (tungl), als der Mond selber ist, so wird die weit verbreitete Vorstellung von dem Mann im Monde [3]) wohl noch einen anderen Sinn und Ursprung haben, als aus den Flecken im Monde; in welchen er doch eben so wenig zu erkennen ist, als das, was die Schweden noch darin sehen, nämlich zwei Männer, die einen großen Eimer an einer Stange tragen. [4]) Die Edda nennt beide Bil und Hiuki, Söhne Vidhfinns, und erzählt: Mani habe die Knaben der Erde entrückt, als sie vom Brunnen Byrgir den Eimer Sägr an der Stange Simul auf den Schultern trugen. [5]) Diese dunkelen Namen beziehen sich vermuthlich auf die wechselnden Lichtgestalten des Mondes [6]), dessen Ab- und Zunahme der aus dem verborgenen Lichtborne schöpfende Eimer ausdrückt, wie noch in dem Schillerschen Räthsel der Turandot. Aehnliche Entführung eines schönen Knaben mit dem Brunneneimer erzählt die Stamm- und Wappensage der Oesterreichischen Herren von Emerberg. [7]) Nicht deutlicher als diesen Eimer und Stange, sieht man das Zubehör unsers Männleins im Monde, den Dornstrauch [8]) und seinen Hund; welcher letzte wieder auf die wilde Jagd zu deuten wäre. Der Meister, der im Mittsommernachtstraum (der bedeutungsvollen Johannisnacht) mit Hund und Dornbusch den Mann im Monde neben der Mondslaterne vorstellte, ließ sich den Spott nicht anfechten, daß er eigentlich in der Laterne stecken sollte. Noch ausschweifender ist, was in Holbergs Prinzen von Ithaka ein Kammerdiener der Dido von seiner Reise durch den Himmel, wie Sancho auf dem Zapfenhölzern, erzählt: der Mond schien

---

1) Völuspa 36. 37. Snorra Edda 13. Vermuthlich eins mit dem Höllenhund **Garmr** (von **gérr** gierig), der in der Götterdämmerung sich losreißt und den Tyr verschlingt.

2) Oben S. 351, Anm. 2: monisch; bei Oberlin menisch, mensch, manig.

3) Selbst bei den Neuseeländern. Rühs Erläut. zu Tacit. Germ. 134.

4) Dalin Svearikes Hist. I, 158. Ling Eddornas Sinnebildslära I, 78.

5) Snorra Edda 12.

6) Gräter Bragur VI, 2, 11. F. Magnusen lex. mythol. 507. Von **bila** verringern, und **hjuka** pflegen. **Sægr** heißt Zusammenfluß, Fülle; Magnusen versteht Ebbe und Flut und Vidhfinn als weites Meer. In der Edda heißt es vorher von Mani, alliterierend, er walte über Neumond und erstes Viertel (niyum oc nithum; ebenso Völuspa 11). Dieß stimmt zu der obigen vorzüglichen Beachtung des wiederkehrenden Neumondes (niumano Gloss. Doc. Misc. I, 224).

7) Leben der Minnesinger S. 348.

8) Der an den dornigen Weg des Mondes (oben S. 350) erinnert.

ihm von dem schönsten Holländischen Käse, dabei so dünn als ein Fladen, und größer als er gedacht, so daß „unsere" Anne Marie mit ihrer breiten Sittsamkeit, zumal im Reifrock, ihn bedecken könnte; aus der Milch der Milchstraße aber, welche von dem Stier und der Jungfrau am Himmel gemolken wird, macht man die Käse, um den abnehmenden Mond wieder zu ergänzen. Man erkennt wohl, wie hier volksmäßige und märchenhafte Züge, und selbst der Legende, lustig durcheinander gemischt, auch wohl in demselben Sinne fortgedichtet sind. Zu fern liegt jedoch wohl die Erinnerung an den Mondstier, und daß der Indische Mann sich in den Stier (wie sein Weib in die Kuh) verwandelt, und als Stier Dherma durch alle vier Weltalter schreitet, erst auf vier, dann auf drei, zwei Füßen, zuletzt auf einem. [1])

Die letzte märchenhafte Verwandlung der Mondsmythe bei unserem Volke ist verbunden mit jener Reise des Schneiderleins nach dem Sonnenbette (S. 26): er sieht dort auch alle die alten Monde, wie schlechte Wischtücher, in einem Kasten liegen, gleich Theatermonden. [2])

Beziehung auf den Mondsdienst hatten zugleich die nach ihm benannten und gestalteten Umhängsel und Halsbänder, vornämlich Frauenschmuck [3]); desgleichen die Fladen und Kuchen von ähnlicher Gestalt und Namen.

So gewiß der **Mondtag** (**mâna-, mân-, mæntag**), welcher im 13ten Jahrhundert auch als allgemeiner Gerichtstag **geschworener Mondtag** benannt wurde [4]), von demselben Mondsdienste herrührt,

---

[1]) Kanne Ind. Myth. 50. 51. 224. Hieher gehört auch wohl Ital. **manzo**, Mittellat. **manzus, manzius, manza, manzia** Stier, Kuh.

[2]) Wunderhorn I, 300:

> Sah am Ende von der Welt,
> Wie die Bretter paßten,
> Noch die alten Monde hell
> All in einem Kasten;
> Sahn wie schlechte Fischtuch aus:
> Sonne kam gegangen,
> Tippte nur ein wenig drauf,
> Brennt' mich wie mit Zangen.

Die Fischtuch sind doch wohl nur durch Oberdeutsche Aussprache von Wischtuch entstanden.

[3]) Oben S. 30. 33. Monseeische Glossen bei Schilter: **manili lunula quam mulieres portant in pectore**.

[4]) Gunther cod. dipl. Rheno-Mosell. I, Urk. des J. 1224: die **communis placiti q. d. vulgo Gesuuorin Manedach**. Vergl. 1275. Die Altfries. **mêne warf, mêne lôg** in demselben Sinne (**placit. commun.**), heißen aber so als **gemeine**. Asegabuch 224 und Willküren der Brokmänner 1. Im Rie-

so zweifelhaft sind die, nicht häufigen, von dem Monde hergeleiteten Ortsnamen. [1]) Merkwürdig ist, daß der nach ihm benannte Bergwald (Luna sylva) bei Ptolemäus [2]), gerade in dieselbe Gegend zwischen der Donau und March trifft, die noch Manhartsberg heißt, welcher das Viertel ob und unter dem Manhartsberge scheidet. Ist hier nicht etwa der Mannsname Meinhard (Maginhart, Meginhart) im Spiele, so entspräche Mân-hart völlig der Luna sylva. Sicher hat das schon im achten Jahrhundert gestiftete Kloster Monsée, Mansee, Mannsee (Mâninsêo) seinen Namen von dem Mondsee dabei, wie das Lateinische Lunae-lacus beweist. [3]) Wald und See sind insonderheit Heiligthum der Mond- und Naturgöttin: so der Herthawald und -See; so der Wald (nemus) und runde, tiefe See (einst Feuerschlund) von Nemi, noch Spiegel der Diana genannt. Die zu Bonifacius Zeit noch gebräuchliche heidnische Waldfeier, Nimidas genannt, wird auf eine Göttin dieses Namens gedeutet, nach welcher die alten Nemeter um Speier, und noch die Deutschen überhaupt bei den Slaven Nemeze heißen sollen. [4])

Nach dieser Darstellung des Deutschen Sonnen- und Mondsdienstes [5]) in allen seinen Beziehungen, welche so weit in die gesammte Götterlehre, namentlich der Zeit-, Natur- und Erd-Gottheiten und der ersten Menschen, übergreifen, können wir bei den übrigen Wochentagegöttern uns kürzer fassen.

3. Der Dinstag ist unbedenklich von dem Nordischen Mars Tyr, Genit. Tys, benannt, wie im Isl. und Schwed. noch sein Tag Tys-dag heißt, Dänisch Tirs-dag; Angelsächsisch Tirsdaeg, Tivesdaeg [6]) und Englisch Tuesday. Es findet sich sonst zwar bei uns nichts von Verehrung dieses furchtlosen, im Kampf angerufenen

---

derl.. ist der verlooren, vercooren, geswooren Maendagh der Montag nach dem 3 Kön. Tage, wo die Gemeinderäthe gewählt wurden und schwuren. Haltaus calend. med. aevi 41.

[1]) Neugart cod. dipl. Alem. Manburron, Maneu, Manidorf, Mannidorf, Manuncella.

[2]) L. V, §. 11. Reichard German. 220.

[3]) Hund metropol. Salisburg. II, 345.

[4]) Kanne erste Urk. der Gesch. 467. Bei den Byzantinern schon Νεμετζοι.

[5]) Über diesen vergl. noch J. V. Tresenreuter de Luna a gentibus observata. Coburg. 1740.

[6]) Somner hat noch Tiig. Mars. al. tue, tuu. Das g vertritt wohl nur das sonst hier in der Flexion auch aus u hervorgehende v; wie j aus i Altdeutsch auch g geschrieben wird: giht=jiht.

Sohnes Odins und einer Riesin [1]), dessen Großmutter 900 Köpfe hat, und der selber einhändig ist, weil der Fenriswolf ihm die Rechte am Wolfsglied abgebissen hat; wie der Höllenhund Garm in der Götterdämmerung ihn tödtet und durch ihn fällt. Denn das vermeinte Tyrbild, welches neuerlich aus dem Teiche bei Himmelwitz in Schlesien gezogen worden, ist nur zufällig einhändig, und gehört zu den Thorsbildern; das ungestalte einhändige Bild mit der Runenschrift Tir unter den angeblichen Götterbildern des Wendischen Rhetratempels stellt sich schon in der Abbildung als unecht dar, und ist sammt den übrigen auch von Kennern, welche sie selber gesehen, dafür erachtet worden. [2]) Wohl aber ist der Runenname des T, wonach die letzte der drei Runenreihen Tyr's Geschlecht heißt und dessen Spruch ihn auch den einhändigen Asen nennt, nicht nur im Altnordischen und Angelsächsischen Tir, Ti, sondern auch in der Althochdeutschen Aussprache und Schreibung desselben Ziu, Zeugnis dieses Gottes. [3]) Tyrs zweimaliger Anruf beim Einschneiden der Siegrunen am Schwerte, wie die Nordische Brunhild Siegfrieden lehrt [4]), bezieht sich auch eben wohl auf die Tyr-Rune. Kenntlich ist diese ↑ das Planetenzeichen des Mars ♂, nur aufrecht und ohne den Sonnenkreis [5]); der dadurch abgebildete Pfeil heißt noch im Persischen tir, ebenso der Monat des Schützen (Junius) [6]),

---

[1]) Vermuthlich Skadi, Tochter des Riesen Thiassi (dessen Augen als Sterne an den Himmel versetzt sind), und Nordische Jagdgöttin, mit welcher Odin mehrere Söhne zeugte, deren Abkömmlinge sich Tyrs Kinder (Tysáttüngr) nannten. F. Magnusen l. c. 697. 758; der auch den Skadi in Volsunga-Saga auf sie bezieht. Die Art wie Loki sie zum Lachen bringt, ist anders, als jene im Parcival.

[2]) Namentlich vom Kanzleirath Thomsen, Bewahrer der Alterthümer in Kopenhagen. Büsching hat „das Bild des Gottes Tyr, gefunden in Oberschlesien und verglichen mit zwei andern Bildern desselben Gottes, entdeckt am Rhein und in Meklenburg" (aus den wöch. Nachrichten von 1810 besonders abgedruckt) später, bei Anzeige mehrerer vollständiger Bilder in derselben Gestalt im Kunstblatt 1823—24, in Thorbilder berichtigt, obgleich ihm noch jene Runeninschrift für Tyr sprach und er beide Götter noch zu weit vermengte.

[3]) Vergl. oben S. 30. Tir haben die drei Angelsächs. Urk. bei Hickes, und die Münchener bei Radlof; Ti die St. Galler, Pariser und Brüsseler (Isidor, bei Mone Quellen und Forsch.); Ziu die Wiener 64 und Hrab. Maur. bei Goldast. Zar in der Wiener Hds. 277 (Denis catal. I, 1002) ist vielleicht ziur. Ebd. ist noch suigil für die Sonnenrune zu bemerken. — Schmeller Bair. Wörterb. I, 97 bringt aus St. Gall. Glossen ziu turpines (für turbines) bei: also Appellativ für Krieg wie Mars. Umgekehrt im Beowulf Wig für Kriegsgott.

[4]) Eddalieder von den Nibelungen IX, 7. 12. Volsunga-Saga Kap. 29.

[5]) Vergl. oben S. 20, Anm. *).

[6]) Kanne erste Urk. 519. F. Magnusen vergleicht damit den Armenischen Tiranes, rothen Angesichts, Sohn des Himmels und der Erde, der Drachen Sieger.

und ein Planet [1]), zwar nicht der Mars, (Behram), welcher letzte jedoch bei den Assyrern Thuras, Thurras hieß. [2]) Die Althochdeutsche Aussprache der Tyr- oder Ty-Rune währt auch im Alt- und Mittelhochdeutschen zies-, zis-tag [3]), und noch in Oberdeutschland, namentlich im Elsassischen Zischdi. [4]) Sie ward früh in Zinstag [5]) verdunkelt, um sich etwas dabei zu denken, und dieß führte zu eben so irrigen Ableitungen, wie die Schreibungen Dienst- und Dings-tag, von den an diesem Tage etwa geleisteten Diensten oder gehegten Dingen (Gerichten). Die Ableitung vom Gallischen Hesus widerspricht zwar dessen Deutung durch Wodan (S. 23), hat aber mehr für sich [6]); auch mehr, als die von einer angeblich bei Augsburg verehrten Göttin Cisa [7]), durch welche man zugleich die Svevische Isis bei Tacitus erklärt hat. Eben so wenig kann die Herleitung von einer vermeinten Nordischen Göttin Dysa, die Thors Gattin gewesen sei [8]), durch den Altniederländischen Dys-, Dysendag, jetzt Dingsdag, bestärkt werden; denn Nord. dys bedeutet überhaupt Göttin. Zu bemerken ist jedoch, daß hier das alte, im Nordischen und Englischen gebliebene t (tîsdag, tuesday) zu d erweicht ist, was sonst nur bei th geschieht (thing Ding, then Diener), und daß diese Niederdeutsche Aussprache, anstatt des richtig aus t entstandenen Zistag (z=th) allgemeine Deutsche Schriftsprache geworden ist. Der Dinstag wird übrigens auch im Norden noch als günstig für Heirathen gehalten, und man will darauf selbst den alten Brauch (laut Tacitus 18) beziehen, daß die Braut von

---

1) Nach Görres Asiat. Mythengesch. I, 226. 290 der Merkur; nach Rhode heil. Sage des Zendvolks 253 im Pehlvi der Jupiter.

2) Voss. idol. I, 16. 24. II, 32, besonders aus Chron. Alexandr., wonach Thurras, der Rhea Sohn, derselbe mit dem Persischen Baal. — Macrob. Saturn. I, 12 deutet den Chald. Planeten Mars durch Herkules; bei den Aegyptern Moloch. Αρης Θυριος bei Homer. Kanne e. Urk. 531, wo weitere Vergleichungen.

3) Irmin 48 weiset Urkunden nach, die sich leicht noch vermehren lassen. St. Gall. Gloss. des 11—12 Jahrh. bei Gerbert iter Aleman. p. 76: dies Martis, Ciesdach, vel tertia sabbati, vel tertia feria.

4) (Arnold) Pfingstmontag, Schausp. in Elsass. Mundart (1816), S. 199.

5) Auch bei Küchimeister St. Gall. Gesch. (1335) S. 90, und auf einem Grabmal v. 1377 im Ulmer Dome. Andere Nachweisungen im Irmin und bei Haltaus calend. 7, der beide Ableitungen, von Zins und Ding, gelten läßt, und auch die folgenden anführt.

6) Weil Teutates-Merkur eher dem Wodan entspricht, als Hesus.

7) Sie steht allein auf dem von Lazius angeführten Bruchstück eines Vellejus Gallus, der in die Zeit Karls des Großen gesetzt wird. Vergl. Barth Altd. Rel. §. 32.

8) Bei Wormius. Vergl. Irmin; der ebd. erwähnten Ableitung von Thor selber widerspricht schon der wirkliche Thors-Tag, Donnerstag.

dem Bräutigam einen Speer (framea), sammt Schild und Schwert, empfing. [1])

Dieser Tîr oder Tî ist demnach wohl zumeist gemeint unter dem Ares oder Mars, welchen Griechen und Römer, und auch spätere Lateinische Schriftsteller den Germanen zuschreiben: Tacitus nennt ihn, nächst Merkur (Wodan), mit Herkules (Thor), als ihren allgemeinen Gott; und insonderheit, vor dem Merkur, als Gott der Hermunduren, und allein, vor allen übrigen gemeinsamen Göttern, als Gott der Tenkterer; ebenso ist Mars, laut Mela, Hauptgott der Nervier, laut Procopius der Thuliten und Franken, wie ihn unter der Franken Göttern auch Gregor von Tours nennt, und Marcellin unter den Göttern der Friesen; ferner ist Mars, nach Jornandes, Hauptgott der Gothen, und nach Ammianus, der Alanen. [2]) Die letzten verehrten ihn in Gestalt eines aufgerichteten Schwertes: wie zu Attila's Zeit das Schwert des Mars durch die Blutspur eines Rindes in der Erde gefunden, und in seiner Hand die Geisel Gottes ward.

Auch im Namen Ares, Mars wird man ihn jetzo nicht mehr bei den Germanen suchen, obgleich Dietmar von Merseburg diese Stadt als Stadt des Mars von Cäsars Soldaten erbauen läßt, und die von Karl dem Großen zerstörte Irminsäule dorthin setzt; dagegen Bothe, der hier sonst schon einen Vorgänger fand, sie richtiger in Eresberg, Aresburg stehen läßt, das im 13ten Jahrhundert schon Marsberg genannt wird. [3]) Die Deutung Irmins durch Mars zeigt sich schon bei Witekind (oben S. 345). Wenn er aber hinzufügt, die Abstammung der Sachsen von den Griechen bestätige sich hier, weil Hermin oder Hermes bei den Griechen Mars heiße: so veranlaßte dieses Schwanken auch die Deutung durch Merkur. [4]) Vielleicht ist dieser, als Wodan und höchster Germanischer Gott, vornämlich zugleich des Krieges, so wie der darin Gefallenen, auch unter dem Mars einzelner Germanischer Stämme zu verstehen, von denen zugleich gesagt wird, daß sie ihm Menschenopfer weihten, namentlich die Hermunduren, Thuliten, Gothen; denn Tacitus unterscheidet ausdrücklich auch dadurch den

---

[1]) F. Magnusen l. c. 757.

[2]) Marcellini presb. vita Sviberti bei Surius und Leibnit. script. Brunsv. II. Jornand. de reb. Get. 5. Ammian. Marcell. XXX, 2. Die übrigen Stellen weiset Irmin 22 nach.

[3]) Irmin 9. 54.

[4]) Bei Heinrich von Hervorden, Gobelinus, Camden u. a. Irmin 10. 17. 22. 25.

Merkur vom Mars und Herkules, daß diesen beiden nur Thieropfer bestimmt waren. Gewis ist der Alemannische Wodan-Merkur in Jonas gleichzeitigem Leben des heiligen Columban (st. 614), von einem andern Lebensbeschreiber Mars genannt worden; und Adam von Bremen sagt von dem kriegerischen Wodansbilde im Landestempel zu Upsala, es sei so, wie man bei „uns" den Mars schnitze. [1]) Das Marsbild aber, welches auf dem Straßburger Münster stand, wie noch der Herkules, mit dem es aus dem früheren Tempel herrühren soll, und welches Cicognara selbst als ein Beispiel Altdeutscher Bildnerei vorführt [2]), ist offenbar nur spätere Nachholung antiker Vorbilder.

Man hält aber den Dienst des Tyr im Norden, wo auch die Finnen durch ihren Siegesgott Turrisas, Turisas (Tyr der Ase?), wie die Lappen durch ihren Tiur, daran Theil nahmen, für älter, als den des Odin, und bringt dafür seine (mütterliche) Abstammung aus dem Riesengeschlechte bei [3]); und die 900 Häupter seiner Großmutter reichen etwa durch die neun Nordischen Welten: so wie der geheimnisvolle Heimdall gar von neun Müttern geboren ist. Auch wird Ty, Tyr manigfaltig in Benennungen, besonders Odins, zusammengesetzt [4]), und steht überhaupt für Gott, in der Mehrzahl Tyvar [5]) Götter: das ist so wohl in der Bedeutung, als im Worte, (nach dem gesetzlichen Lautverhältnisse [6]) ganz dies-piter (Jupiter), dius (fidius), deus, divus; δὶς, διὸς [7]); Sanskrit diva, deva, Pers. deva, div (einst auch der gute Gott, seit der Glaubensänderung nur noch böser Geist, wie im Arabischen, Türkischen); Slav. dew, diew; Lett. deews. Der letzte wird annehmlich von deweis Geber abgeleitet [8]), der bei uns [9]) stär-

---

[1]) Irmin 26. 51. 54.

[2]) Cicognara storia della scultura I, 470. Taf. 38.

[3]) Suhm om Odin 188, Bastholm Undersög. 566, F. Magnusen lex. myth. 760. Der letzte hat auch die folgenden, hier nicht belegten Angaben.

[4]) Sig-tyr u. ä.; ty-hraustr u. ä. in glossar. Edd.

[5]) Auch Tîfi, Mehrzahl Tîfar, wird ebd. angeführt.

[6]) Von d zu t und z wie: duo, twa, zwei.

[7]) Genit. zu Ζεὺς (= σδεὺς), Aeol. Δεὺς, Ζιος, wie Kret. θεὸς für δεὸσ. Jovis, Juno enthalten denselben Stamm; noch deutlicher Diana: wie aus dies, diurnus (auch derselbe Stamm) giorno, jour wird.

[8]) Stender. 262. vergl. oben S. 27. — Dius, divus, dirus wird sonst auch von δίω, δείδω fürchte, hergeleitet. — Wachter deutet Ty, Tue durch Isl. tyna verderben, gegen andere Ableitungen von θυειν, φθιειν. Irm. 48.

[9]) Goth. dêdja weiset, sammt der verhärtet eingewachsenen schwachen Conjugation Prät. (fulli-dêdun, Engl. did fill, thäten voll oder füllen) in der also noch durch that erhaltenen Reduplication, auf ein auch im Anlaut dem Griech. Lat. δίδωμι; dedi gleiches Verbum, welches im Gothischen nicht mehr erscheint, obgleich unser altes tuan

ker zum Thäter, Gothisch dêdja, geworden ist, während noch in Niederdeutschland thun (doon) für leihen gebraucht wird.

Im Nordischen heißt tyr Genit. (tys) auch überhaupt Ruhm, Glanz: wie im Angelsächsischen, mit weiterer Ableitung, tîr, tyre (Genit. tîres) Herrschaft; Nordisch tyrar Helden [1]); unser ziari Zier, das als Beiwort früher (z. B. in den Nibelungen) gern bei Helden und Waffen steht.

Zu beschränkt dagegen ist die Deutung des Tyr auch als Mond, und zwar im Wechsel: wofür angeführt wird, daß die abgebissene Hand die Abnahme bezeichne, aus welcher er als Sieger hervorgehe, daher man gern beim Neumonde focht; und daß, wie Tyr zuletzt vom Höllenhunde Garm erbissen wird, so der mondverschlingende Wolf auch Managarm heißt [2]); und der Stier, auf dessen ehernes Bild schon die Cimbern schwuren, scheine auch im Nordischen Namen Tyr [3]), wie in den Volkssagen von dem endlich siegreichen Kampf eines Tyr mit ei-

---

(bei Otfried noch duan), tuon, thun, Angels. und Niederl. dôn, dasselbe ist. Dafür steht im Gothischen das mit regelrechter Lautwandlung davon abgeleitete taujan (doppelgestaltig tavidêdun) in gleichem Sinne (tôja Werke), und dieß ist unser altes zawan, zouwen. Jenes auch im Nordischen bis auf dâd (Tüchtigkeit) ganz fehlende Stammwort hätte sich dann freilich im Angels. und Niederd. noch mit dem ursprünglichen Anlaute d erhalten, und diesen nicht in t verändert: was bei einem so früh verdunkelten Worte wohl zulässig wäre. In dieser Hinsicht könnte man auch die von F. Magnusen u. a. hier angeführten Nordischen diar, im gleichen Sinne mit tivar, Götter, und die weiblichen dysar Göttinnen, gelten lassen; auf gleicher Stufe mit dem Galischen dia, und Röm. Griech. dius, διός, der selber daneben in θεός, ζεύς ausgewichen ist.

[1]) Haldorson lex. Jsl. Somner gloss. A. Sax. denkt dabei an Tyrus. F. Magnusen stellt dazu das Sanskr. tiru divinus, Nord. dyr, welches letzte aber unser tiure, Angels. diore, deore. Engl. dear, theuer ist, und wohl eins mit θήρ, Angels. deor, unserm tier; auf ähnliche Weise wie Nord. fe, unser Vieh, Gut und Geld (pecunia von pecus) bedeutet.

[2]) F. Magnusen 382. 762, wo noch das Finnische Sprichwort, „der Mond wird verschlungen und wiedergeboren", weil das Nachtungeheuer Rachis ihn benagt: wie das Indische Ungethüm Rahu Sonne und Mond verfolgt, sie zu verschlingen. Aus Trautvetter (Okens Isis) wird noch bemerkt, das Haus des Mars, der Scorpion, habe das Wolfsgestirn bei sich.

[3]) Tyr Stier ist zwar Dänisch, tiur Schwedisch, aber nicht Altnordisch, obschon bei Haldorson aufgeführt, auch dem taurus zu nahe; dagegen das Altnordische thior richtig absteht, und bei uns weiter lispelnd in Stier ausgewichen ist, da es Dier lauten sollte, wie tres, thri, drei. Wie im Grabe Childerichs, fand man auch im Norden kleine Stierbilder (Irmin 49). Auf dem Tundernschen Horne steht ein Stier mit Mannshaupt; ein kleines ehernes Mannsbild mit Stierhörnern wurde in einem Nordischen Grabhügel gefunden. — Die Erzählung von Anthyr, der mit den Ueberbleibseln von Alexanders Heere zu Schiffe die Nord- und Ostseeküsten eingenommen, Mekelburg (bei Wismar) erbauet, und zum Gedächtnis des Bucephalus den noch Mekelnburgischen Stierkopf als Wappen geführt, enthält schwerlich noch dunkle Erinnerung an Tyr (wie Büsching meinte). Es ist weitere Ausführung der schon im Anno-

nem Drachen [1]), eben der Gott selbst, und zugleich gehörntes Mann-bild (zu der Erdkuh). Dem ließe sich noch beifügen, daß Stier und Berg(=Horn) Ein Wort sind (Taurus und die Tiroler Tauren), als Wohnort der ersten, oder erneuten Menschen (Manu's Kinder); daß der Finnische Turisas bei den Kareliern auf dem (Mond=) Berge Tyrian Wuori wohnt, und durch sein furchtbares Horn Krieg verkündigt; ja daß Loki sich rühmt, mit der sonst unbekannten Gattin des Tyr einen Sohn erzeugt zu haben.

Es werden auch sonst noch im Norden mancher Berg, See und Ort nach dem Tyr benannt, so wie mehrere Blumen und Kräuter, mit mancherlei Sagen und Aberglauben. [2])

Endlich hat man diesen Ty, Tyr auch mit Thuisco vereint [3]), dem Stammgott und Vater der Germanen, und Sohn der Erde, deren mannigfaltige Verehrung bei diesen Autochthonen, laut Tacitus u. a., schon erwähnt ist (S. 357). Die Erde soll nämlich auch hier tit geheißen haben, wie Hebräisch und Galisch; Griechisch Titaea [4]), Mutter des Tithos, der Tethys und aller Titanen, ja noch der Fee Titania. Der erstgeborene tîtân ist der Himmel (Uranus) selber, dann die Berge und das Meer, mit welchem ersten sie die übrigen Titanen erzeugt: wie in der Nordischen Mythe die (Erd=)Kuh Audumbla den Weltriesen Ymer säugt, aus dessen Hirnschaale der Himmel, aus den Knochen die Berge, aus dem Blute das Meer u. s. w. von Odin gemacht werden. Der Himmel heißt Chinesisch auch ty-en,

liede und Sachsenspiegel erzählten Herkunft der Sachsen, und findet sich erst, so viel ich weiß, in Nic. Marschalls Meklenburg. Gesch. zu Anfange des 16. Jahrh. Das Lied von diesem König Anthyr in Neumarks Palmbaum (1668), welches damals in einem vermauerten Schranke des Klosters Doberan soll gefunden sein, ist ein ungeschlachtes Machwerk, zum Theil in Alexandrinern, und rührt gewis nicht aus dem 13. Jahrh. her, wie Koch Deut. Lit. Gesch. I, 124 noch wahrscheinlich fand.

[1]) Thiele Danske Folksagn Bd. 1 und 3.

[2]) Z. B. Tils Söe, Tybjerg auf Seeland; Tystad in Jütland und Schweden u. a. — Auf Island Tys-, Tyrs-fiola Hundsviol (Franz. violette de Mars); Tyrihjalm (auch Thoralm) Eisenhütlein, Wolfskraut; Tysved, Tysbast, daphne mezereum.

[3]) Skinner, Eckhart u. a. leiten Dinstag von Thuisco. Vergl. Irmin 48. Grotefend Heidelb. Jahrb. 1818, Sept. Selbst Rühs zu Tacit. Germ. S. 287 vermuthet Einheit von Tyr und Thuisk. F. Magnusen möchte Thuisco durch Tuis-cot i. e. Tys deus deuten.

[4]) Diodor. III, 57. Tidea bei Berosus. Kanne e. Urk. 368. Wachter unter dent bringt aus Boxhorn und Pezron Brit. tid, tud Erde. — Δη-μήτηρ gehört wohl nicht hieher, weil es nur andere Aussprache für γη-μήτηρ. Von γέα, γῆ, γαῖα (doch wohl eines Stammes mit γένω, γίγνω, geno, gigno) sind aber ihre Söhne Giganten (darunter ein Gyges) benannt; und auf sie hat man die Nordische Goi, Göja und unsere Frau Gave bezogen. Mehr davon bei Wodan.

und die Erde ti, mit welcher er, als Mann und Weib, alle Götter (Tengäri?), und durch sie alle Dinge erzeugt. [1] Zu Titaea, der vollbrüstigen (εὐρυστερνος) oder vielbrüstigen Göttin (von Ephesus), gehört auch wohl eben die Brust τιτθη, welche sich im Althochdeutschen tuito [2], und noch im Niederdeutschen Titte und Englischen teat (Angels. tytt, titte) auf gleicher Stufe mit den Romanischen teta, tetta, teton erhalten hat, obschon Hochdeutsch Zitze lautet [3]. Das letzte steht aber noch in einer Reihe mit dem auch hieher gezogenen Gothischen thiuda Volk (z=th), zum Lettischen tauta, Land, Volk, und unserm diot, diet (in Dietrich, Dietmar u. a.); und ist wohl Ableitung von thi, thiu, welches noch im Goth. thiu-s Knabe, Diener, thivi Magd (beide ursprünglich als Kinder des Hauses, Hausgenossen, familia) erscheint, wie in anderen Ableitungen [4]), Bildungen (Goth. thiuth gutartig) und Zusammensetzungen (diu-muot, deo-heit, Demuth); und jenes thiu-s [5]), thivi (Isl. thy-r. thy; Angels. theov, unser noch Mittelhochd. diu Magd) ist doch wohl eins mit dem Geschlechtsworte, welches im Goth., Nord. und Angels. zwar nur noch geschlechtlos thata, that vortritt, aber unserm alten dër, diu, Altsächs. thie, thia entsprechend Goth. etwa thi-s, thija lautete, und auf ähnliche Art zum Artikel abgeschwächt wurde, wie das Nordische hann und hún, Er und Sie, dessen lebendige Bedeutung noch unser Hahn und Huhn bezeugen [6]). Das Grundwort schließt also überhaupt Abstammung, Geschlecht, Verwandtschaft in sich und thi, thiu könnte die Erde als die allgemeine Mutter (Die, Sie,) sein, und ihr Erstgeborner Thu-isco wäre nach ihr benannt, wie nach seinem Sohn Mannus überhaupt der Mensch mann-isco, und mit ihm, dem

---

[1]) Gützlaffs Missionsberichte 1831—33, im Magaz. der evang. Miss. Gesellsch. Basel 1835. F. Magnusen stellt auch tien hieher, und Sanskr. dyo (Lat. divum) Himmel; welches dyo aber nicht so dazu stimmt, wie das obige Sanskr. tiru göttlich. Er fügt noch das Mexik. teu, teo bei.

[2]) Gloss. Mons. tuito mamma.

[3]) τιτθη, wird zwar mit τιθήνη auch von θάω, saugen, geleitet, wie θηλὴ Brust: aber das bei Schneider angenommene τιθάω finde ich etwa nur in τιθὰς zahm; und τίτθη scheint eher Zusammensetzung und nahe verwandt damit τυτθὸς jung, klein. — Nahe beisammen stehen auch Hebr. tad, dad Brüste; Sanskr. dathi geronnene Milch; Goth. dadjan, Dän. die, Schwed. di säugen: welche Germanischen Wörter übrigens zu θάω stimmen (wie θυγάτηρ, dauhtar, Tochter.)

[4]) Goth. gathivan, Angels. getheovan, Mittelhochd. bediewen, dienstbar machen. Isl. thion, Angels. then Diener, Althochd. dionôn, dienen, taugen, diorna Dirne.

[5]) Mittellat. thius Oheim, thia Tante, Span. tio, tia, Ital. zio, zia, sind Griech. θεῖος, θεία.

[6]) Hún hat im Genit. und Dat. hennar, henni: und unsere Henne ist Umsetzung von hanin, wie oben (S. 359) merminne von mermannin.

Urvater, hieße auch sein Volk die Deutschen. Obgleich diese Cambrisch Tusci, Altfranz. Thiois (vor Allemands), Schwed. tyskar, und selbst Mittelhochdeutsch diusche, tiusche lauten, so ist das letzte, doch Verschleifung von diutische (Niederl. duytscher; Engl. dutch, Niederländer; noch deutlicher Ital. tedeschi) völlig entsprechend dem eben erst zum Vorschein gekommenen Goth. thiudisk [1]); und wenn dieses auch allgemein für heidnisch (wie gentilis) steht, wie das Mittellat. thiudisc, theodissc, theudisc (auch theotisc [2]), teutisc u. s. w.), meist nur als Beiwort für die Sprache, zum Unterschiede von der Lateinischen Kirchensprache und Romanischen Volkssprache [3]): so erscheinen doch schon im 9ten Jahrhundert Theotisci substantivisch, als Deutsche, neben den Latini, und das Annolied gebraucht diutisch als Beiwort zum Lande. [4]) Man müßte also schon auf die obige Bildung tit, tuit, zurückkommen, welcher das Goth. thiuth (gut-)artig buchstäblich gemäß ist, wie sich auch Mittelhochd. diudisch und noch später Deudsch findet. [5]) Sie würde jedoch die Mutter des Gottes bezeichnen, und nichts berechtigt, einen Deutschen Gott Tuit, Teut anzunehmen, obschon man einen solchen, als Vater und Lehrer des Volkes, mit dem Gallischen Teutates-Merkur, ja dem Aegyptischen und Phönikischen Thot-, Taut-Hermes verglichen hat. [6]) Teutates, wenn er mit dem von Cäsar erwähnten Gallischen Stammvater und Erdgotte Dite patre eins ist, scheint wirklich ähnliche Zusammensetzung wie Thuisco, der aber noch die einfache Form des Urwortes ti, thi zeigt; dagegen die Deutschen schon Ableitung voraussetzen, gleich den Teutonen (teu-t-ones,-oni), davon die weitere Ableitung Teutonici zwar bei den Römern, und später bei den Deutschen auch Teutones, allgemein für Deutsche

---

[1]) Im neuesten Hefte von Ulfilas Bibelübers. Galat. 2, 14: wodurch Grimm Gramm. I, 108 berichtigt wird. Angels. el-theodisc fremdvolkisch (Matth. 27, 7), theoda-folc Landsleute Matth. 4, 16.

[2]) Schon bei Servius. Vergl. S. 371, Anm. 1.

[3]) Stellensammlung von 813 bis 1185 bei Rühs zu Tacit. Germ. 103, die sich leicht vermehren läßt.

[4]) Walafrid Strabo de reb. eccl. c. 7: a Latinis Theotisci multa et in communi locutione. Anno 24: zi Dintischimo lante. Gloss. des 9ten Jahrh. bei Schmeller Bair. Wörterb. I, 406 thiudisca liudi Germania.

[5]) Jenes im hds. Gedichte von der Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig VI; dieses in manchen Büchern des 14—17. Jahrh. vergl. Gobelinus Persona bei Meibom. I, 69.

[6]) Irmin 25. 57. Baxter glossar. ant. Brit. deutet Teutates durch deu-tat deus pater — den Gallischen Stammvater dis pater bei Cäsar; Pezronius vom Galischen tud, teut, Irl. tuath Volk, und tat, Vater. Wachter will bei Tacitus Tutisco lesen; Conring u. a. bleiben bei Tuisco.

gebraucht wurden.[1]) Wenn also die Deutschen auch eben so wenig zunächst von den Teutonen, als beide von einem angeblichen Teut, benannt sind, und auch nicht zunächst von ihrem Thuisco heißen, so haben jedoch diese drei wirklichen Namen einen tief in allgemeine Gottesbenennungen zurückgehenden Ursprung und im Deutschen nahe Verwandtschaft, und glaublich auch mit dem Kriegsgotte Tyr, Ti.

Noch findet man für den in Tuesday u. s. w. lebendenden Deutschen Kriegsgott ein Zeugnis auch in dem Englischen als Ausruf und sonst gebräuchlichen the deuse, deuce, dewce für Teufel (wie die Persisch-Arabischen Diven, und god Isl. nur die heidnischen Götter bedeuten); desgleichen in unserm Ausruf „der Deutscher!“ Oberdeutsch „Pfui Teutsch!“ oder „der Daus! der Tausend!“[2]) Aber Daus ist sicher nichts anders, als die Zwei im Würfel- und Kartenspiel, wor-

[1]) Stellen bei Rühs 108: Teutones 1040; Teutonici schon 860, dann vornämlich seit Otto's I Deutschem Kaiserthum. Unter den Alten auch bei Martial, wie bei Virgil, zu dessen Aen. VII, 741: Teutonico (Gloss. des 10—11. Jahrh. bei Schmeller I, 406 diutischemo) ritu soliti torquere cateias die Bemerkung des Servius (im 5ten Jahrhundert) Cateiae autem lingua Theotisca hastae dicuntur, von Rühs, als ein späteres Glossem beseitigt wird, weil es eine doppelte Erklärung sei zu dem voranstehenden Cateias tela Gallica unde et Teutonicum ritum dixit. Aber schon der erste Satz zeigt, daß Gallicus und Teutonicus vermischt wurde, auf ähnliche Weise wie die Gaesati wirklich Germanisch-Gallische Krieger waren, benannt von ihrem furchtbaren kurzen Wurfspeer gaesum, *γαισον*; was nur der häufige Wechsel (wie kiesen und Chur) für das Gothisch-Nordische geir, wie in den Gothischen Namen Gaiserich, Radagais (Mittelhochd. weibl. Name Gêse?); und dies ist nichts anders, als der furchtbare gêr (Althochdeutsch) kêr, in Kero, Notker: vergl. Gêrbreht und Geisbrecht?), von welchem, laut Tacitus der Name der Germanen herrührt; welche letzten übrigens Rühs 93 selbst auf den Marmortafeln der Fasti Consulares zum J. 531 in Gallische Cenomanen umschreiben will. Cateja wird, als Wurfkolbe, richtig abgeleitet (bei Wachter) vom noch Niederl. katten, Isl. Schwed. kasta, Engl. cast werfen; daher unsere Katze, kriegerisches Wurfzeug, so wie die Namen Catti, Cattuarii (Cattimelibocus Katzenelnbogen). Vergl. Niederl. kaetsen, treiben, Ital. cacciare, Franz. chasser. Merkwürdig wird diese Cateja-Kolbe in Aelfric's Angels. Glossar des 10ten Jahrh. (hinter Somner, S. 63) Teutona genannt: clava, vel cateia, vel Teutona, anes cynnes gesceot, eine Art Geschoß.

[2]) Grotefend über Münters Relig. der Karthag., in den Heidelb. Jahrb. 1818 Sept. Rühs zu Tacit. Germ. 286. Grotefend vereinbart damit noch den Asiatischen und Griechischen Hercules Desanaus; den von Eckhel in Deutschland gesuchten Hercules Deusoniensis auf Münzen des 3ten Jahrh.; die Gallischen Nachtgeister und Incuben dusii, schon bei S. Augustin; Isl. thurs Riese (Altd. türse: noch in Tirschenreut, Tusnang) — Thusnelda = Thussenhild; das Angels. berühmte Deusbourgh; unser Deuz, wo nach alten Münzen Hercules (Deusoniensis?) verehrt wurde; Ditis pater, Teutates, den Sabinischen Titus Tatius. — Von den dusii mehr bei Dufresne gloss. med. aev. und Dobeneck I, 29. Sie erinnern noch an den Dusares in meinen Reisebr. III, 127. — Die Namen Thies, Dissen u. ä. gehören näher hieher, als thurs. Ich habe irgendwo die sylva Herculis in Tacit. ann. II, 12 durch Dies-ter erklärt gefunden; wozu Diesterweg stimmte. Diez ist aber Kürzung von Dietrich.

in noch das höchste Blatt so heißt, zwar gleichbedeutend mit dem As (Eins), und beweiset eben so wenig, als das letzte etwa noch den Nordischen As (Gott) bezeugt. Denn beide Wörter sind zwar ursprünglich gemeinsame Zahlwörter, doch erst in Romanischer Gestalt mit den Spielen angenommen, aus dem Lateinischen as, assis und duo, und lauten Mittelhochdeutsch daz esse, daz tûs; und weiterer Nachklang ist „der Tausend!" Auf ähnliche Weise deuten die Ausrufe Teutsch, Deutscher nur mit heiliger Scheu den Teufel selber an; wie die ähnlichen Bildungen „der Deuker! der Deixel!" u. a. [1]) Das Englische deuce aber lautet buchstäblich ebenso für Daus (Zwei) im Spiel, ist auch Romanisch (zunächst Franz. deux), und behauptet sich so neben dem heimischen two: dagegen the dewce, das überhaupt erst in neuer Zeit vorkömmt, auffallend von den in tuesday enthaltenen Namen, den es bekunden soll, abstünde. Ein anderes ist freilich, ob dieß Zahlwort nicht auch mit den hier zur Sprache gekommenen Wörtern und Namen wurzelhaft zusammenhängt.

Auf ähnliche Bedeutung, wenn auch nicht auf gemeinsamen Wortstamm, führt endlich noch der eigenthümliche Oberdeutsche Name des Dinstages, Erchtag, besonders in Oesterreich und Baiern (z. B. in Mozarts Briefen), auch bei Luther. [2]) Der Name lautet in den häufigen Urkunden und Büchern Erichs-, Erich-, Erig- Eri-, Er-, Eren-, Ehr-tag (bei Hans Sachs); durch welche letzte Schreibung der verdunkelte alte Name wieder eine Deutung erhielt. [3]) Ich bezweifle auch jetzo nicht den früher (1815) angenommenen Zusammenhang mit der alten, wohl noch gangbaren königlichen Erichsstraße (Eriksgata) des Schwedischen Reichs, wie mit der Ermin-, Ermingstraße, einer der vier Englischen sich kreuzenden Königstraßen: beide als irdisches Abbild des Altdeutschen Iringsweges [4]), d. i. der Milchstraße; deren Christliche Benennung Jakobsstraße zugleich der irdische Wallfahrerweg (nach Compostella) war, aber auch wieder geistlich, als Him-

1) Schmeller Bair. Wörterb. I, 432 giebt Deihhel, Deigl, Deixl, pfuy Deitsch! in eben diesem Sinne.

2) Sermon am Erichtage in Pfingstfeier 1522. Panzers Ann. der Deutsch. Lit. II, 79. Auch in des Herz. Albrecht von Sachsen Reise nach dem heil. Lande bei Mencken II, 2104.

3) Irmin 21 weiset viele Stellen nach; welche leicht reichlich vermehrt werden können aus Meichelbek hist. Frising. (Eritag schon um 1270), Mon. Boic. u. a. Vergl. Schmeller Bair. Wörterbuch I, 96.

4) Gloss. Jun. bei Nyerup symbol. 372: Jringeswec via secta. Vergl. Irmin 33, Anm. 80.

melsstraße überhaupt, gedeutet wurde; so daß auch die Türkische Benennung der Milchstraße Wallfahrer=Weg (nach Mekka) wohl gleiche Bedeutung hat. Wie selbst bei den Nordamerikanern die Milchstraße der Seelenweg, und bei Griechen und Römern der Helden= und Götterweg war, so ist sie auch als unser alter Iringsweg eine Heldenbahn, auf welche Iring, den Herminfried rächend, sich mit dem Schwert entschwingt; und vielleicht ist der an jener Stelle (zu Soest, oben S. 345) noch lebendige Helweg zunächst der große breite Weg zur unterirdischen Wohnung der Todesgöttin Hel (Nordisch Niflheim, Niflhel = Hölle, alt Helle). Denn eben so heißt vor allen die Fahrt der Brunhild auf prächtigem Wagen zur Todtenwelt ihr Helveg [1]); und die Altfränkische Geschichtssage, und noch das Volk nennt die große Straße des Austrasischen Reichs (von Cambray bis ans Meer) die Brunhildenstraße zwar theils mit Verwandlung der Brunhild in einen ältern zauberkundigen König Brunhald [2]); theils mit Beziehung auf die bekannte geschichtliche Brunhild [3]), Gemahlin des Austrasischen Königs Siegbert, der auch das steinerne Brunhildenbette auf dem Feldberge bei Frankfurt angehören soll [4]); deren Name jedoch wiederum, wie Iring, zur Milchstraße sich emporschwingt, welche Niederländisch Brunhildenstraße heißt. [5]) Unsere Iring=Milchstraße ist ebenso in der Geschichtssage und Heldendichtung die Bahn des mit dem Thüringerkönig Herminfried (verkürzt Irnfried) zusammenstehenden Helden Iring; und in beiden steckt der Sachsen Hauptgott Irmin, Hermin, der mit dem späteren Herkules (dessen 12 Kämpfen und Säulen) verglichen und in Säulengestalt verehrt, vornämlich auch Sonnengott genannt wird [6]); daher die den Zwölfkampf bestehenden Nibelungen (Burgunden) Irings Söhne heißen und eins sind mit den eilf Isungs Söhnen und Siegfried im gleichen Zwölfkampfe. [7])

---

[1]) Edda=Lieder von den Nibelungen S. 62: **Brynhildur reith Helveg.** Vergl. Nornagests=Saga Kap. 8.

[2]) Den Grimm 56 mit Brennus, dem Erbauer der Britischen Irminstraße, für eins hält.

[3]) Calceia Brunechildis. Bergier hist. des chémins de l'emp. Rom. (Brux. 1736. 4): chaussée de Brunehault. Mehr davon bei Grimm Irm. 52 rc. Die angeführten Annal. Bertin. haben jedoch (bei Pertz I) nichts hievon.

[4]) Edda=Lieder von den Nibelungen Einl. 53; Verdeut. VII, 42.

[5]) Vbroeneldenstrait bei Grimm nach Grupen.

[6]) Oben S. 345.

[7]) Wilkina=Saga Kap. 149. 151 rc. Vergl. mein Büchlein über die Bedeutung der Nibelungen (1819) S. 110, und Anmerk. zu Nibel. 5394. 8401.

25 *

Die Beziehung der Milchstraße auf die Sonnenbahn stimmt zu der Mythe, wonach sie die Spur von Phaetons Fahrt mit dem Sonnenwagen ist; so wie der Thierkreis bekanntlich auch die Wanderung der Seelen mit der Erde verbindet, die im Krebs herausgehen und im Steinbock zurückkehren. Der uralte, Vorhomerische, und auch von jeher Germanische Himmelswagen wird auch Irmins-, Herren- und Heerwagen genannt; und nahe dabei steht der Fuhrmann mit den beiden Böcklein (an den mit zwei Böcken bespannten Donnerwagen Thors erinnernd) in der Milchstraße, in welche auch Herkules mit der Hydra und noch mehr der Schlangenträger hineinreicht.

Freilich ist die Milchstraße die Irrbahn des Sonnenwagens und Irmin zeigt auch mehr anderweite irdische Beziehung. Die Irminsäule, womit Karl der Große erst das Heidenthum der Sachsen völlig zerstörte, wird von Witekind (S. 345) mit den Herkulessäulen verglichen, daher ich diese von Tacitus und anderen Römern erwähnten Germanischen Herkulessäulen durch Irminssäulen gedeutet habe; und wenn jener Name auch die mythische Erdkunde vom Eingange des Mittelmeeres auf den der Ostsee übertrug, und Tacitus dahingestellt sein läßt, ob Herkules (wie Ulysses) auch bei den Germanen gewesen: so stimmt doch sein auch sonst ihnen zugeschriebener Hauptgott Herkules und sein Herkuleswald in Norddeutschland auch zur Sächsischen Irminsäule. Diese aber scheint nicht sowohl Denkmal des weitgewanderten Helden und Gottes am Weltende (oder Sonnenthore), als vielmehr die irdische Mittelstelle der Welt: wie mitten in der Nordischen Götterstadt (Asgard) die heilige Esche [1]), welche die Dingstätte der Götter war, als Urbild der sonst manigfaltig, ja noch, die Volks- und Gerichtsversammlung (auch der Vehme) unter freien Himmel bezeichnenden Bäume; und welche wunderbare Esche, mit Wurzeln und Zweigen durch alle Welten reichend, zugleich das Weltganze abbildet, und als die haltende Säule des Himmels und der Welt, bei der Götterdämmerung zusammenstürzt. [2])

---

[1]) Daher das von Osten her rückende Aspurg am Schwarzen Meere, Asciburg am Riesengebirge und am Niederrhein?

[2]) Aehnliche allgemeine Beziehung geben alte Glossen und jüngere Auslegung der Irminsäule, welche später überhaupt Denkmal bedeutete, z. B. in der gereimten Weltkronik. Zunächst konnte die Säule (wie ursprünglich auch die Irminsäule), der Sonne Sinnbild sein, als Thor und Ziel, und täglicher Weiser ihrer Bahn: wie der große Obelisk im alten Rom Sonnenzeiger war, und ich im J. 1817 dort den Obelisken vor der Peterskirche dazu einrichten sah. Die nahe liegende Vermuthung, der Gothische Sonnenname sauil (oben S. 31) sei zugleich Ein Wort mit Säule (Alt. sûl;

Zu Herkules stimmt auch die Ableitung Irmins von der Mutter Erde, Hertha, Frau Here [1]); etwa in ähnlichem Verhältnisse wie Herakles zu Here, zugleich in Beziehung auf die Milchstraße, oder den Weg der Heroen; welche letzten nach ihr benannt sind [2]), wie die Titanen und Giganten von anderen Erdnamen (S. 368). Des Keltischen Furchen-Herkules, der vermuthlich, wie Thuisco, der Hetrurische Tages (Hermes), die Sparten und der riesige Sohn des Pflügers in unserm Märchen, aus der Erde geboren, ist schon gedacht. [3]).

Zu dem Namen Erik, Erich, Erch scheint ebenso zu stimmen das Hebräische arg, Chaldäisch arka, die neben der obigen Tidea (S. 368) stehende Erdgöttin Horchia, die Tyrrhenische Horchia-Vesta, dann Orcus, davon auch Ares (Mars, Mamers), der Here Sohn, abgeleitet wird. [4]) Dem tritt zwar entgegen, daß man den Schwedischen Erik für einerlei hält mit dem Altnordischen Rig [5]); unter welchem Namen der von neun (Welt-)Müttern geborne Ase Heimdall, der die Regenbogenbrücke bewacht, die Welt durchwandert und das Menschengeschlecht, nach den drei Ständen, der Knechte, Freien und

---

Genit. Dat. siule, — daher Säule, anstatt Saul, wie noch Mundarten sagen), scheint durch die eben erst Galat. 2, 9 vortretenden sauleis Säulen bestätigt, die zwar den weiblichen Nominativ sauls voraussetzen.

[1]) Oben S. 15. Das dort angeführte ἔρα zeigt sich nur noch in ἔνεροι, inferi, Unterirdische. — Terra, tellus, männlich tellûrus (Marcian. Cap.) und tellûmo (Varro bei Augustin) sind auch vielleicht nur Ableitungen desselben Stammes; vergleichbar unseren Hermin, der Herd (schon bei Otfried V, 20. 56, wie bei Gottfried) neben Erde, Nerthum, Alth. auch herda (Graff I, 416. von erdûn, noch in Rudolfs Barl. 84, 39 kann auch Mehrzahl sein), jörd; obgleich man terra von ξηρὰ das Trockene, ableitet.

[2]) Martian. Cap. de nupt. philol. et Merc. 2.

[3]) Oben S. 345. Bedeutsam noch bei Sophocl. Oedip. tyr. 1211 πατρῷαι ἄλοκες.

[4]) Auch erez und aramah. Wiener bibl. Realwörterb. unter Erde. Kanne Panth. 182, wo noch viele andere Erdnamen dieses Stammes (Arab. ardi, arez; Syr. aretho, Pehlvi artha rc.), davon auch (S. 102) Ertag abgeleitet wird. Desgleichen (S. 186) der Syrisch-Griechische Melikertes-Herkules vom Semit. melek arthi König der Erde.

[5]) Das Eddalied dieses Inhalts, Rigsmâl, in Gräters Uebersetzung Lied von Erich dem Wanderer genannt, wird durch einen alten geschichtlichen Auszug von Arngrim 1597 ergänzt mit der Vermählung Rigs III. und deren Folgen, als Dänische Urgeschichte, mitgetheilt von F. Magnusen bei der Ausgabe dieses Liedes Edda III, 155. Er nimmt das Nächstfolgende an (mit Lågerbring, Suhm und Sjöborg) und setzt (mit Schöning) Danpstad, das auch in den Eddaliedern von den Nibelungen vorkömmt, (S. 76 wo daupar Druckfehler) an die Dvina, Hauptstadt in Reidgothland (laut Hervarar Saga 16), von wo die Gothen (über Gothland) nach Skanzien gekommen. Auch Danzig (Gedanum, Poln. Gdansk) sollen die Gothen gegründet haben, und heißt schon im 10. Jahrh. (vita S. Adalberti) Gedanie.

Edlen, erzeugt; von welchen letzten sein Enkel Rig III sich mit Dana, Tochter Danps von Danpstad, vermählt, deren Sohn Dan König der Dänen wird. Zwar kennen die Dänen keine Erichsstraße, und nur einen Waldemarsweg, giebt es auf Seeland mit der Sage, König Waldemar reite ihn jährlich etlichemal, den Kopf unterm Arm, auf schwarzem Rosse, mit schwarzen Hunden [1]): doch scheint hier die Sage, wie ähnliche mit bedeutenden geschichtlichen Namen, von Dietrich bis Sickingen, eben die Schwedische Odins-Jagd, unser wüthendes Heer und wilde Jagd der Frau Hulla (Hilde), also der obige Brunhilden-Helweg. Die Dänische Geschichtssage von Rig und Dan soll dann auch für Schweden gelten, und Erik ebenso der erste Schwedenkönig sein, von den Ostküsten der Ostsee her, wohin die Gothen (laut Jornandes) unter Be-rig wieder auszogen; und Ei-rick, wie der Name Altnordisch lautet, bedeute der stäts (ei, unser ie) Gewaltige. Hiebei ist rig und rik als gleich gesetzt, während dieses jedoch im Hochdeutschen zu rîch wird: das auch angeführte regin (Mehrzahl rögn, Genit. ragna), der Nordische Götter- und Königsname, aber ist das Gothische und Althochd. ragin, dann regin, gekürzt rein, (noch in Reinhart, renard); und hiezu scheint allerdings jener mythische Rig zu gehören. Davon verschieden bleibt also Eirik, Erik, der auch im Hochdeutschen schon im achten Jahrhundert gangbare Name Erih, Erich [2]), welcher doch wohl eben so gebildet ist, wie die gleichzeitigen Erdanch, Erhart, Erolt u. ä.; obgleich die Ableitung ih, ich nicht recht klar ist, und eins scheint mit der durch bloßes h, ch, in den ebenfalls gleichzeitigen Namen Ercho (jetzt Erk?), Erchana (weiblich), Erchanpert, Erhinholt u. s. w. [3]); wofür auch die gewöhnliche Zusammenziehung Erchtag, und selbst Eritag, Ertag, spricht. Nimmt man dazu die noch ältere Namensschreibung Airicus, Ariho [4]), so kann wohl

---

1) Antiquariske Annal. I (1812), 15.

2) Erih 786. 861. 861 (Erihi Genit.). 900. Erich 963. Neugart cod. dipl. Alemann.

3) Sämmtlich, nebst vielen anderen ähnlichen, bei Neugart. Graff Alth. Sprachschatz I, 443 setzt zweifelhaft „Erih? Erichinc?" mit Erinberahtstein Ehrenbreitstein, unter êra Ehre. Die Althochd. Ableitung ih, Goth. ik, zeigt sich fast nur an Fremdwörtern (Grimm Gramm. II, 284), dagegen die weitere Bildung ihho an Urdeutschen Namen Gibihho, Sibihho, Mittelh. Sibeche. Gibeche, (noch in Gibichenstein), jetzo Gibich, Sibich; Nord. Giuki, Sifka, wie latinisirt Gibico.

4) Graff I, 462 Airicus (aus Urk. v. 744); ebd. 432 „Ariho?" zweifelhaft, ob von hari, oder vom Stamm Ar, mit aran, airtha. Zu erchan, Nord. jarkn (ursprünglich, edel) findet sich das Goth. Subst. airknitha 2 Kor. 8, 8.

die Ableitung des mythischen Erich von der Mutter Erde bestehen. Eirik, Erik aber ist Name mehrerer alten, auch Dänischen Könige, deren einer in des H. Ansgars Zeit (im 9ten Jahrhundert) den Schweden, anstatt der neuen Christengötter zur Verehrung empfohlen ward [1]), und wonach eine Reise der Schwedischen Könige durch das Reich noch die Erichsstraße genannt wird. Auch wird die spätere, unter Christlichem Einfluß geschriebene Sage von Erik dem Weitgefahrenen [2]) der auch zu dem elysischen Wohnsitze der Unsterblichen (Udains-akr) gelangt, hiemit wohl in Zusammenhang stehen. In Dänemark heißt dagegen der Teufel noch der alte Erich (gammel Erik), und bei Holberg solle daher gar die Karbatsche als Meister Erich Polnisch tanzen.

(Schluß folgt.)

v. d. Hagen.

---

1) Irmin 37, wo auch die übrigen hier nicht belegten Angaben mit weiterer Ausführung zu finden sind.

2) Eiriks-Saga Vidforla. Torfaei ser. reg. Dan. 4. Noch später in Verse gebracht. Einari hist. litt. Isl. 82. 116. Den Inhalt giebt Bartholin antiq. Dan. 586.





